Eulogius Schneider
gest. 20. Oct. 1756.

GEDICHTE

VON

EULOGIUS SCHNEIDER.

Mit dem Portrait des Verfaſſers.

FRANKFURT,
in Commiſſion der Andréiſchen Buchhandlung.
1790.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

AN DIE

DURCHLAUCHTIGSTE

FÜRSTINN UND FRAU

LUISE

ERBPRINZESSIN

VON

WIED-NEUWIED,

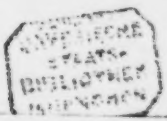
GEBORNE REICHSGRÄFINN

VON

WITGENSTEIN-BERLENBURG.

Durchlauchtigſte Erbfürſtinn,
gnädigſte Frau,

Ich widme dieſe Sammlung meiner Gedichte nicht der Fürſtinn, ſondern der Kennerinn, der Menſchenfreundinn LUISE. *Noch eh' ich hoffen konnte,* EUER DURCHLAUCHT *perſönlich bekannt zu werden, hatte ich ſchon das Glück, den Abdruck Ihrer ſchönen Seele in einem Gedichte zu bewundern, welches aus Ihrer eben ſo ſanften als kraftvollen Feder, oder beſſer, aus Ihrem edlen Herzen floſs. Schon damals hatten* SIE, *erhabne Fürſtinn, meine innigſte, unbegränzteſte Verehrung; aber ſeitdem ich ſo glücklich war, das Ideal weiblicher Vollkommenheit von Angeſichte zu Angeſichte zu ſehen, konnte ich dem Wunſche nicht widerſtehen,* EUER DURCH-



LAUCHT *ein öffentliches Denkmal meiner aufrichtigen Hochachtung und tiefesten Ehrfurcht zu ſtiften. Ich würde mich tröſten können, wenn die Früchte meiner durch mancherlei Schickſale beunruhigten Muſe, bald nach ihrer Erſcheinung ſollten vergeſſen werden; doch geſtehe ich gerne, daſs ich denſelben nun, nachdem ich ihnen den Namen einer ſo guten, und ſo geiſtvollen Fürſtinn vorzuſetzen wagte, mehr als jemals die Unſterblichkeit wünſche; damit es auch die ſpäteſte Nachwelt wiſſe, wie ich ſo ganz von Herzen bin*

EUER DURCHLAUCHT

Bonn, den 18. Febr.
1790.

unterthänigſter Verehrer
EULOGIUS SCHNEIDER.

VORREDE.

Ich hätte dem kleinen Werke, welches ich hier meinen Gönnern und Freunden überreiche, vielleicht einen ſchicklichern — beſcheidenern Titel geben ſollen. Poëtiſche Verſuche nennet einer unſerer Lieblingsdichter die jüngſt erſchienenen Produkte ſeiner glücklichen Muſe: und ich bitte meine Leſer, dieſe Benennung, wenn ich ſie gleich nicht gebrauche, in der ganzen Ausdehnung ihrer mildernden Kraft auf die Arbeiten

ten eines Mannes anzuwenden, der ohne Ermunterung, ohne Muſse, blos aus einer Art von Inſtinkt ſich zuweilen ins Gebiete der Dichtkunſt wagte. Mehrere meiner Leſer kennen die mannigfaltigen, oft rauhen Wege, auf welchen mich die Vorſehung bisher geführet hat. Vor dieſen werde ich mich wohl nicht entſchuldigen müſsen, wenn ich auch ihre Erwartung nicht ganz befriedige. Andere aber, welche mich nur dem Namen nach, oder gar nicht kennen, werden in dem Werkchen ſelbſt Gründe genug finden, es mit Nachſicht zu beurtheilen. Wird man auch etwas Vollkommenes von einem feurigen jungen Manne erwarten, der die neun ſchönſten Jahre ſeines Lebens in einem finſtern Klo-

ſter

ſter zubrachte?— Und wenn es mir nachher gelang, an dem Hofe eines groſsen deutſchen Fürſten eine Zufluchtsſtätte zu finden; ſo waren doch meine Geſchäfte daſelbſt von einer ganz andern Art, als die Poëſie. Dieſe eigenſinnige Pflanze gedeihet nur durch anhaltende Cultur, und nur auf dem Boden der Freiheit, welche an Höfen nicht viel mehr einheimiſch iſt, als in den Zellen der Mönche.

Doch vielleicht entſtehet aus eben dieſem Contraſt meiner äuſſerlichen Lage mit meiner Empfindungs- und Denkungsart einiges Intereſſe für meine Gedichte. Vielleicht wurde ich eben dadurch in den Stand geſezt, hier und dort eine Seite des

menſch-

menſchlichen Herzens angenehm zu berühren, und gewiſſe Wahrheiten, welche freilich zu unſern Zeiten oft genug in Proſa geſagt werden, auch im poëtiſchen Gewande treffend darzuſtellen.

Aber eben dieſe Wahrheiten wird mir, wie ich wohl vorherſehe, das Jeſuitenvolk nicht ſo leicht vergeben.— Mag es doch! Wer wird auch dieſen Elenden immer fröhnen wollen?

Vor einigen Jahren gab ein katholiſcher Geiſtlicher zu Augsburg eine Sammlung gereimter Zeilen heraus, in welchen durchaus nichts von Liebe und Mädchen vorkommen ſollte. Da ich aber, meiner Weihe ungeachtet,

tet, gerade so empfinde, wie andere Adamssöhne; da ich ferner unter *Liebe* und *sündhafter Ausschweifung* den Unterschied mache, dafs ich jene als einen wohlthätigen, vom Schöpfer in uns gelegten Trieb, diese hingegen als die Frucht einer schlechten Erziehung, und thierischen Stupidität betrachte; so gestehe ich gerne, dafs ich nicht so glücklich war, zehen Gedichte zu machen, unter denen nicht wenigstens eines der menschlichsten aller Menschlichkeiten zugehörte.

An Kätzereien wird's auch nicht fehlen. Wenigstens werden die scharfsichtigen Männer, welche so gar in meiner erztheologischen Vorrede zu

Chry-

Chryſoſtoms Homilien deren einige entdeckten, ihr römiſches Vergröſserungsglaſs auch hier nicht unbenutzt laſſen. Nur bitte ich ſie, zu bedenken, daſs ein Gedicht

keine Beichte,

und

kein Glaubensbekenntnis ſei.

Doch warum halte ich mich mit ſolchen Leuten auf, welche wohl bei Beurtheilung eines poëtiſchen Werkes die lezte Stimme zu geben haben? Warum benutze ich dieſen Raum nicht lieber, den zahlreichen Freunden meiner ſchüchternen Muſe öffentlich zu danken, und ſie zu verſichern, daſs ich nun, nachdem der Umgang mit den Grazien mir zum Berufs-

rufsgeſchäfte ward, mit doppeltem Eifer mich beſtreben werde, wenigſtens in der Zukunft ihren Beifall zu verdienen?

Auch Ihnen, mein lieber Lohbauer, und Ihrem geſchickten Freunde Käterlinus ſollte ich für die Mühe, welche Sie auf die Zeichnung und den Stich des Titelkupfers verwandten, hier meine Dankbarkeit bezeugen. Möchten es meine Leſer zugleich als ein Denkmal unſerer Freundſchaft betrachten!

Wenn ich dieſen Gedichten die beim Antritte meiner hieſigen Lehrerſtelle gehaltene Rede *über die Hinderniſſe der ſchönen Litteratur im katholiſchen*.

liſchen Deutſchlande beifüge; ſo thue ich es theils aus der Abſicht, gewiſſe Ideen auch dort in Umlauf zu bringen, wohin akademiſche Gelegenheitsſchriften ſelten gelangen können; theils aus dem Wunſche, meinen Leſern noch etwas mehr zu geben, als ich verſprochen habe.

Geſchrieben zu Bonn,
den 1. Jänner, 1790.

Der Verfaſſer.

Subſcribenten-Verzeichnis.

Se kurfürſtl. Durchlaucht, mein gnädigſter Landesherr, der Kurfürſt von Köln.
Se königl. Hoheit der Herzog Albrecht von Sachſen-Teſchen. 5 Exempl.
Se Eminenz der Cardinal von Auersperg, Fürſtbiſchof zu Paſſau.
Se Durchlaucht der reg. Marggraf von Baden.
Se Durchl. der Erbprinz von Baden.
Se Durchlaucht der Herzog Ferdinand von Braunſchweig und Lüneburg.
Se Durchlaucht der Prinz Ludwig von Heſſen-Darmſtadt.
Se hochfürſtl. Gnaden der reg. Fürſt Abt zu Kempten. 2 Exempl.
Ihre Durchlaucht die Frau Erbprinzeſſinn von Neuwied. 2 Exempl.

Achen. Hr Joh. Heinr. Elbers. — Hr Joh. Adam Wildenſtein.
Allerheim. Hr Klein, Secret.
Andernach. Hr Wimmersberg.
Anſpach. 12 Ungenannte.
Arnsberg. Hr Arnzen, Prof. — Hr Bering von Beringhoff. — Hr Brisken, Hofkammer-

rath.— Hr Harbert, Hofrath.— Reichsfreih. von Weichs zur Wenne, Landdroſt.— Hr Wolf, Profeſſor.

Augsburg. Hr von Amman, Patr.— Hr Bauer. Dem. Bauer.— Hr Brucker.— Hr Brucker, Senat.— Mad. Dempfle.— Hr Ellfot.— Hr Gignoux.— Hr Hainlin.— Hr von Halder. Hr Hecker.— Hr von Imhof, Dec. zu St. Moriz.— Eberhard Klett und Frankiſche Buchhandlung. 10 Exempl.— Hr Lodter, Doct. Hr Andr. Magg.— Hr May, Prof.— Hr Merz, Buchhändl.— Hr Nilſon, Stadtproc.— Hr Oeder, Handl. Bed. bei Mad. Gignoux.— Hr von Prieſer, Rathsconſ.— Hr Remshard.— Dem. Bab. Schneiderin.— Hr von Schwarz. 3 Exempl.— Hr Staudinger, Hofr. und kurfürſtl. bayeriſcher Agent.— Mad. Steinhard.— Hr von Stetten, Geh.— Hr von Stetten, Stadtſ. Styxiſche Buchhandl. 6 Exempl.— Hr Baron von Ulm, Domkap.— 5 Ungenannte.— Hrn Wagners ſel. Buchhandl.

Bacherach. Hr Holthof, Kelln.— Hr Schies, Beſehor.

Bachkagel. Hr Beck, Amtſchr.

Baklingen. Hr Spezial Reinhard.

Baireuth. Fr. Grafinn von König.

Bamberg. Hr Alt, Regiſtr.— Hr Brem. Wirth im weiſſen Lamme.— Hr von Bubenhoffen, Domkap.— Hr Faber, geiſtl. Rath.— Hr Hornthal.— Hr Maier, Stud.— Hr Marcus, Hofr. und Leibarzt.— Hr von Muffel, Garde Lieutn. Hr Sippel, Stadtr.— Hr Stöber.— 1 Ungen. Hr Wimmer.

Bingen. Hr D. Gentil, Stadtpf.
Blumenthal. Hr Hofmann, Amtsverwalter.
Bonn. Hr Aleff, Stud.— Hr Anecke, Stud. Hr Angelbis.—Hr Anſchel.Stud.—Hr Arnds, Hofr.— Hr Averdonk, Canon. in Ehrenſtein. Hr Bacciocht — Hr Sim. Baruch.— Hr Baſch, Bürgerm.— Hr Becker, Prof.— Hr de Berghes, Refer.— Hr von Bersword, kurkölн. gch.Rath.— Hr van Bethoven, Hofmuſ.— Hr Engelb. Biegeleben. — Hr von Blum, Rath. Hr Boosfeld, Hofkammerr.— Hr von Braumann, Stud.— Hr von Breuning, kurk. geh. Rath.— Hr von Breuning, geiſtl. Rath.— Hr von Breuning, Stud.— Hr Caramé, Stud. Hr Chriſt, Stud.— Frau von Coels.— Hr Corneli, Stud. — Hr Corty, Stud.— Hr Cramer von Clauspruch, geiſtl. geh. Staatsref. — Hr von Cramer, Kanzleidir.— Hr Cremer. Stud. Hr Crevelt. Doct.— Hr von d'Aix. — Hr Daniels, Hofr. und Prof.— Hr Dardeone, Hofſchauſp.— Hr Deckher, Stud. — Hr Defournay, Major.— Hr Dreeſen, Can.— Hr Ebhard, Hofr.— Hr Eichhof, gräfl. Bentheimiſcher Rath.— Hr Eichhof.—Hr Eſſer, Hofkammerr. Fräulein von Feuſer.— Hr Fickermann, Stud. Freih. von Forſtmeiſter, kurk. Obriſtfallm. Hr Freusberg, Landdechant und Paſt. zu St. Martin.— Hr Geisler, Adjut.—Hr Graf, Stud. Hr von Gruben, Stud.— Hr Baron von Goudenau, kurk. Obriſthofmarſchall.— Frau Gräfinn von Hatzfeld.— Hr Heller, Hofmuſ. Hr Heuſer, Stud. — Hr Hirſchmann. — Hr Ho-

henſchurz.— Hr Homberg, Paſt. in Dietkirchen.— Hr Hupp, Maler. — Dem. Marianne Joaſſin.— Hr Iſaak, Hofk.—Hr Jungen, Stud. Hr Kaipf, Knabenhofm. — Hr Kalt, Hofkam. Hr Kaufmann, Hofk.— Hr Kaulbach, Hofrath und Prof.— Dem. Chriſtine Keilholz — Dem. Dorothee Keilholz, Hofſchauſpielerinnen. Hr Abbé Kettels, Hofmeiſter bei den Freih. von Warsberg.— Hr Klein, Stud.— Dem. Babet Koch. — Hr Koch, Stud. — Hr Költer, Stud. — Hr Kracht, Stud. — Hr Krümanns, Stud.—Hr Kruſe, Stud. - Hr Küggelgen, Stud. Hr Lachauſsé, Stud.— Freifr. von Leroth, des Damenſtifts zu Dietkirchen Coadj.—Hr Löltgen, Garniſ. Paſt. — Freih. von Lombeck.— Freih. v. Lützelrode.— Hr Lux, Hofſchauſp. Hr Martin, Stud.— Fräul. von Maſtiaux. - Hr Memering, Stud.— Hr Merkenich, Rheinzölln. Hr Mertens, Licent.— Hr Graf von Metternich.— Hr Meunier, Vic.— Hr Müller, Hofk. Hr Nachtsheim, Stud — Hr Neeſe, Hofmuſ. Hr Graf von Neſſelrode-Reichenſtein, kurk. Reg. Präſid.— Hr Nettekoven, Oberkellner. Hr Nüdel, Stud. — Hr Oberthür, geiſtl. Rath und Direct.— Hr Pelzer, geh. Rath.—Hr Pfau, Hofmuſ.— Hr Pfeifer, Stud.— Hr Pick, Stud. Hr Reicha, Muſikdir.— Hr Reicha, Hofmuſ. Hr Reumont, Stud.— Hr Riegel, Lehrer an der Münſterſch. — Freih. von Rolshauſen, Kammerh. und Hofr.— Hr Roth, Weltgeiſtl. Hr Rougemont, Prof.— Hr D. Sandfort, Lieuten.— Hr Schäfer, Stud.— Freih. v. Schall,

kurk. Hauptm. — Freih. von Schall, geh. Rath.
Hr Scheben, Prof. — Hr Scheidler, Hofk. und Prof. — Hr Schmitz, Can. — Hr Schmitz, Stud.
Hr Schnitzler, Hofkapl — Hr Schugt, Stud.
Hr v. Seida, Stud. — Hr Simrock, Hofmuſ. — Hr Graf von Spee, kurk. Oberſtkuchenm. — Freih. von Spiegel zum Dieſenberg, Kammerpräſid.
Hr Stachelſcheidt, Stud. — Hr Stahl, Hofk. und Baumeiſt. — Hr Steiger, Hofſchauſpield.
Hr von Stieler, kurk. Generalmaj. — Hr Joſ. Löw Suſsmann. — Hr von Tautphäus, geh. Secr. — Hr Thaddäus, Prof. — Hr Thiele, kurf. Kammerd. — Hr Thönneſſen, Stud. — Hr Töring, Stud. — Hr Urbach, Stud. — Hr Vohs, Hofſchauſp. — Hr Wacker, Stallm. — Freih. von Waldenfels, kurk. Staatsminiſter. — Freih. v. Waldenfels, Dömherr zu Trier u. Würzburg.
Hr Graf von Waldſtein, kurk. geh. Staatsrath.
Freih. von Warsberg, Domh. zu Trier und Worms. — Hr Weber, Stud. — Freih. v. Weichs, Probſt. — Hr Weis, Stud. — Freih. v. Wenge, Kammerh. — Hr Werner, Hofrath und Prof.
Hr Weſſel, Stud. — Freih. von Widenbruck, Major. — Hr Willig, Stallm. — Hr Windeck, Proc. 2 Exempl. — Hr Worms, Stud. — Hr von Wreden, Can. — Hr Wulf, Proc.

Braunfels. Hr Dubois du Thil. 4 Exemp. — Hr Steinbeis, Mag.

Breslau. Hr Gärve, Prof.

Bruchſal. Hr Gürtler, Can. und Präd. — Hr Kusmann, Prof. — Hr Loes, Alumn, — 2 Ungen.
Hr Wengler, Prof. — Dem. Zangrandi.

Brühl. Hr Müller. — Hr Plenz, Schloßverw.

Budiſſin. Hr Wald, Can.

Carlsruhe. Hr Griesbach, Hofr.— Hr D. Poſſelt, Prof.

Coblenz. Hr Bleul, geh. Regiſtr.— Verwittwete Frau v. Hontheim.— Hr Mathie, geiſtl. Rath. Hr Richter, Prof.

Corvey. Freih. von Werneck, Domkap.

Crefeld. Hr Gerh. von Beckerath, Commerzienrath — Hr Heinr. von Beckerath, Commerzienrath. — Hr Eng. von Bruck. — Hr Gottſchalk Floh.— Hrn Gebr. von Haagen. Matth. Heck ſel Wittwe.— Hr Frid. Heidweiler — Hr Heinicke, Lehrer an ſeinem Inſtitut für Taubſtumme.— Hr Heinr. Herberts. Hr Joh. Lang, Lehrer am Erziehungsinſtitut. Hr Frid. Heinr. von der Leyen, C. S. — Hr Frid. Heinr. von der Leyen, F. S — Hr Peter Iſaak von der Leyen, F. S.— Hr Joh Lobach. Hr Matth. de Neues.— Hr Adam Scheuten. Hr von Wyck.

Dettelbach. Hr Baumann, Rathsverwandter.

Düſſeldorf. Hr Joh. Pet. Junge.— Hr Zinken, Prof.

Dülernau. Hr Baron von Schönebeck.

Elchtersheim. Hr P. Em. Link, Franziſk. und Pfarr.— Hr Schott, Amtm.

Elberfeld. Hr Achenbach. Hr Gieſen, Buchh. 5 Exempl.— Hr Grohe.— Hr Grünendahl. Hr Jahn, 2 Exempl.— Hrn Gebr. Kerſten. Hr Klier. Hr Heinr. Mühlenbeck.— Hr Ph. Matth Mühlenbeck.— Hr Scheel.— Hr Joh. Pet. Schlickum.— Hr Tillm. Jac. Schlickum. Hr Trooſt, Chir.— Hr Weſcher, 5 Exempl.

Erfurt. Hr Pfeiffer, Pfarr.
Frankfurt. HH Kiefhaber, Kaufmann. — Frau Rheingräfinn Louiſe, geb von Grehweiler. Fräul. in Annette von Schmaus.
Frauenaib. Frau von Beroldingen, Abtiſſinn. 3 Exempl.
Felskirch. Frau von Wocher, geb. von Löwenſink.
Freiſingen. Hr v. Bader, Can. und Conſiſtorialrath zu Salzburg und Freiſingen. 4 Exempl.
Gemünd. HH Fiſcher, Amtm. — HH Hartdock, Pfarr — HH Hofsner, Stadtſchr. — HH Knapp, Pfarr. — 2 Ungen. — HH Weiler, Bürgerm.
Gieſen. Fräul. Frider. von Rotberg, Hofdame bei der Fürſt. von Naſſau-Uſingen. — Fräul. von Senkenberg.
Gladbach. HH Backhaus, Pred. — HH Fauth, Hofr. — HH Fues, Papierfabr.
Gnadenthal HH Hoffer, Prior.
Gazenau. Dem. Sabine Geörger. — HH Simon Geörger.
Grafenreinfeld. Dem. Bartel.
Grehenſtein. HH Lichtenberg.
Grofsgartach. HH Weizel, Amtm.
Grunten. HH Pithan, Paſt.
Hainzburg HH Engelhard. — HH v. Rohett. Pfleg.
Halberſtadt HH Gleim, Can. 12 Exempl.
Hartheim. HH Feder, Capl.
Haſſen. HH Jüngſt, Pfarr.
Heidelberg. HH Eſcher, Prof. — HH Mieg, Adminiſtr. Rath.
Heidenfeld. HH Schüſsler, Can.

Heilbronn. HR von Backhauſs. — HR Brecht, Synd. — HR Fiſcher, geh. Hofr. — HR Heigelin, Hofr. — HR Gemming, Balleirath. — HR Hirſch, Generalſup. — Hr Graf von Knebel, königl. engl. und kurhann. Geſandte. — Die Leſe- und Converſationsgeſellſchaft zur Sonne. — Hr v. Roſskampf, geh. Rath. — HR Uhl. — Frau von Wachs. — HR Wiedmann, Rath und Pfleger. HR Wolpert, Bauſchreiber.

Kloſter Holzen. HR von Sicherer, Rath und Pfleger.

Hünshoven. HR Camphauſen. — HR Frings. — HR von Hees. — HR König. — HR Lamberti. — HR Necken. — 4 Ungen.

Ingolſtadt. HR Stock, Stud.

Ippesheim. HR Schlez, Pfarrer.

Kempten. HR von Brentano, geiſtl. Rath. — HR Cramer, geiſtl. Rath. — HR von Deuring, Hofkaval. — HR Götz, Hofbibliothecar. — HR P. Jacobinus, Guard. zum heil. Kreuze. — HR von Laſſer, Obriſtſtallm. — HR Lorenz, Buchhändl. 6 Exempl. — HR von Müller, k. k. Oberlieutn. HR von Neuſtein, Kreishauptm. — HR P. Philipp, Guard. zu Lenzfried. — HR Scheffler, Kapl. zu Dietmannsried — HR von Schleich, Hofk. — HR von Schleitheim, Hofmarſchall. Die hochfürſtl. Stiftsbibliothek. — Frh. von Tänzel, Großdech. — Frh. von Wittenbach, Domkap. — Frh. von Zweyr, Domkap.

Ketwig. HR Gottfr. Wilh. Scheidt. — HR Joh. Gottfr. Scheidt.

Köln. HR Altenbruck, Hofkammerr. — HR Joh. Heinr. Beckmann. — HR Caſp. Heinr. Bem-

berg. 2 Exempl. — HR Pet. Bemberg. — HR Bünten, Prof. — HR von Buſchmann. — HR Engel, Kaufm. — HR Giſsner. — HR Grup, kurm. Hofrath. — HR Pet. de Haen. 3 Exempl. — HR Harf, Oberpräcept — HR Herſtadt, königl. Dän. Agent. — HR Jeckel, Profect. — HR Lugino, Prof. — HR Graf von Oettingen-Baldern, Domprobſt zu Köln. — HR Joh Jac Reinhard. HR Reinhard. — HR Wallraff, Can. und Prof. 2 Exempl.

Kemnath. HR von Pappus, Pfleger.

Kronenberg. HR Beſſerer, Kaufm.

Kürn HR Schies, Hofrath.

Landskaiſen. HR Streckfuſs, Pfarrer.

Leinfeld. HR P. Eng. von Ruoſch, Def.

Leipzig. HR Baudius, Stud. — HR von Ferber. Mad. Höpp, geb. Mainone. — HR Petri. — HR Marquis Piatti, kurf. Sächſ. Kammerj. — HR Joh. Ant. Raſco. — Freih. von Sacken. — HR Schneider, Buchh. — HR Reichsgraf zu Solm, kurf. Sächſ. wirklicher geh. Rath. — HR von Veltheim. — HRn Spalt, Schneider, Mayer, kurf. Sächſ. Hofkapl.

Linz in Oberöſtreich Se biſchöfliche Gnaden.

Linz am Rhein. HR Meurer, Hofrath.

Ludwigsburg. HR von Becke, Obriſtwachtm. Frau Auguſte von Rieben.

Mainz HR Blau, Prof. — HR Dorſch, Prof. — HR Fibig. Prof. — HR Hofmann, Prof. — HR Wedekind. Hofr. — HR Winkopp.

Insel Malaga. HR Karl Mainone.

Mannerſtadt. HR Barth, Stud.

Marburg. HR Schleicher, Hauptm.

Memmingen. Frau von Wachter.
Menzingen. ur Engel, Amtm.
Mergentheim. ur Engelhard, Stadkapl. — ur Ort, Hofk. — ur Simon, Prof. — Frau Kanzlerinn von Tanzphäus. — ur Wirth, Prof.
Mühlheim am Rhein. ur Christ. Andrä. — ur Berger, französ. Sprachl. — ur Besserer, Pred. ur Engels, Pred. — ur Eulenberg. — ur Häntiens. — ur Died. Dan. Köster. — ur Wilh. Jac. Köster. — ur Lohr, 3 Exempl. — ur Ludger. ur Moll. — ur Schlickum. — ur Steinkauhler. ur Tops, reform. Schulm.
München. ur Baumgartner, Aud. — ur Hautmann, Rechn. Rath. — ur Lambrecht, Hofschausp. — ur Lechner, Stiftspred. — ur Michl, Hofk. Exped. — ur v. Nemmer, geh. Secret. ur Oberhuber. — ur Schiefsl, Rath und Hofk. Secret. — ur Schuh. — ur Stanga. — ur Stoll, Abbé. — ur Strobel, Prof. und Buchhändl. ur Vogl.
Münster. ur Zurmühlen, Can. 5 Exempl.
Münstereifel. Freih. von Hilgers, Probst.
Münzesheim. ur Posselt, Rath und Amtm.
Neufchatel. ur Droz. Hofm. der Pr. von Isenburg.
Neuhausen. Hr Bader, Pf. 2 Exempl.
Neuwied. ur Hackebracht, Obrist. — Freih. von Hagenberg, Hess. Gen. Lieuten. — ur Remy, Fabric. ur Winz, Pfarrer.
Norf. Freiul. Therese Cramer von Clauspruch, Stiftsdame.
Oberhausen. Freih. von Bach.
Odenheim. Freih. von Beroldingen, Domh. zu Speier und Dech. zu Odenheim. 10 Exempl.

Hr Brenning, Pfarr. — Hr von Mesbach, Amtm.
Hr Wahl, Amtsact. — Hr Weizel. Amtskellu.
Oehringen. Hr Herwig, Reg. Rath. — Hr von Röd. geh. Rath.
Oppenheim. Hr Müller, Doct.
Paderborn. Hr Kisse, Stud.
Passau. Hr Puchner, Alumn. — Hr Schubauer, Prof.
Philippsburg. Hr Bohl. Stadtkapl. 2 Exempl. Frau Hauptm. von Bonkowski. — Hr Graf, Kaufm. — Hr Stafflinger. Stadtpfarr.
Pforzheim. Hr Zandt, Prorect.
Rastadt. Hr Göbel. — Hr Schäfer, Gerichtsschreiber.
Rothenburg an der Tauber. Hr von Tautphäus, Hauptm.
Schonthal. Se Hochwürd. der Herr Prälat. — Hr Schliermann, Prof.
Schwanenberg. Hr Hauffs, Past.
Söller. Hr Benzenberg, Pfarr.
Solingen. Hr Wisseling, Doct. und Stadtfynd.
Speier Hr Bartelemi, Can. — Frau geh. Räthin Christiaet, 2 Exempl. — Hr von Deidono, Can. — Hr von Feuser, kurk. wirkl. Hofkammerrath und Can. zu St Guido — Hr von Kalt, Can. — Hr von Kalt, geh. Rath und Dechant zu St German. — Hr Kraus, Hofr. — Hr Kraus, Can. und Sen. zu St Guido. — Hr Kraus, Can. und Sen. zu St German. — Hr Kranzmann, Semipræbend. — Hr Linz, Can. — Hr Orsolini, Can. und kurpfalzisch. geistl. Rath. — Hr Kis, Oberamtskellu. zu Marienstrandt. — Hr Schnei-

der, Domvic. — Hr Tuſſing, Amtm. des Stifts zu St Guido in Otterſtadt. — Hr Weis, Rathsh.

Stuttgard. Hr Bäuerlen, Stud. — Dem. Beck. Hr Flatt. — Freih. von Gemmingen, Reg. Prof. Hr von Görlitz, Stallm. — Hr Haller, Hofmuſ. Hr Hausleutner, Prof. — Hr Hopfengärtner, Leibmed. — Hr Hopfenſtock, Secr. — Hr Hübner, Mag. — Hr Ketterlinus, Hofkupferſtech. Freih. von Knieſtedt, Staatsminiſt. — Frau Königseck. — Hr Liebenau, Buchhalter. — Hr Lohbauer, Reg. Secret. — Hr von Madeweis, preuſſ. Geſandte. — Hr Müller, Hofkapl. und Prof. — Frau v. Mylius. — Hr Naſt, Prof. — Hr von Reiſchach, Reg. Rath. — Hr Schmitheis. Hr Stahl, Reg. Secret. — Hr D. Standlin. — Hr von Taubenheim, geh. Rath. — Hr von Vahrenbühler, Obriſtwachtm. — Hr Uebel, Academie-Buchbind. 18 Exempl. — Freif. von Uxkull, geb. von Palm — Hr von Witzleben, Kammerh. — Die Herrn Hofprediger Werkmeiſter, Bleibinhaus, Mercy, Irry.

Sügerot. Hr Eſſer, Paſt.

Sulzfeld. Freih. von Göler, Ritterrath. — Hr Kupp, Amtm. — Hr Treſſz, Schr.

Tiefenbach. Hr Brunner, Pfarr. 12 Exempl.

Tübingen. Hr Magenau, Mag. — Hr Schill, Amtsſubſtit. — Hr Schnurrer, Prof.

Uerzingen. Hr von Uphof, Hofr. und Lizentm.

Reichsabtei Verden. Hr Ludw. Meyer.

Waiblingen. Hr Piſtorius, Oberamtm. — Hr Stadtſchreiber.

Waſſenberg. Hr Germens, Doct. — Hr Haas. Hr Pelzer. — Hr Schmitt.

Waiſmoven. Hr Pfertſchner, Forſtm.

Wetzlar. Hr von Bahlemann, Kammergerichts Aſſeſſor. — Hr von Bremer, K. g. A. — Hr Buchholz, Hofr. — Freih. von Cramer, K. g. A. — Hr von Dittforth, K. g. A. — Hr von Fahnenberg, K. g. A. — Hr von Globig, K. g. A. Fräul. von Habermann. — Hr Härt, Hofrath. Hr Hofmann, geh. Rath. — Freih. von Maurer, K. g. A. — Freih. von Martini, K. g. A. Hr von Neurath, K. g. A. — Frau von Oetinger, geb. von Bark aufen. — Hr Reinhard, Mag. 2 Exempl. — Freih. von Riedeſel, K. g. A. — Freiherr von Rothenhan. — Hr von Schmitz, K. g. A. — Hr Graf von Spauer, K. g. A. 2 Exempl. — Hr von Steigentesch, K. g. A. Freih. von Thüngen, Präſid. — Hr von Uhlheimer, K. g. A. — Freih. von Ulmenſtein, K. g. A.

Wevelinghoven. Hr von Heyles, Major. — Hr Kruſe, Amtm. — Dem. Erneſt. Kruſe — Hr Schiller, Vogt. — Hr Trappen, ref. Pred.

Wien. Freifr. von Berlichingen, geb. Gräfinn v. Haddik. — Freifr. von Berlichingen, geb. von Weiler.

Wiesleth. Hr Sauerbrunn, Pfarr.

Wiſrathberg. Hr Camphauſen, Paſt. — Hr Hauſſs.

Worms. Hr Böhmer, Prof. 5 Exempl.

Würzburg. Hr Cajet. Becker, Lect. im Carm. Kloſt. — Hr Berg, Prof. — Hr Blaſs, Prof. Hr Feder, Prof. — Hr Graſer, Cler. — Hr Herz, Stud. — Hr Heeger, Præſ. im adl. Seminar.

Hr von Hettersdorf, Lieuten. — Hr Jäger, Alumn. — Hr Oegg, Stud. — Hr von Redwitz, Alumn. im adl. Sem. — Frau Aud. Sartorius, geb. Hecker. — Hr Sartorius, Hofk. und Prof. — Hr Scharold, Stud. — Hr Schneider, Bened. zu St Stephan. — Frau Amtskelln. Schober, geb. von Mayer. — Hr Schön, Prof. — Hr Senfamer, Alumn. — Hr Seuffert, Prof. — Hr Sinner, Pr. f. — Hr Strauline, Prof. — Hr Walter, Alumn.

Nachtrag.

Achen. Hr A. B.
Hr von Collenbach. } Canonici an der
Hr von Geyr. } Münsterkirche.
Hr von Kaifersfeld. }
Augsburg. Demoif. Frank.
Hannover. Hr Meyer der jüngere, Kammeragent — Hr Thierry, Kaufmann. — Hr M. Philipfon.
Kempen. Hr D. Färber. — Hr Franke, Bürgermeiſter.
Köln. Hr Frid. Wilh. Bemberg.
Münſter. Hr von Tennemann, Obriſtlieuten.
Trarbach an der Moſel. Hr Schäzler.

VERZEICHNIS DER GEDICHTE.

1. *Der Franziskaner an den lutherischen Wechsler.* Seite 3.
2. *Mädchenmoral.* S. 5.
3. *Ode auf den Ritterlod Leopolds von Braunschweig.* S. 7.
4. *Volkslied auf denselben.* S. 15.
5. *Das DU.* S. 19.
6. *An Lina aus dem Kloster.* S. 20.
7. *An eben dieselbe.* S. 23.
8. *An die Andacht.* S. 24.
9. *Der 30. Psalm.* S. 29.
10. *Der 129. Psalm.* S. 36.
11. *Der böse Priester.* S. 39.
12. *Der gute Priester.* S. 41.
13. *An Hrn Prof. Schelle zu Salzburg.* S. 43.
14. *An denselben.* S. 45.
15. *Auf Zollikofers Tod.* S. 47.
16. *Ode auf Friedrichs Tod.* S. 49.
17. *Allgemeine Moral.* S. 60.
18. *Klage über die Römer.* S. 62.
19. *Die Abendstunde im Kloster.* S. 64.
20. *Der Usus simplex der Franziskaner.* S. 65.
21. *Ode an Babette aus dem Kloster.* S. 66.
22. *Nanette an Babette.* S. 70.

23. Nannettens Mutter an Babette. S. 72.
24. Der Witz und die Weisheit. S. 73.
25. An Lina. S. 75.
26. Der Schwur. S. 78.
27. An die Frau Pfarrerinn Steiner zu Augsburg, da ſie ihr Schnuchen verlor. S. 79.
28. In das Stammbuch eines Tucologen aus Riga. S. 80.
29. An die Vernunft. S. 81.
30. An Babette, an ihrem Geburtstage. S. 87.
31. Die Kloſterbibliothek. S. 90.
32. Die Freundſchaft. S. 91.
33. Auf den Junker Fritz. S. 94.
34. Liebchen an W. S. 95.
35. Auf Bambergs Ueberſchwemmung. S. 97.
36. Volkslied auf den heil. Kilian. S. 115.
37. An Hrn Pfarrer Bader. S. 121.
38. Der verrathene Kuſs. S. 123.
39. An Nannette über denſelben Gegenſtand. S. 125.
40. Das wahre Leben des Menſchen. S. 127.
41. Abſchied von Hrn R., da er Bamberg verließ. S. 129.
42. Der abreiſende Gatte an ſein Weibchen. S. 131.
43. Epiſtel über die Dichtkunſt. S. 133.
44. An Minette, nach einem Beſuche. S. 140.
45. Das Mädchen, wie es ſein ſoll. S. 143.
46. Die Auferſtehung, an die Fr. von König zu Augsburg. S. 144.
47. Karoline. S. 147.
48. An den Hrn von Hensdorf zu Bamberg. S. 151.

49. An Demoiselle Klein. S. 134.
50. Die Moral der Liebe. S. 135.
51. Lebrecht an meinen Freund. S. 137.
52. An den Hrn Reichsdechant Fehrn von Berolding n, da ich ihm meine Toleranzpredigt überschickte. S. 160.
53. Abschiedslied eines Wirtembergischen Officiers. S. 163.
54. Hymnus auf die Publicität. S. 166.
55. An meine Freundinn W. S. 171.
56. In das Stammbuch einer nie gesehenen Freundinn. S. 172.
57. In ein anderes Stammbuch. S. 173.
58. Der 110. Psalm. S. 174.
59. Abschied an die Theologie. S. 177.
60. An eine schöne Wittwe. S. 180.
61. Die wahren Vorzüge einer Schönen. S. 181.
62. An den fürstlichen Kellermeister G. S. 183.
63. In das Stammbuch eines jungen Polen. S. 186.
64. An meinen Wohlthäter. S. 188.
65. An die Frau Gräfinn Apollina v. Witgenstein. S. 191.
66. Schwäbisches Herbstlied. S. 196.
67. An die Frau von Wocher. S. 199.
68. Bescheidenheit. S. 200.
69. Der gute Dichter. S. 203.
70. Auf eine Melone. S. 204.
71. Empfindungen an meinem drei und dreißigsten Geburtstage. S. 205.
72. An Irene. S. 215.
73. An einen schlechten Schriftsteller. S. 218.
74. Eine Phantasie zu Höchst am Main. S. 219.

75. Lob des Trauerſpiels. S. 223.
76. Epiſtel an Hrn Prof. Feder zu Würzburg. S. 228.
77. Auf ein geflicktes Vergiſsmeinnicht. S. 233.
78. Ode an die Glieder der Leſegeſellſchaft zu Bonn. S. 234.
79. Glückwunſch an einen Arzt. S. 240.
80. Auf Ireneus Portrait. S. 243.
81. Auf die Zerſtörung der Baſtille. S. 245.
82. Klaglied über den ſeligen Hintritt des Hrn D. Endemann zu Marburg. S. 248.
83. Der reiche Thor. S. 253.
84. An meine Freundinn A., da ich ihr mein Portrait ſchickte. S. 254.
85. Glückwunſch an Lina. S. 259.
86. An die Freifrau von Berlichingen. S. 260.
87. Die wahre Aufklärung. S. 236.
88. Ode bei Seelmanns Urne. S. 270.

Rede über den gegenwärtigen Zuſtand der ſchönen Litteratur im katholiſchen Deutſchlande. S. 275.

GE-

GEDICHTE.

Der Franziskaner an den lutherischen Wechsler.

Freund, die Stände sind verschieden,
Doch die Pflichten einerlei.
Mir ist die Kapuz beschieden:
Dir Gewerb und Kaufartei.

Beide rollt der Strom des Lebens
In das Meer der Zukunft fort;
Leben wir dahier vergebens;
O! so geht's uns übel dort.

Römiſch, oder Lutheraner,
Jedem bleibet ſein Gericht:
Kaufmann, oder Franziskaner,
Dies verkehrt die Wage nicht.

Den von ganzem Herzen lieben,
Welcher uns zum Himmel ſchuf;
Wahre Menſchenliebe üben,
Dies iſt dein, iſt mein Beruf.

Zwar kein Menſch iſt ohne Sünde,
Und wir trau'n auf Chriſtus Blut:
Aber Jeder baut im Winde,
Der nicht nach dem Glauben thut.

Mädchenmoral.

Mädchen, willſt du artig ſein?
So gewöhne deinen Buſen
An den Zauberſaft der Muſen,
Schlürf' der Schriften Honig ein.

Willſt du ſchön und reizend ſein?
So bewahre deine Tugend:
Denn mit ihr verblüht die Jugend,
Trocknet alle Schönheit ein.

Wünſcheſt du geſund zu ſein?
Wünſcheſt lang' dich zu erhalten?
Nimm die Medicin der Alten,
Mäſsigkeit und Arbeit ein.

Wünschest du geliebt zu sein?
Such' nur Einem zu gefallen!
Nimm Verehrungszoll von Allen,
Liebeszoll von Einem ein.

Willst du ewig glücklich sein?
Lafs dein Pfund nicht müfsig liegen:
Wohlzuthun sei dein Vergnügen:
Liebe führt zum Himmel ein.

ODE

auf den Rettertod Leopolds von Braunſchweig.

Beſingt Ihn, Engel! Menſchen vermögen's nicht:
Beſingt den Fürſten, welcher für Menſchen ſtarb!
Umſchlingt den Märtyrer der Liebe
Mit paradieſiſchen Lorbeerkränzen.

Wie? oder wag' ichs? Lächelt nicht Leopold,
Wenn ihn der Mönch in einſamer Kluft beſingt?
Wenn unter dieſer rauhen Hülle
Mächtig mein Buſen für ihn emporſchlägt?

Ja! wagen will ich's, singen den Einzigen!
Laut will ich tönen; dafs es der Wüterich
Im hohen blutbefprizten Neſte,
Und der gepurperte Schwelger höre!

Der Thor es höre, welcher die Thatenkraft
Verfeufzt, verträumt vor'm goldenen Kruci-
fix:
Dafs, gleich den Schrecken des Gerichtes,
Selbſtiſche Herzen mein Lied erſchüt-
tre.

Laut will ich tönen; dafs an des Grabes
Rand,
Held Leopold! der Greiſe noch ſegne Dich!
Dafs Engelneid in Thränenperlen
Ueber die Wange der Jugend gleite!

So ſtarb noch keiner, Sterblicher! keiner noch
Starb ſo von euren Fürſten, wie Leopold!
Ihn übertrift nur Einer, Er nur,
Der an dem Kreuze für Sünder blutet.

Verderben flog auf ſchäumender Flut einher,
Und unbezähmbar tobte der Vindus:
Paläſte, Thürme, Tempel bebten,
Häuſer entſchwammen dem ſtarren Frankfurt.

Da ſteht der götterähnliche Leopold,
Und trägt mit Rieſenſchultern des Sturmes Laſt,
Verſendet Troſt mit jedem Blicke,
Fliegende Rettung mit jedem Worte.

Jehova ſieht vom Himmel den Menſchenfreund,
Und nun beſchlieſst er, ihn zu verherrlichen.
Ein Engel ſtöſst in die Poſaune,
Rufet den Himmel zum groſsen Schau-
ſpiel.

Dem fernſten Pol entſchwebten die Seligen
Zum groſsen Schauſpiel. Sterbliche laſſet
mich's,
O! laſſet mich's mit unentweihtem
Pinſel entwerfen, das groſse Schau-
ſpiel!

Ein Weib umſchlingt die Knice des Fürſten-
ſohns:
Verzweiflung ſchwellt den Buſen der Mut-
ter hoch,
Verkrämpfet ihr die offnen Lippen,
Funkelt aus ihrem verzerrten Blicke,

„Ach! meine Kinder". Weiter vermag sie nicht,
Sich auszuschluchzen.— Hell, wie der Mittagsstral
Scheint der Gedanke: Menschenrettung,
Ueber der Seele des Fürstensohnes.

Ja! sprach er,— Kaiser, Könige, Priester hört's!—
Sie retten will ich! Bin ich nicht Mensch, wie sie?
Er spricht's, und predigt zweien Schiffern
Fürstengefühl in den rohen Busen.

Jezt stehet er im Nachen: schon mäßigt sich
Der Strom, als ob er fühlte den Herrscherfuss:
Schon hofft die Mutter, streckt die Hände
Segnend und flehend empor zum Himmel.

Geh, feiger Cäsar! Prahle dem Schiffer vor:
„Du führst den Cäsar"; wenn dich dein Mordgewehr
Von ausgetilgten Nazionen
Triefend, im Auge der Menschheit brandmarkt.

Entrinn den Wogen, würge dein Vaterland,
Zertritt die Tugend, mache zur Sclavinn Rom,
Werd' ein Kolos, umspanne Welten,
Stürz' dann zusammen, und werd'— verfluchet!

Nicht Glück bestimmt die Gröse der Heldenthat:
Sein Machtspruch schafft den Pöbel der Helden nur:
Die wahre Würde liegt im Herzen,
Inneren Adel erzeugt die Absicht.

Sieh! Leopold entgehet den Fluten nicht:
Er ſcheitert, ſinkt — die Wellen bedecken ihn.
Die Menſchheit ſieht's — In tiefer Ohnmacht
Sinkt ſie an Viadrus Ufer nieder.

So ſinkt ſie nur, wenn Tauſende, wie das Heu,
Gemähet fallen, oder ein Marc-Aurel
Verliſcht, und vaterloſe Reiche
Huldigen Tiegern im Fürſtenſchmucke.

Jezt lebt ſie auf: ein Seufzer entwindet ſich
Dem matten Buſen: kümmerlich blickt empor
Ihr trübes Aug', und will vom Himmel
Ihren Geliebten zurücke weinen.

Allein zurücke kehret nicht Leopold:
Jehova hat den Helden verherrlichet:
Schon rollt ſein Wagen im Triumphe
Zwiſchen den Reihen erſtaunter Engel.

Volkslied

auf denſelben. *

Weinet auch am Wertachſtrande
Ueber Leopolden laut!
Auch in unſerm Vaterlande
Werd' ein Denkmal ihm gebaut.

Mütter, ſingt es unter Thränen
Euren kleinen Töchtern vor:
Sagt es, Väter, euren Söhnen,
Was die Welt an ihm verlohr.

* Ich machte dieſe beide Gedichte im Kloſter zu Augsburg. Als die Nachricht von dem Tode Leopolds in der Zeitung kam, fragte mich ein Concionator emeritus am Tiſche, ob L. katholiſch geweſen ſei? Nein; war die Antwort. Nun — verſetzte jener — ſo hatte er nicht weit mehr hinunter!!

Ach! im Frühling ſeiner Jahre
Starb der Fürſt, der deutſche Mann!
Schluchzend ſieht ihn auf der Bahre
Das verwais'te Frankfurt an.

Nicht vom donnernden Geſchütze,
Durch den Degen fiel er nicht;
Nicht; indem er an der Spitze
Seiner Legionen ficht.

Nein! der Tod gemeiner Helden
Iſt nicht groſs genug für ihn,
Ihn, der weiſs, beſiegten Welten
Menſchenrettung vorzuzieh'n.

Nicht sich Länder zu erwerben,
Fließt des jungen Helden Blut;
Für die Menschheit will er sterben,
Sterben, da er Gutes thut.

Schrecken tobet auf dem Rücken
Der ergrimmten Oder her:
Hütten, Thürme, Tempel, Brücken
Stürzen, Frankfurt wird ein Meer.

Sieh! da fällt zu seinen Füßen
Schluchzend eine Mutter hin,
Bittet unter Thränengüssen
Um der Kinder Rettung ihn.

Und des Fürſten Worte waren:
(Prinzen, ach! vergeſst ſie nie!)
„Laſst mich zu den Kleinen fahren!
Denn bin ich nicht Menſch, wie ſie?“

Spricht's, beſteiget kühn den Nachen,
Eilt zum Ort des Jammers hin.
Aber ach! des Stromes Rachen
Oeffnet ſich, verſchlinget ihn.—

Weine, Armuth! Menſchheit, weine!
Wittwen, Waiſen, weint um ihn!
Weine, Braunſchweigs Fürſtin, deine
Luſt und Hoffnung iſt dahin.

Das DU.

Wahre Liebe bindet nie
Sich an's ſteife, ernſte: SIE.
Sie vergiſst's, und weiſs nicht wie.
Trautes Liebchen, fraget ſie,
Biſt du nicht mein Liebchen, du?
Liebchen lächelt, ja, dazu.

An Lina
aus dem Kloſter.

Einſam ſ hmacht' ich hier im Bette;
Thränen fallen auf die Kette,
Die der Tieger Hildebrand
Mir um Herz und Hände wand.

Joſeph — kann der uns nicht retten?
Nicht zerſchmettern unſre Ketten?
Nein; noch nicht; er fängt nur an,
Was vielleicht ſein Erbe kann.

Alles gehet ſtufenweiſe.
Wenn dein Jüngling einſt als Greiſe
Zittert, und am Stabe keucht;
Lina, dann geſchieht's vielleicht.

Dann, wenn ſeine Manneskräfte,
Mark, und Geiſt, und Lebenskäfte
Schwinden, wenn das, was er fühlt,
Gram erſtickt, und Alter kühlt;

Dann vielleicht, wenn ich im Grabe
Endlich jene Ruhe habe,
Die ich ohne deine Hand
Immer ſuchte, nirgends fand;

Dann vielleicht, wenn ich ſchon modre,
Nichts mehr wünſche, nichts mehr fodre,
Wenn mich zwar der Wurm zernagt,
Aber kein Tyrann mehr plagt;

Dann, o Freundinn, kann's geſchehen,
Daſs die Quelle unſrer Wehen
Sich verſtopfe! Möcht' es doch!
Freute mich im Grabe noch!

An eben dieſelbe.

Wenn Tyrannei mich niederdrücket;
Wenn heiligſtolze Grauſamkeit
Das Leben jener Bruſt erſticket,
Die ganz ſich deiner Liebe weiht;

Wenn mich die Laſt der Amtsgeſchäfte
Entnervet; wenn, von Gram verzehrt,
Mein Geiſt und Körper neue Kräfte,
Mein Odem friſche Luft begehrt;

Wenn dann dein Freund an Dich ſich ſchmieget;
Entzückt, wenn gleich nur auf Papier;
An deinem Engelbuſen lieget;
Verſtöſeſt Du ihn dann von Dir!

An die Andacht.

Andacht, holde Freundinn schöner Seelen!
Himmelstochter! darf ein Sünder dich
Zu der Göttin seines Liedes wählen;
Komm! begeistre zum Gesange mich!

Möcht' ich jezt in deinem Lichte schweben!
Möcht' ich deiner Schönheit Zauber sehn!
Möchte süsser Schauder mich durchbeben,
Und dein Hauch mir durch die Seele wehn!

Denn wo giebt die Erde ein Vergnügen,
Das die Sehnsucht dieses Herzens stillt?
Ach! ich trank zu lang' mit vollen Zügen,
Was aus ihren faulen Sümpfen quillt.

Du nur labeſt uns mit wahren Freuden,
Du nur nährſt den Gotterſchaffnen Geiſt:
Du nur biſt's, die ſelbſt aus unſern Leiden
Der Erquickung Balſam träufelo heißt.

Der Gerechte ruht in deinen Armen,
Seine Kraft, ſein höchſten Lohn biſt du:
Selbſt dem Sünder flüſterſt du Erbarmen
In durchweinten Mitternächten zu.

Wenn Tyrannen nach der Unſchuld treten,
Wenn der Neid ihr heimlich Fallen legt;
Zeigſt du ihr in feſtlichen Gebethen
Den, der ſie auf ſeinen Händen trägt.

Wenn zurück vor'm Tode der Verbrecher
Jeſus bebt, und apf die Erde ſinkt;
Stärkſt du ihn, und ſüſeſt ihm den Becher,
Den er für das Wohl der Menſchheit trinkt.

Einen Paulus weiſst du zu den Chören
Gottvertrauter Geiſter zu erhöh'n:
Läſſeſt, was kein Ohr gehört, ihn hören,
Sehen, was kein ſterblich Aug' geſehn.

Mitten in Ægyptens dürren Wüſten
Schafft dein Zauberſtab ein Paradies:
Wolluſttrunken ſchwelgt an deinen Brüſten
Dein geliebter Schwärmer von Aſſis. *

* Franciscus.

Wenn der zärtlichen Thereſe Wangen
Hoch von keuſchgelenkter Sehnſucht glüh'n;
Stilleſt du gefällig ihr Verlangen,
Führeſt ſie zu ihrem Jeſus hin.

Du erleichterſt der Gelübde Kette,
Die zu früh der Jüngling um ſich wand:
Machſt den Kerker ihm zur Ruheſtätte,
Und zum Stolz ſein rauhes Büſsgewand.

Du verbreiteſt, gleich der Frühlingsſonne,
Durch die Seele Wärme, Segen, Licht.
Ach! erfülle mich mit deiner Wonne!
Komm, verſchmäh' das Herz des Sünders nicht!

Möchteſt du zum Urquell mich erheben,
Der in Weltſyſteme ſich ergieſst!
Möcht' ich höher ſtäts und höher ſtreben,
Bis mein Geiſt in Gott zurücke flieſst.

Der funfzigſte Pſalm. *

Sieh mein Elend, Gott, erbarme dich!
Und erlöſe
Nach der Gröſse
Deiner Vaterliebe mich!

Laſs mich, Herr, bei deiner Vaterhuld
Für die Sünden
Gnade finden,
Vater, tilge meine Schuld!

* Dieſen, und den nachfolgenden Pſalm habe ich für das Würzburger Geſangbuch verfertigt, welches noch im Kabinete des Fürſten liegt.

Waſch mich rein von meinem Ausſatz, Herr!
Daſs verſchwinden
Meine Sünden,
Waſch mich immer mehr und mehr!

Denn ich fühle, daſs ich Sünder bin,
Muſs geſtehen
Mein Vergehen,
Kann mir ſelber nicht entfliehn.

Ach! ich habe Dich, ich Böſewicht,
Dich beleidigt!
So vertheidigt
Selbſt der Sünder dein Gericht.

Doch du weifst, dafs ich als Sünder ward:
Dafs die Sünde
Mit dem Kinde
Sich in Mutterleib gepaart.

Denn du läfst, was sonst dein Siegel deckt,
Mich verstehen:
Läfst mich sehen
Wahrheit, die im Dunkeln steckt.

O! dafs mich dein Hyssop reinigé,
Von den Flecken,
Die mich decken!
Dafs ich werde weifs wie Schnée!

Sprich nur, Ja, dieſs frohe Ja zu mir,
Sprich's, und meine
Morſchen Beine
Leben auf, und jauchzen Dir.

Kehre weg von meiner Miſſethat
Dein Geſichte,
Und zernichte
Alles, was ich Böſes that.

Schaff, o Gott, ein reines Herz in mir!
Einen neuen,
Feſten, freien
Geiſt erfleh' ich mir von Dir.

Stoſs, mein Gott, ach! ſtoſs mich nicht von Dir!
Sieh mich weinen!
Nimm nicht deinen
Geiſt der Heiligkeit von mir,

Laſs, was meines Retters Rechte thut,
Mit Entzücken
Mich erblicken!
Stärke mich mit Heldenmuth!

Sünder ſoll mein frommes Beiſpiel lehr'n,
Zu verlaſſen
Ihre Straſſen,
Und zu Dir zurück zu kehr'n,

Lafs, mein Gott, für fremdes Blut mich nicht
Rach' empfinden!
Lafs verkünden
Mich dein gnädiges Gericht.

Herr eröffne deines Knechtes Mund!
Und es werden
Fernen Erden
Deine Thaten durch mich kund.

Wenn es Dir gefiele, wollt' ich gern
Opfer schlachten:
Doch dies achten
Nicht die Augen meines Herrn.

Ihm gefällt der Geiſt der Demuth mehr:
Gute Herzen,
Und die Schmerzen
Wahrer Reue liebet Er.

Herr, beweiſ' uns deine Huld in dem,
Daſs wir ſehen
Wieder ſtehen
Mauern um Jeruſalem.

Jeder bringet dann ſein Opfer dar,
Dich zu ehren:
Dann beſchweren
Fette Rinder den Altar.

Der hundert neun und zwanzigste Pfalm.

Herr! ich rufe tiefgebeugt zu Dir!
Mein Begehren
Zu erhören,
Neige Dich herab zu mir!

Meine Seele seufzt zu Dir empor,
Ihre Bitten
Auszuschütten:
Oeffne ihr dein Vaterohr!

Will dein Aug' auf unſre Sünden ſeh'n;
Willſt Du rächen
Die Verbrechen;
Herr! wer wird vor Dir beſteh'n?

Nein! Du biſt ein bald verſöhnter Gott:
Darum traue
Ich, und baue
Auf dein Wort, und dein Geboth.

Dein Verſprechen, Vater, täuſchet nie:
Mein Gemüthe
Kennt die Güte
Seines Gotts, und hofft auf ſie.

Israël, vertraue seiner Macht
Deine Sorgen,
Von dem Morgen
Bis zur stillen Mitternacht.

Denn der Herr ist lauter Gütigkeit,
Sich der Armen
Zu erbarmen,
Sie zu retten stäts bereit.

Israëln wird seine Vaterhand
Gnädig retten
Aus den Ketten,
Die um ihn die Sünde wand.

Der böſe Prieſter.

(In das Stammbuch des Herrn geiſtl. Rathes von Bader zu Freiſingen.)

Der Prieſter, der ein Eſel iſt,
Und täglich für's Brevier
An ſeiner Kirche Krippe friſst,
Iſt ein verworfnes Thier.

Der Schelm, der mit dem Chorrock prangt,
Das Volk in Dummheit läſst,
Wenn's nur den Opferpfenning langt,
Iſt ſeines Landes Peſt.

Der Pfaff, der Menschen lächelnd kränkt,
Am rauchenden Altar
Auf Brudermord mit Wollust denkt,
Ist — Satan im Talar.

Der gute Priester.

(Ein Gegenstück zu dem vorigen.)

Den Priester, der ein Weiser ist,
Und lieber sein Brevier,
Als seines Bruders Noth vergisst,
Den, Freund, den lob' ich mir.

Der Mann, der mit Verdiensten prangt,
Der Völkerwohl, und Licht,
Auch wenn die Kasse schrumpft, verlangt,
Der thut des Priesters Pflicht.

Er opfert, was er immer thut:
Die Welt iſt ſein Altar.
Ein guter Menſch iſt doppelt gut,
Iſt — Engel im Talar.

An Herrn Profeſſor Schelle zu Salzburg.

Wenn noch die Weſenheit der Freundſchaft übrig blieb,
Als Möncherei die Freuden, ihr Gefolg, vertrieb;
So find' ich ſie
In Dir gewißlich, oder nie!

So ganz in Eins geſtimmt, ſo richtig uns begegnend,
So juſt das Nämliche verfluchend, oder ſegnend;
Sind wir kein Paar,
Für das ſie noch beſtimmet war?

Ja, Sohelle! ja, wir sind's, und wollen ewig sein,

Wenn Regeln und Statuten auch dawider schrei'n,

Und kein Prälat,

Kein Guardian Empfindung hat!

An denſelben

(da er mir einen Pack Bücher ins Kloſter ſchickte.)

Als ich den Pack erblickte,
Den mir mein Schelle ſchickte;
Da fiel mir, wie natürlich, ein,
Es möcht' ein Briefchen drinnen ſein.

Gleich war der Pack entbunden,
Allein — kein Brief gefunden!
Mit welcher Miene ſtand ich da,
Als ich ſonſt nichts, als Bücher ſah!

Nun fieng' ich an zu rütteln,
Zu blättern, und zu schütteln:
Da hüpfte mir die kleine Maus
Aus Lowth's de veteri heraus.

Wie ich mit bunten Wangen
Die hüpfende gefangen!
Wie mich der Freude Blitz durchfuhr!
O Freund! dies fühlt dein Eulog nur.

Auf Zollikofers Tod.

Weine Menſchheit! Tugend, ſtreue Blumen
Auf des blaſſen Freundes Grab!
Todt iſt, Deutſchland! deiner Redner Erſter,
Zollikofer todt!

Dieſe Zunge, die von Weisheit trieſte,
Ach! ſie iſt verſtummt, verſtummt!
Dieſe Augen, ach! von Menſchenliebe
Glänzen ſie nicht mehr.

Dieſe Hände falten im Gebethe,
Ach! ſie falten ſich nicht mehr:
Die Ergüſſe ſeiner ſchönen Seele
Schreiben ſie nicht mehr.

Weine Menſchheit! Tugend, ſtreue Blumen
Auf des blaſſen Freundes Grab!
Todt iſt, Deutſchland! deiner Redner Erſter,
Zollikofer todt!

ODE
auf Friedrichs Tod.

Ein Denkmal Dir, vergöttorter Friederich!
Unaufgefodert bau' ichs, und unbezahlt.
Die Nachwelt seh' es einst, und spreche:
Friedrichs Denkmal von Priesterhänden!

O! dass es würdig werde des Einzigen!
O! wie es tobt, das Meer von Empfindungen
In diesem Busen! wie vor meinen
Augen der Riese der Menschheit dasteht!

Ihn schildern will ich, Sterbliche, sehet Ihn,
Nicht eingehüllt in flimmernden Dichterschmuck!
In seiner Grösse, wie er dasteht,
Will ich den Riesen der Menschheit schildern.

In seiner Rechten blinket das Siegerschwert:
Die Wage unentweihter Gerechtigkeit
Hängt von der Linken: dies dem Schutze,
Diese der Ruhe der Brennen heilig.

Die Fürstenhüfte zieret, vom Hofgeschmack
Nie aufgelöf't, der Gürtel der Mäfsigkeit:
Sein Schemmel ist der Aberglaube
Und der zertretene Fanatismus.

Wer bebte nicht vor Friedrichs Thatenfaust?
Wer zählte die Trophäen, auf Galliens
Zermalmtem Uebermuth gepflanzet,
Prangend auf modernden Slavenknochen?

Dort ſtehen ſie am Ufer der Moldau, einſt
Geſtemmt mit Oeſtreichs Leichen, bei Liſſa dort,
Und dort bei Mollwitz, Roſsbach, Breslau,
Und auf den Felſen zerſtörter Veſten.

Groſs ſind des Rieſen-Thaten! Mit Ruſſenblut,
Mit Franzenblut, mit Schweden- und Ungernblut,
Und, ach! mit deutſchem aufgezeichnet
Stehen ſie flammend im Buch der Zeiten.

Doch — war er Held nur? War er nicht Menſchenfreund?
Nicht Vater ſeiner Tauſende? Strömte nicht,
Nachdem er ausgedonnert, Segen
Auf die Gefilde geſchüzter Brennen?

Sie aſsen Brod, und hörten von ferne auf
Des Hungers Brüllen, der Alemannien
Verdorrten Winzer, und nach Kalchmehl
Lüſternen Pflüger begierig auffraſs.

In Friedrichs Arme flüchtete ſich, verbannt
Von heiligfrommen Ländern, die Induſtrie,
Des Reichthums Mutter. Auf Moräſten
Säet der Landmann, und Heerden blöcken

Auf dürren Heiden. Griechiſcher Kunſtgeſchmack
Beſeelt den Preuſsen. Seinen Anakreon,
Und ſeinen Pindar hört Apollo
Staunend in nordiſchen Wäldern ſingen.

Aus tauſend Quellen ſtrudelte Friedrichs Gold:
In tauſend Flüſſen ſtrömt' es ihm wieder zu.
So rollet von, und zu dem Herzen
Ab, und zurücke der Saft des Lebens.

Verkriechet euch, Deſpoten! Was ſchauet ihr
Ihm ins Geſicht? Er tränkte den Schmeichler nicht
Mit Waiſenblut, und feile Dirnen
Mäſtet' er nicht mit dem Mark des Bürgers.

In ſeinem Kerker faulte der Denker nicht:
Sein Cenſor fraſs nicht, gleich dem Getreidewurm
Der Schriften Kern aus, daſs die Hülſen
Schmachtenden Leſern den Gaumen rizten.

Sein Glaube war nicht künſtliches Wort-
gewebe,
Nach keines Wurmes dreiſtem Syſtem geformt,
Nicht millionfach durchgeflochten,
Einfach, wie Gott und die Wahrheit,
war er.

Das Beſte thun, war ſeine Religion:
Sein Opfer raſtlos wirkende Thätigkeit:
Die Welt ſein Tempel: ſeine Prieſter
Herzberg, und Karmer, der Brennus
Solon.

Sei Menſch, ſei Bürger, ſprach er, das
Innere
Des Herzens und der Meinungen richte der,
Zu welchem Moſes, Zoroaſter,
Chriſtus, und Mukamed rufen: „Vater"!

Verheerte Friedrichs Jäger die Hoffnungen
Des Landmanns, ſpottend? War nicht die höchſte Luſt
Des Weiſen, in der dunkeln Vorwelt
Tiefen bei nächtlicher Lampe graben?

Dort fand er dich, allmächtige Herrſcherkunſt,
Die auf dem Wohl des Ganzen ihr eignes baut,
Bedächtlich eilt, und ihre Wunder,
Wie die Natur, in der Stille wirket.

Groſs ſind die Wunder Friederichs, groſs und viel!
Wer rüttelte Europa ins Gleichgewicht?
Wer ſagte zu dem Erſtgebohrnen
Preuſſens: „du herrſcheſt dereinſt am Moenus"?

Wer ſchlug von deinem Buſen, Bavaria,
Des nahen Buhlers nervigten Arm zurück?
Wer ſchnitt Sarmatien in Stücke?
Deckte die Weichſel mit freien Segeln?

Nur fehlte noch die eherne Kette, die
Er ſchlingen ſollte um Alemanniens
Getheilte Herrſcher, daſs ſie ſchützten
Graue Geſetze, den Bojerzepter

Bewahrten den Abſprößlingen Wittelſpachs,
Die, unbehaucht vom römiſchen Cölibat,
Dem Mörder deutſcher Fürſtenſtämme,
Blühen am Ufer des Vaters Rhenus.

Er ſchlang die Kette um Alemannliens
Getheilte Herrſcher. Als es Allvater ſah,
Da ſprach er aus: „Sie ſind vollendet
Friedrichs Thaten, ſie ſind vollendet".

Jezt eilt der Engel Erſter zu Friderich,
Und bringet ihm die Botſchaft: Allvater ſprach:
„Sie ſind vollendet, deine Thaten,
„Friederich Brennus, ſie ſind vollendet!

„Komm, wirk in jenen höhern Gegenden,
„Nicht mehr gehüllt ins hindernde Erdgewand,
„Nicht mehr beſtritten von der Dummheit,
„Trotzend dem Gifthauch' des blaſſen Neides".

Dem Engel folgte Friederich, unverrückt
Die Miene, ſeines innern Gehalts gewiſs,
Entſchloſſen ewig fortzuwirken,
Ewig zu ſtreben nach Thatengröſse.

Jezt kam er an. Sein harrten am Jaſpisthor
Der graue Ziethen, und der getreue Keith,
(Unſterblicher, als er hienieden
Hätte vermuthet *) Schwerin, und
Bevern.

Ihm glänzt der Schweſter Friederichs
Sohn und Stolz,
Der Held der Liebe, Guelfiens Leopold
Entgegen: laut ertönt die Harfe
Kleistens, des Barden mit hundert
Narben.

* Nach einem Briefe des Philoſophen von Sansſouci zu ſchlieſsen, glaubte K. wenig von der Unſterblichkeit der Seele.

Ein Chor verklärter Weiſen, von Sokrates
Herab bis zum tiefblickenden Mendelsohn
Umringet ihn: halblächelnd reicht ihm
Wilhelm, der Strenge, die Vaterrechte.

So ziehen ſie zum Throne Allvaters hin.
Allvater krönet Friedrichs Haupt, und ſpricht:
„Wirk ewig! bald biſt du den Göttern,
Was du den Söhnen der Erde warſt!“.

Allgemeine Moral.

Wer Gott bei jedem Schritte fraget,
Ihm Dank für Kuſs und Ruthe ſaget,
Nichts wider ſein Gewiſſen thut,
Der meint's mit ſeinem Schöpfer gut.

Wer vom Gefühl der Liebe brennet,
Und jeden Menſchen Bruder nennet,
Und jedem Brudersdienſte thut,
Der meint's mit ſeinem Nächsten gut.

Wer ſich nicht nährt von Schmeicheleien,
Beleidigungen kann verzeihen,
Nichts wegen eignen Vortheils thut,
Der meint's mit ſeinem Freunde gut.

Wer in der Liebe ſtandhaft bleibet,
Nicht blos mit ihr die Zeit vertreibet,
Nicht Alles, was er könnte, thut,
Der meint's mit ſeinem Mädchen gut.

Wer nicht auf Glück und Menſchen bauet,
Nicht jedem, der ihm lächelt, trauet,
Nichts ohne Ueberlegung thut,
Der meint es mit sich selber gut.

Klage über die Römer,

(An Lina.)

Dich, ſchöne Lina, dich zu lieben,
Wer ſchreibt mir's zum Verbrechen an?
Sprecht, Römer, ſprecht, ihr Freiheitsdieben!
Was hab' ich Armer euch gethan?

Iſt's Sünde, wenn ich ſie verehre,
Die Edelſte der Sterblichen?
Und könnt ihr Tieger dieſe Zähre
Mit Satanslächeln flieſsen ſeh'n?

Ich kenne einen Gott dort oben:
Der ist kein Wütherich, wie ihr!
Vielleicht, dass Engel jezt mich loben:
Und ihr Barbaren fluchet mir?

Sie wird vergeh'n, die Zeit der Leiden:
Ich werde bald befreiet sein.
Bald flieg' ich auf zu Himmelsfreuden,
Und dann — o! dann wird Lina mein!

Die Abendſtunde im Kloſter.

Genug für heut'! Jezt brauch' ich Ruh',
Jezt mach' ich Thür' und Fenſter zu,
Und ſperre meine Bücher ein,
Und hohle mir den Frankenwein.
Dann geh' ich denkend auf und ab,
Und ſeh', was ich getrieben hab',
Und was man etwa in der Stadt
Den Tag von mir gelogen hat.
Und ſo, ſo iſt mir herzlich wohl:
Und iſt es leer, ſo mach' ichs voll,
Und meditire bei dem Glas,
Was ich von meiner Luxa las.

Der Uſus ſimplex der Franziskaner.

(* Die Franziskaner haben, nach ihrer Regel, kein Eigenthum, ſondern nur den einfachen Gebrauch der Dinge, welche ſie verzehren.)

Wozu das Eigenthum? Der einfache Gebrauch
Von gutem Leiſtenwein begeiſtert auch.

ODE
an Babette.

(Aus dem Kloſter zu Augsburg.)

Nicht in die ängen Mauern des Reims gesperrt
Sei meine Muſe! Frei, wie mein Kopf, und Herz,
Ertöne ſie! gleich deinen Fingern
Fliege ſie über die kühnen Saiten.

Noch hör' ich Dich: noch ſchmachtet mein lüſtern Ohr
Nach deinen Zaubertönen: noch ſchwillt mein Herz,
Wenn Du mit Millionen Griffen
Jedes Gefühl dem Klavier entlockeſt.

Bald hobest Du mein strebsames Selbstgefühl
Bis zu den Sternen: bald, wenn es Dir gefiel,
Sank tief mein Herz, und auf der Wange
Zitterten Thränen der süßen Schwermuth.

O Mädchen! welch ein Feuer begeistert Dich!
Welch eine Seele glühet aus Dir hervor!
Wer mahlt den Ausdruck deiner Augen?
Wer die Bedeutungen deiner Lippen?

Mit jedem Blicke predigst Du Menschensinn:
Du hauchst mit jedem Odem Empfindungen:
Schattirungen von Engelreizen
Hängen geschlängelt an deinen Wangen.

Beglückt die Edlen, welchen zur Tochter Dich
Die Götter gaben! Freundlich begegnen ſich
Des Zeugers Scharfſinn, und der Mutter
Zärtliche Seele in Deinem Blicke.

Dein Herz verkennt die Reize der Tugend nicht,
Verkennt die Wonne zärtlicher Freundſchaft nicht;
Mit Ketten, die den Zeiten trotzen,
Liegt es geſchloſſen an ſeine Freunde.

O! laſs auch mir den Himmel, Dir Freund zu ſein!
Errathe nicht, wenn ſpottendes Vorurtheil
Den Menſchen nach der Hülle richtet,
Oder ihm Kirche und Himmel ſperret.

Zerreiß' ich einſt die Bande der Sterblichkeit,
Und finde Dich in beſſeren Gegenden;
Dann werd' ich gierig Dir: „Babette!“
Und Du mir: „Eulog“! entgegen rufen.

Nannette an Babette.

(Dieſes, und das nachfolgende Gedicht wurden auf Erſuchen in das Stammbuch meiner vortrefflichen Freundinn geſchrieben.)

Freundinn, daſs Du reizend biſt,
Daſs in jedem Deiner Züge
Tauſendfache Schönheit liege,
Daſs dein Blick ein Himmel iſt;

Dies, und was dazu gehört,
Mögen Dir die Herrchen ſagen,
Und dabei den Stolz beklagen,
Den kein Lied, kein Seufzer ſtört.

Daſs Dein tönendes Klavier
Jedem Ohr und Seele rühre,
Ihn, wohin es wolle, führe;
Dieſes ſagen Kenner Dir.

Daſs kein andres Mädchen ihr
Auf der lieben Gotteserde
So, wie Du, gefallen werde;
Dieſes ſagt Dein Nannchen Dir.

Nannettens Mutter an Babette.

O Mädchen! komm, und lafs zum Angedenken
Dir eine oft verkannte Lehre fchenken!
Und ftehet dies nicht einer Mutter an,
Die doch nicht mehr mit Mädchen hüpfen kann?

Verwelken nicht die Rofen, die jetzt blühen?
So werden einft auch Deine Reize fliehen.
Sei tugendhaft! und mache Dein Geficht,
Und Deinen Wuchs zu Deinem Glücke nicht!

Denn fieh einmal! Du wirft nach dreifsig Jahren,
Wenns lange währt, fo gut, als ich erfahren,
Dafs Schönheit, gleich der Rofenfchmuck' entflieht,
Und nur der Reiz der Tugend nie verblüht.

Der Witz und die Weisheit.

Der Witz ward in die Weisheit einſt verliebt,
Und wünſchte ſie zur Frau zu haben.
Er ſah ſie oft: ſie lächelte dem Knaben,
So oft er kam: ſchien, wenn er gieng, betrübt:
Einſt ließ ſie gar von ihm ſich Hand und Wange ſtreicheln.
Jezt fieng der ſtolze Junker an,
Mit kühner Hoffnung ſich zu ſchmeicheln,
„Jezt, dacht' er, glückt es mir: ich bin der Weisheit Mann:
„Jezt iſt es Zeit, mich deutlich zu erklären,
„Und ihre Hand in forma zu begehren".

Er thut's; allein die Weisheit spricht:

„Bald werden unsre Reize schwinden,

„Wenn wir so eng auf immer uns verbinden.

„Zum Buhlen taugst du mir, zum Gatten nicht".

An Lina.

Sage mir, wo iſt der Mann,
Der Dich könnte mir entreiſſen?
O! wie ſollte dieſer heiſſen?
Herzensmädchen, ſag' es an,
Sprich! wo wäre ſo ein Mann?

Sage mir, wo iſt der Mann
Deſſen Herz ſo hellauf brennte?
Der ſo innig küſsen könnte?
Schelmenmäulchen, ſag' es an,
Sprich! wo wäre ſo ein Mann?

Sage mir, wo ist der Mann,
Der nach festen Gründen wandelt,
Stäts nach Ueberzeugung handelt,
Philosophinn, sag' es an,
Sprich! wo wäre so ein Mann?

Sage mir, wo ist der Mann,
Der sich im Genuss der Freuden
Gleich ist, wie im Druck der Leiden?
Gutes Mädchen, sag' es an,
Sprich! wo wäre so ein Mann?

Sage mir, wo ist der Mann,
Der mit tausend Hindernissen
Kämpft, und siegt, um Dich zu küssen?
Trauter Engel, sag' es an,
Sprich! wo wäre so ein Mann?

Sage mir, wo iſt der Mann,
Der von Amors Necktartränken
Weiſs ſo niedlich einzuſchenken?
Purpurlippen, ſagt es an,
Sprecht, wo wäre ſo ein Mann?

Sage mir, wo iſt der Mann,
Der der Liebe Streitigkeiten
Weiſs ſo klüglich einzuleiten?
Pochend Dingchen, ſag' es an,
Sprich! wo wäre ſo ein Mann?

Der Schwur.

Die schöne Doris schwört, in ihrem Leben
Nur dem, der ihr gefällt, sich zu ergeben.
Weil aber Jeder ihr gefällt;
Ergiebt sie sich der ganzen Welt.

An die Frau Pfarrerin Steiner zu Augsburg, da ſie ihr Söhnchen verlor.

O Freundinn! trockne deine Zähren!
Er iſt nicht todt, dein Kleiner, nein! er lebt.
Sieh, wie er dort in jammerfreien Sphären
Mit Seligkeit gekleidet ſchwebt!
Damit vielleicht die Bosheit ihn
Nicht irre führte, nahm ihn früh' die Vorſicht hin.
So ſiehet oft die ſanfte Schöne
Mit einer mitleidsvoller Thräne
Ein Veilchen, das am Wege ſteht.
Sie denkt: „der Unhold, der vorüber geht,
„Wie bald kann der dich nicht zertreten!
„Komm, liebes Veilchen, laſs dich retten!

„Du ſollſt an einem ſichern Orte blüh'n“.
Dann pflücket ſie's, und ſteckt's an ihren
Buſen hin.

In das Stammbuch eines Theologen aus Riga.

Du kömmſt von Norden; ich von Süden.
Das Ziel iſt eins; der Weg verſchieden.

An die Vernunft.

Vernunft! du biſt ein böſes Weib,
Und machſt mir viel Verdruſs.
Du raubſt mir manchen Zeitvertreib,
Und manchen ſüſsen Kuſs.

Hanns Jakob hatte wahrlich recht,
Wenn er das Urtheil ſprach:
„Du bringſt dem menſchlichen Geſchlecht
„Nur lauter Weh und Ach"!

So lang' ich nichts von dir gewüſst,
Wie glücklich war ich da!
Entgegen lachte mir die Luſt,
Wohin ich immer ſah.

Stäts heiter war mein Angeſicht,
Stäts offen war mein Herz.
Mich zupfte noch der Argwohn nicht
Bei Wein, und Tanz, und Scherz.

Die Freundſchaft — ach! das höſte Gut
In dieſer Alltagswelt,
Wie hat ſie mir dein kaltes Blut,
Wie hat es ſie vergällt!

Sonſt küſst' ich manche weiche Hand
So herzlich und ſo traut.
Jezt machſt du, und dein Herr Verſtand,
Daſs mir's vor Mädchen graut.

So eiferſüchtig war, wie du,
Xantippe ſelber nicht.
Du drückeſt nie ein Auge zu,
Und ſprichſt von nichts als Pflicht.

Die alte Frau Erfahrung iſt
Die Zofe, die du hörſt:
Die macht, daſs du ſo mürriſch biſt,
Und alle Freude ſtörſt.

Herr Zweifel, dein Gewiſſensrath
Jagt den Genuſs davon.
Bis jener ſich beſonnen hat,
Iſt dieſer längſt entfloh'n.

Die Scham und Reue folgen dir
Als Henkerinnen nach,
Und exequiren Nachts an mir,
Was ich des Tags verbrach.

Ich ſitze jezt beim Freudenmal
Beſorglich und geſpannt:
Ganz anders ſchmeckte der Pokal,
Da ich dich nicht gekannt!

Du filzeſt mich beſtändig aus,
Nichts iſt dir recht gemacht.
Du ſpuckſt, wie ein Geſpenſt, im Haus,
Und quälſt mich Tag und Nacht.

Und was das allerſchlimmſte iſt,
So beſſerſt du dich nie.
Vielmehr beſtärkt mit jeder Friſt
Sich deine Deſpotie.

Du führeſt mit dem Glauben Krieg,
Und ich ſoll Richter ſein.
Gewinneſt du; ſo macht dein Sieg
Die Orthodoxen ſchrei'n.

Verliereſt du, ſo heiſst es gleich,
Ich ſei ein ſchwacher Tropf.
Und ſage ich: „Vergleichet euch";
So ſchüttelſt du den Kopf.

So plagſt du ohne Ende mich,
Mich guten, ſchwachen Mann,
Denn trotz dem allen lieb' ich dich,
Und hänge dir noch an.

Was fang' ich an, ich armer Wicht?
Iſt denn kein Mittel mehr?
Mich ſcheiden laſſen mag ich nicht:
Und bei dir ſein iſt ſchwer!

An Babette
an ihrem Geburtstage.

Als einſtens Zevs beim Nektar aufgeweckt,
Und von der beſten Laune war;
Entwarf er ein beſonderes Projekt,
Und legt' es ſeinen Göttern dar.
Er ſprach: ich ſchüfe gern' in meinen alten Tagen
Ein Mädchen, wie noch keines war.
Ich will von euch zuſammentragen,
Was dieſes Meiſterſtück vereint beſitzen muſs.
Du, Juno, giebſt ihr deinen kleinen Fuſs,
Den ſchlanken Wuchs, die Majeſtät,
Und was noch ſonſt für ſchöne Körper ſteht.

Du Töchterchen (dies sprach er zu Cytheren)
Gibst ihrer Schönheit das, was keinen Namen führt,
Was jedes Herz unwiderstehlich rührt,
Was ich in jugendlichen Stunden
Nie definirt, und desto mehr empfunden.
Ihr Charitinnen sollt die Anmuth ihr gewähren,
Die euch den Sterblichen und Göttern theurer macht.
Apollo weiss, woran es oft bei Mädchen fehle:
Er giesst Empfindung tief in ihre Seele,
Und lehret sie
Sein Saitenspiel, und stimmt sie ganz zur Harmonie.
Habt ihr sie dann so weit gebracht,
So giebt ihr Pallas göttlichen Verstand,
Und ich vollende sie mit eigner höchster Hand.

Die Göttern riefen alle: ja!

Sie riefen's: ritsch! schon stand das Mädchen da.

Nun fragten sie, was es für einen Namen hatte.

Zeus sprach: das Mädchen heisst Babette.

Die Klosterbibliothek.

Als einst ein deutscher Fürst auf seinen Reisen
Den Bücherſaal des Klosters X. besah;
Erblickt' er unter dem Gerümpel da
Auch aufbewahrte Speisen.
Ei! rief er aus, das hab' ich nie gesehen.
Ihr Durchlaucht, sprach der Bibliothekar,
Der nebenher auch Küchenmeister war,
Es ist zur Sicherheit geschehen.
Die Speisen könnten nirgends sichrer sein;
Denn keine Seele kömmt herein.

Die Freundſchaft.

(In's Stammbuch eines ungeſehenen Freundes, aus dem Kloſter zu Augsburg.)

Freundſchaft! auch die dumpfe Höhle
Eines Mönchs erheiterſt du.
Seine abgehärmte Seele
Sucht an deinem Buſen Ruh.

Freundſchaft! deine Nektartränke
Schaffen morſchen Geiſtern Muth.
Welche Wonne, wenn ich denke:
Mancher Edler iſt mir gut!

Denke, dafs man, was ich dichte,
Mit Gefühl und Nachſicht lieſst:
Dafs bei meiner Leidgeſchichte
Manches Auge überflieſst.

Edler Freund! noch ungeſehen,
Ungeſprochen, liebſt du mich!
Willſt, ich ſoll im Stammbuch ſtehen:
Nun dann, ſieh! da ſtehe ich.

Stehe da im Mönchsgewande:
Doch du weiſst, was Paulus ſpricht:
Gottes Wort hat keine Bande,
Auch die Freundſchaft hat ſie nicht.

reundschaft gründet Herzensgüte,
Tugend, und Religion:
Nicht Kaprize, nicht Geblüte,
Nicht die Zelle, nicht der Thron.

Auf den Junker Fritz.

Fritz ein Baron vom älteſten Geſchlecht,
Und ganz behängt mit Ordenszeichen,
Verſicherte mich jüngſt, ich ſei nicht ſeines gleichen;
Gottlob! er hatte Recht.

Liebchen an W.

Geliebter, wirſt du mir nicht ſchreiben?
Nein, ſagt die Trägheit, laſs es bleiben,
Dein Liebchen macht ſich nichts daraus.
Sie hat zu thun in ihrem Haus,
Und hoffet morgen mit Entzücken,
Dich ſelbſt an ihre Bruſt zu drücken,
Und morgen iſt nicht weit entfernt!
Doch nein! du muſst ihr heute ſchreiben,
Denn Liebchen hat noch nicht gelernt,
Zwölf Stunden ohne Brief zu bleiben.
O! wenn du wüſsteſt, wie ſie izt
Verlaſſen auf dem Sopha ſitzt,

Bald ungeduldig nach dem Fenſter blicket,
Bald aufwärts, und bald abwärts rücket,
Die Mägde ruft, und wieder von ſich jagt,
Nach dieſem und nach jenem fragt,
Und doch auf keine Antwort achtet:
Wie ſie nach dir, nach Allem ſchmachtet,
Was nur aus deiner Feder flieſst:
Wie jedes Wort, von dir geſchrieben,
Ihr Wonne in die Seele gieſst;
Du würdeſt ſchreiben, oder gar nicht lieben.

Auf Bambergs Ueberſchwemmung.

(Den 7ten Februar 1784.)

Hemme deiner Thränen Lauf!
Heb, o Bamberg! deiner Wehen
Ganzes Heer zu überſehen,
Deine trüben Augen auf!

Heb ſie auf, und ſchau umher!
Deine Schönheit iſt veraltet,
Deine Reize ſind verſtaltet,
Deine Zierde iſt nicht mehr,

Bayerische Staatsbibliothek München

Wenig Tage sind dahin;
Da du stolz am Regnizstrande
Standst, vom weiten Frankenlande
Unerreichte Königinn.

Wie dich jeder schwer verliefs,
Der mit dir vertraut geworden!
Wie erst jüngst der Graf von Norden *
Deine Engelreize priefs.

Sieh! dort sizt dein Genius,
Läfst das Haupt zur Erde hangen:
Ueber seine blassen Wangen
Rollt ein bittrer Thränenguss.

* Der König von Schweden, welcher unter diesem Namen kurz vorher durch Bamberg gereiset war.

Deinem Jammer denkt er nach,
Waget nur zerſtreute Blicke
Auf dich hin, und bebt zurücke,
Und entwälzt ein dumpfes Ach!

Selbſt der Mörder *, der getheilt,
Von ſo manchem Fluſs beneidet,
Ueber deinen Buſen gleitet,
Dann dem Main entgegen eilt,

Scheint beſchämet und betrübt,
Scheint Entſchuldigung zu ſuchen,
Scheint die Gräuel zu verfluchen,
Die ſein Eis an dir verübt.

* Der Regnitzfluſs.

Ach! wie er die ſchönſte Stadt
So erbärmlich zugerichtet,
Wie er deinen Schmuck zernichtet,
Bamberg! dich gemordet hat!

Merket, Völker, dieſes Jahr,
Das dem Gräul Epoche ſezte!
Merkt die Sonne, die die lezte
Bis auf zwei im Hornung war!

Bald verbarg ſie ihren Schein,
Unſer Elend vorempfindend:
Unvermeidlich ihn verkündend,
Fällt ein warmer Regen ein.

Plötzlich bricht auf ſein Geheiſs
Von dem Boden, durch die Länge,
Durch des rauhen Winters Strenge
Ganz petrifizirtes Eis;

Bricht, und wälzet Stein und Holz
Von den Ufern losgeriſſen:
Unterſtützt von neuen Flüſſen,
Da der Schnee der Berge ſchmolz.

Wie die Meere ſich erhöh'n,
Wenn vom Monde aufgezogen,
Ihre hochgethürmten Wogen
Brauſend aus den Schranken geh'n;

So erhöht, zerschlagest du,
Regniz, die verhaßten Bande,
Brülltest dem erstarrten Lande
Schleuniges Verderben zu.

Ach! wer malt die Schreckennacht,
Welche unsre Auen, Wälder,
Gärten, Höfe, schwangre Felder,
Bamberg selbst zur See gemacht!

Furchtsam zögernd schien der Tag
Unsern Jammer mitzufühlen:
Fuhr zurücke; da der Mühlen
Schönste schon im Schutte lag.

Grauſamer durch ihren Sieg
Fahren des Empörers Wellen
Fort, zum Himmel aufzuſchwellen,
Und verdoppeln uns den Krieg.

Jeden Damm, und Spund, und Steg,
Vieler tauſend Hände Werke,
Reiſst die unbezähmte Stärke
Des ergrimmten Stromes weg.

Schone doch, o! ſchone doch,
Regniz, deiner ſchönſten Brücke!
Laſs uns nur von unſerm Glücke,
Dieſen Reſt, nur dieſen noch!

Doch vergebens! Strom, und Wind
Stürmen wilder — Sieh! erschüttert
Sträubet sich die Sæser — zittert —
Spaltet sich — zerfällt — verschwind't *.

So, Messina, fielen jüngst
Deine prächtigen Gebäude;
Da du durch dein Eingeweide
Stöfse vom Vulkan empfiengst.

Vor der Brücke flog der Stein,
Welchem Dikæns Hand das Leben
Durch Georgens Bild gegeben,
Unser Wunder flog hinein.

* Eine der schönsten Brücken, welche der Fürst von Frankenstein mit grofsen Kosten erbaut hatte.

Noch ein Pfeiler trotzt hervor:
Und an seinen Trümmern klimmend,
Halb sich haltend, halb entschwimmend,
Rufet Straus * um Hülf' empor.

Da er schon die Hände streckt,
Ein erbarmend Seil zu kriegen;
Muss er ringend unterliegen,
Wird mit Fluten zugedeckt.

Unter seinem öden Dach
Seufzt die Gattinn mit fünf Kleinen:
Die Verwaisten schluchzen, weinen,
Sterben ihrem Nährer nach.

* Ein Zimmermann, der sich sehr thätig bezeigte, die Unglücklichen zu retten, und darüber selbst zu Grunde gieng. Wär' er kein Zimmermann gewesen; er hätte vielleicht eine Statue.

Sein Verluſt iſt nicht gering:
Er, ein Glied des Bürgerſtandes,
War in ſeines Vaterlandes
Kette, kein vergebner Ring.

Manches Herz, das fühlen kann,
Wird an Straussen pochend denken,
Wird ihm eine Thräne ſchenken,
Ihm, dem Bürger — Vater — Mann —.

Wachter *! wurde dies dein Grab?
Wachter, da er fliehen wollte,
Wankte, ſtürzte vorwärts, rollte
In den offnen Tod hinab.

* Wachtmeiſter von der Garde, der mit der Brücke begraben wurde.

Seine kranke Gattin heult:

„Wächter! o mein Wächter! hätte
„Ich, wie einst dies leere Bette,
„So die Flut mit dir getheilt!

„Glücklich, glücklich noch das Paar*,
„Welches, Arm in Arm gewunden,
„Eben so der Tod verbunden,
„Wie der Segen beim Altar.

„Ach! sie konnten sterbend sich
„Noch einmal auf ewig küssen;
„Ach! du wurdest mir entrissen,
„Und kein Weib umarmte dich“!

* Ein Bürger, und seine Frau, welche Arm in Arm geschlungen, in den Fluß stürzten, und ertranken.

Sollten dieſe Opfer dir,
Strom des Todes! nicht erklecken?
Himmel! welchen neuen Schrecken,
Welches Donnern hören wir!

Auch die unt're Brücke fällt:
Ihr entſtürzt der zweite Bogen;
Dem ſich auf geſtemmten Wogen
Kreuzers Wohnung zugeſellt.

Nicht genug! Der Hauptpalaſt,
Wo der Sohn des Kriegs gewachet,
Wird entwurzelt, wanket, krachet,
Fällt, begräbt ſich im Moraſt.

Unſer Eden iſt zerſtört:
Wieder in den alten Graben,
Dem wir ſie erzwungen haben,
Iſt die ſchöne SCHANZ * verkehrt.

Ha! dort kracht ein ſinkend Haus.
Schrecken brüllet von den Dächern,
Aus errungnen Bodenlöchern
Heult Verzweiflung laut heraus.

Arme! euer Heil iſt nah!
VOIT gebeut — ihr dürft noch hoffen:
Hofft! es ſind noch BUBENHOFFEN,
STAUFENBERG, und SCHAUMBERG ** da!

* Der Namen eines ſchönen Spazierganges um die Stadt.

** Domherren, welche ſich bei dem Unglücke der Stadt auszeichneten. Der Zwang des Sylbenmaaſes hinderte mich, die andern Menſchenfreunde, die ich dabei beſchäftigt ſah, zu beſingen. Aber ihre Thaten ſtehen aufgezeichnet im Buche der Lebendigen.

Wie, wenn sich Neptunus zeigt,
Von Tritonen hergezogen;
Die Rebellion der Wogen,
Und die Wuth der Winde schweigt;

So erscheint ein Retter *: Er
Kömmt, beseelt mit Göttermuthe:
Auf der halb ersäuften Stute
Schwimmt der Held der Liebe her.

Hier den Nachen! Steiget ein!
Könnet ihr ihn nicht erlangen?
Seht! er will euch selbst empfangen,
Will der Schwachen Träger sein.

* Herr Domkapitular von Rennenberg, der mit Lebensgefahr verschiedene Unglückliche aus ihren Häusern brachte.

Selig, selig noch die Stadt,
Die, durchstürmet vom Verderben,
Wahren deutschen Adels Erben,
Erben deutscher Großmuth hat!

Hemme deiner Thränen Lauf!
Heb, o Bamberg! deiner Wehen
Edle Tröster anzusehen,
Deine trüben Augen auf!

Doch du weinst — Von deinem Stolz
Hat die Flut dir nichts gelassen:
Kaum verblieb von ganzen Gassen
Noch ein Haufen Stein und Holz.

Krazers Haus, wie ſtand es da!
Wie es jeden ſtaunen machte,
Jedem hold entgegen lachte,
Der es von der Brücke ſah!

Kaum entdeckten wir die Spur,
Kaum den Schatten ſeiner Gröſse:
Traurig ſteht's in ſeiner Blöſse,
Für ſich ſelbſt ein Denkmal nur.

Bamberg! Bamberg! ſchau umher!
Deine Schönheit iſt veraltet,
Deine Reize ſind verſtaltet,
Deine Zierde iſt nicht mehr.

Ach! wer wird dich tröſten? wer?
Bamberg! wer wird deine Beulen,
Deine tiefen Wunden heilen?
Einer nur! Franz Ludwig! Er!

Gott! wie tödtend war der Schmerz,
Den er um ſein Bamberg fühlte!
Welches Schwert von Qual durchwühlte
Und zerſchnitt ſein Vaterherz!

In den Thürmen von Artaun *
Muſs ſein Auge dein Geſchicke,
Bamberg, mit umwölktem Blicke,
Auf durchweinten Blättern ſchau'n.

* Der alte Namen von Würzburg.

„Rettet sie! so schreibet Er,
Schreibt, und wischt die Fürstenthräne,
„Macht zur Rettung meiner Söhne
„Kassen, Speicher, Keller leer"!

Gott! wir ehren dein Gericht,
Wenn du nimmst, was du gegeben!
Lass nur unsern Ludwig leben,
Nimm nur unsern Vater nicht!

Volkslied
auf den heiligen Kilian *.

Franken, preif't mit feinen Brüdern,
Preif't den grofsen Kilian!
Hebt mit frohen Dankesliedern
Euren Lehrer himmelan!

Diefer zeigte, edle Franken,
Euch den Weg zur Seligkeit.
Diefem habet ihrs zu danken,
Dafs ihr Erben Gottes feid.

* Auch für das Würzburgifche Gefangbuch gemacht.

Werfet einmal eure Blicke
Auf das alte Frankenland!
Werft ſie hin, und denkt zurücke,
Wie's mit euren Vätern ſtand.

Dichte, dichte Finſterniſſe
Hüllten dieſe Gegend ein!
Von dem Gräul der Aergerniſſe
War kein Hain, kein Hügel rein.

Dieſe Fluren, wo wir ſäen,
Waren in der Vorwelt Zeit,
So wie jene Traubenhöhen,
Blinden Götzen eingeweiht.

Fern vom wahren Gottesdienſte
Irrten ſie in ſtäter Nacht,
Ohne Bildung, ohne Künſte,
Ohne Wohlſtand, ohne Macht.

Endlich blikte mit Erbarmen,
Gottes Aug' auf ſie herab;
Da er den bedrängten Armen
Einen Freund und Lehrer gab.

Sieh! vom brittiſchen Geſtade
Kömmt der Vater Kilian;
Und der helle Tag der Gnade
Bricht mit ſeiner Ankunft an.

Mächtig blüht durch ihn der Glaube,
Herrlich glänzt das Chriſtenthum:
Und zertrümmert liegt im Staube
Das geſtürzte Heidenthum.

Auf den traubenreichen Höhen
Sieht das frohe Vaterland
Nun das Kreuz des Heilands ſtehen,
Wo zuvor ein Götze ſtand.

Wir erkennen unſre Pflichten,
Unſer Ziel, das höchſte Gut:
Nahren uns mit Chriſtusfrüchten,
Und vertrauen auf ſein Blut.

Ueber unſre wilden Triebe
Lehret er uns, Herr zu ſein:
Gieſſet wahre Bruderliebe
Unſern beſſern Herzen ein.

Nicht genug! des Glaubens willen
Gab er auch ſein Leben hin.
Denn um ihre Wuth zu ſtillen,
Tödtete die Fürſtin ihn.

Der Gerechte muſste ſterben!
Totnan auch, und Kolomann
Muſsten ihre Dolche färben,
Mit dem Vater Kilian!

Glänzend mit der Marterkrone,
Segnet er nun Frankenland:
Sieht vergnügt von seinem Throne
Auf die Früchte seiner Hand.

Wollt ihr ihm den Dank erweisen,
Welchen er allein begehrt?
Wollt ihr euren Vater preisen?
Glaubt, und thut, was er gelehrt.

An Herrn Pfarrer Bader zu Neuhausen auf den Fildern, an seinem Namenstage.

Man wünschet Freunden und Collegen
Von Rechts- und alter Sitte wegen
Zu ihrem Namenstage Glück.
Dies thut man morgen Dir: nur Einer bleibt zurück,
Nur Schneider wünschet Dir nicht Glück.
Warum? Weil Dir das Glück gegeben,
Was alle Wünsche übersteigt.
Man ehret dich: Dein Fürst ist Dir geneigt:
Du kannst bequem von Deiner Pfarre leben,
Die mehr als manche Grafschaft trägt.

Du bist gesund, und Jugend schlägt
In Deinen Adern noch. Drum lass Dich's
nicht verdriessen!
Collega Schneider bleibt zurück:
Er wünschet Dir durchaus nicht Glück:
Nein; nur die Kunst — es zu geniessen.

Der verrathene Kuſs.

(An Minette.)

Wie Knaben ihre Neſter,
So haſt mit-deiner Schweſter
Du jeden meiner Küſſe?
Iſt's nöthig, daſs ſie's wiſſe?
Ich will in meinem Leben
Dir keinen Kuſs mehr geben,
Dies mag Nannette wiſſen!
Ja wohl noch einmal küſſen!
Ja wohl das kleinſte Theilchen
Von jenen ſüſſen Mäulchen,
Die du, wenn du nur dürſteſt,
Mit Roſenlippen ſchlürfteſt.

Jezt werde klug durch Schaden!
Warum haſt du's verrathen?
Haſt noch dazu gedichtet,
Gewiſſenlos berichtet,
Beim Ofen ſei's geſchehen?
Iſt ſo was auszuſtehen?
Iſt's Wunder, wenn ich zanke?
War's nicht beim Kleiderſchranke?

An Nannette
über denselben Gegenstand.

Dafs ich Minette küfste,
Und dafs mich's noch gelüfte,
Sie wieder frisch zu küssen;
Das darfst, das sollst du wissen.
Hast du nicht manche Stunde
An ihrem Zaubermunde,
An Augen, Stirne, Wangen,
Mich ungefragt, gehangen?
Und dafs dich's recht verdriefse;
So sag' ich dir: so süfse,
So süfse, wie Babette,
Küfst selber nicht, ich wette,

Die Königinn der Liebe.
Und wenn ich's übertriebe;
So dürft' ich's nur noch wagen,
Dir rund heraus zu ſagen:
Faſt küſste mich Minette
So ſüſse, wie Nannette.

Das wahre Leben des Menſchen.

Gerechtigkeit, und Milde üben:
Das heiſs' ich ſeinen Nächſten lieben.
Wer wenig thut, und viel von Liebe ſpricht,
Der kennt den Zweck des Menſchenlebens nicht.

Die Stimme des Gewiſſens hören:
Das heiſs' ich ſeinen Schöpfer ehren.
Wer Gott nicht kennt, mit ihm nicht gerne ſpricht,
Der kennt die höchſte Luſt des Lebens nicht.

Nach Weisheit und nach Tugend ſtreben,
Das heiſs' ich menſchenwürdig leben.

Wer blos von Weisheit träumt, von Tugend ſpricht,
Der vegetiret nur, der lebet nicht.

Abſchied von Herrn R.
da er Bamberg verliefs.

Freund! Du geheſt: mein Vergnügen
Geht mit Dir!
Doch das Bild von Deinen Zügen
Bleibt in mir.

Wie mit Dir ſo manche Stunde
Froh vergieng!
Wie ich Dir am Zaubermunde
Horchend hieng!

Lebe wohl! O Freund, wie bange
Klopft mein Herz!
Wie benezt die blasse Wange
Mir der Schmerz!

Lebe wohl! im fernen Lande
Denk' an mich!
Denke, auch am Regnizstrande
Liebt man Dich!

Der abwesende Gatte an sein Weibchen.

Ja, ja! ich muſs Dir, Beſte, ſchreiben,
Muſs, unſern Kummer zu vertreiben,
Dir ſagen: Ewig bin ich Dein,
Und ewig, Weibchen, biſt Du mein!

Ach! daſs ich nicht mit einem Kuſſe,
Mit einem ſüſsen Thränenguſſe
Den ſchönen Satz: „Ich bin dein Mann!“,
Den Augenblick verſiegeln kann.

O! könnt' ich dieſen heitern Morgen
Auf deines Herzens Klopfen horchen;
Wenn mir's mit jedem Pulſe ſchwört,
Daſs mir es, mir allein gehört.

Wie prächtig dort die erſten Stralen
Der Sonne das Gebürge malen!
Wie friſch nach dieſer Regennacht
Die ganze Schöpfung um mich lacht!

Wie lieblich weht von jenen Triften
Die Luft, gefüllt mit Ambradüften!
Wie wogt und wiegt ſich auf der Flur
Der grüne Reichthum der Natur!

Nur Eines, nur mein Weibchen fehlet;
Nur Sie, die fern von mir ſich quälet,
Nur ſtäts nach mir, nach mir ſich ſehnt,
Und ſelbſt am ſchönſten Morgen gähnt.

Jezt liegt ſie noch im heißen Bette,
Und ſeufzt: Ach! daſs ich ihn doch hätte!
Wo bleibet er? Ach! käm' er doch!
Wie lange ach! verweilt er noch?

Sei ruhig, Kind! Die Zeit der Wehen
Wird auch für uns vorüber gehen.
Auch unſer harrt, vielleicht nicht weit
Entfernt, der Liebe Seligkeit.

Wie wollen wir sie dann genießen!
Wie schnell wird jedes Jahr verfließen!
Viel schneller in der Liebe Glück,
Als jezt im Gram ein Augenblick!

Epiſtel über die Dichtkunſt.

(An einen jungen Dichter.)

Wenn Jeder ſeine Kräfte fragte,
Bevor er ſich ans Dichten wagte,
So würde der Poëten Häuflein klein,
Doch aber auch das auserwählte ſein.

Wie mancher hält das wilde Feuer,
Das ihm ſein bischen Hirn verbrennt,
Für einen Ruf zu Pindars Leier,
Und ſchreibt ein Unding, das er Ode nennt!

Ein Jüngling wagt's, den Gram, der ihm
das Herz zerfriſst,
In matten Reimen auszudrücken.

Sein Mädchen lieſt ſie mit Entzückung
Jezt denkt er ſchon: Ich bin ein Elegiſt!

Ein Dritter glaubt, die Hirtenflöte ſei
Mit ſeiner Bauernpfeife einerlei:
Er ſingt nach der Natur, und denkt nicht, daſs die Eule
Nach der Natur, wie er, doch unausſtehlich heule.

Dem Vierten fällt es ein, von Wunderdingen,
Von Thaten, die er durch das Loos zuſammen dränge,
Und deren keine an der andern hängt,
Zweitauſend Verſe abzuſingen.
Jezt theilt er ſie in Bücher ein, und ſpricht:
Ich gab der Nazion ein epiſches Gedicht!

Churill, der Stutzer, wähnet,
Für das Theater sei er just der rechte Kopf.
Man spielt sein Stück: er lacht sich einen Kropf,
Indeſs das Publicum vor Langeweile gähnet.

Die allerschlimmsten sind die Gecken,
Die nichts, als Singgedichte hecken:
Sie sammeln Koth, wie Edelstein,
Und fassen ihn mit Perlen ein.

Vor solchen Fehlern wolle dich bewahren
Apollo mit dem Musenchor!
Sei klug, mein Freund, und flieg in deinen Jahren
Nicht allzuweit empor!

Verſuche nicht den kühnen Schwung der Ode!
Du kenneſt Ikarus Geſchick:
Drum ſpiegle dich an ſeinem Tode,
Wenn dich der Vorwitz reizt, und bleib zurück!

Du ſucheſt Lorbeern? Freund, du findeſt ſie,
Begnügſt du dich mit deinen Schäferſcenen,
Und mit den ſüſsen Thränen
Der ſanften Elegie.

Vor Allem hüte dich die Laune zu erzwingen.
Sie kömmt von ſelbſt, und wird durch Suchen nur verjagt.
Kein komiſches Gemälde wird gelingen;
So lange dich der Hypochonder plagt.

Erwarte ſtets die Stunde,
In der du froh, und heiter biſt:
In einer glücklichen Secunde
Wird mehr gethan, als ſonſt in Jahresfriſt.

Kein Meiſterſtück gedeiht in allzugroſser Eile.
Willſt du, mein Freund, geleſen ſeyn:
So ſperre dein Gedicht, ſo ſehr dich's ſchmerzet, ein,
Und gieb ihm oft die Feile.

Nimm, Jüngling, dieſe Lehren
Von deinem Freunde willig an.
Kann doch ein Stein die Schneidekraft vermehren;
Obſchon er ſelbſt nicht ſchneiden kann.

An Minette,
nach einem Beſuche.

Nun iſt er fort, mein trauter Jüngling fort!
So dachteſt Du am Thore dort,
Da ich das lezte Mal mich aus dem Wagen neigte.
Wie war, Minette, da mein Herz ſo voll,
Wie theuer mir der Kummer, der mich beugte,
Wie ſüſs der Thränenſtrom, der dieſem Aug' entquoll!
Nicht jedes Aug' kann ſolche Thränen weinen;
Nicht jeder Buſen öffnet ſich dem reinen,
Dem göttlichen Vergnügen, Freund zu ſein,
Zu lieben, und geliebt zu werden.
Wer liebt, der lebt nicht mehr auf Erden:
Der athmet Himmelsfreuden ein.

Mir war ſo wohl an Deinem Engelmunde,
So wohl in jener Viertelſtunde,
Da mir Minette, Hand in Hand gelegt,
Und Mund auf Mund — Man darf es wiſſen,
Die Menſchen, und die Engel dürfen's wiſſen,
Daſs wir einander küſsen —
Da mir Minette auf mein dumpfes Ach
Durchglühet von Empfindung ſprach:
Ach! daſs uns Menſchen trennen müſsen!
Das ſagteſt Du, und drückteſt mich
So herzlich, und ſo feſte an Dich.
O Beute! laſs mich ganz mein Glück genieſsen,
Laſs ganz mein Herz von Liebe überflieſsen!
Das innre Zeugnis: „Wir sind gut“
Durchglüh' uns jeden Tropfen Blut,

Verbreite Licht durch unsre Seelen,
Begeistre uns zu jeder schönen That,
Sei unser Trost, und unser Rath,
Wenn wir, getrennt, uns ohne Hoffnung quälen.

Das Mädchen, wie es ſein ſoll.

Standhaft, ohne Eigenſinn,
Feſſelnd, ohne anzureizen,
Ohne nach dem Ruhm zu geizen,
Aller Herzen Siegerinn:

Frei, und offen, dennoch fein,
Eingezogen, doch gefällig,
Still und ſchüchtern, doch geſellig,
Freund, ſo ſoll dein Mädchen ſein.

Die Auferſtehung

an die Frau von Köxid zu Augsburg *.

Laſs mich, Beſte, plag' mich nicht!
Wem gelinget ein Gedicht,
Wenn man ihn mit Fackeln brennet,
Oder ihm die Bruſt durchrennet?

Ach! Du kenneſt mein Geſchick:
Grimmiger Deſpotenblick,
Fanatismus, falſche Brüder,
Alles, Alles ſchlägt mich nieder.

* Zu der Zeit geſchrieben, da ich von den Jeſuiten und München zu Augsburg wegen meiner Toleranzpredigt verfolgt wurde.

Sieh das ſchon geſchnch'ne an,
Denk, was noch geſchehen kann!
Sieh, wie Wehen über Wehen
Deinem Freund' entgegen gehen.

Bin ich nicht der zweite Huſs,
Der mit nächſtem braten muſs,
Und nach deſſen Scheiterhaufen
Schon Lojola's Söhne laufen?

Ach! in ſo beklemmter Zeit
Flieht der Gott des Liedes weit:
Nur in einem frohen Buſen
Wohnt er gerne mit den Muſen.

Dann, ja dann beſing' ich Dich,
Beſte König, wenn Du mich
Wirſt aus meinen Aſchen ſehen,
Gleich dem Phönix auferſtehen.

Karoline.

Mönch' und Dichter weiden ſich
Leider! nur mit Ideolen.
Neulich erſt verſuchte ich
Mir das meine auch zu malen.

Von dem Körper red' ich nicht;
Ob ich gleich nach Wielands Lehre
Glaube, daſs ein ſchön Geſicht
Mit zur beſten Welt gehöre;

Ob die Unſchuld gleich ſo gut
Mir, als jedem Weltmann blühet;
Und die Tugend durch die Glut
Friſcher Wangen ſchöner glühet;

Ob ich — doch es iſt nicht klug,
Daſs ich Alles hererzähle —
Kurz: ich malte Zug für Zug
Eine göttlich ſchöne Seele.

Daſs ich ihr Gefälligkeit,
Witz, Verſtand, Empfindung, Leben,
Feinheit, Anſtand, Sittſamkeit,
Und das beſte Herz gegeben;

Kurz: dafs ich's für ſchicklich fand,
Jede Tugend ihr zu ſchenken;
Läſst ſich von der Meiſterhand
Eines Eulogs leicht gedenken.

Schön, und göttlich ſtand ſie da!
Da ich aber jede Miene
Kritiſch prüfend überſah,
Sieh! da war es — KAROLINE.

An einen magern Dichter.

(Nach dem Englischen.)

Du klagst, dafs du so mager bist,
Und denkest nicht, dafs dies das Loos der Dichter ist?
Drum gieb dich nur geduldig drein,
Und werde mir durchaus nicht feister!
Dies überlafs dem Bürgermeister,
Dem Probst, dem Mönche, und — dem Schwein.

An den Herrn von Heusdorf zu Bamberg, da er zum geheimen Rathe ernannt wurde.

Wenn Frankenland von deinem Lob' erschallt,
Der Greis Dich segnet, Dich der Knabe lallt;
Wenn Freudenlieder ringsumher ertönen;
Und Fürstenhände Dich mit Ehre krönen;

Wenn Ludwig sich zu Dir gefällig neigt,
Dir seinen thatenvollen Busen zeigt;
Wenn Frankens Häupter Dir die Macht vertrauen,
Das Innerste des Staates durchzuschauen;

Wenn Völker sich bei Deinem Glücke freu'n;
Wie sollte Eulog unempfindlich sein?
Wie sollte nicht, Dich, Edler, zu besingen,
Des Freundes Harfe feierlich erklingen?

Du bist gekrönt: man fühlte das Gewicht
Heusdorfischen Verdienstes. Sollte nicht
Das Adlerauge Ludwigs Dich erblicken,
Und Deine Stirn mit Ehrenkränzen schmücken?

Du wachtest zwei und zwanzig Winter schon
Für Frankens Wohl, und wareſt selbst Dein Lohn:
Zu edel, auf gemeinem Weg' zu wandeln,
Und für Gewinnst Verdienste zu verhandeln.

Die feine Kunſt, im eignen Werth zu fühlen,
Das Hochgefühl, den Menſchen wohlzuthun,
Die Freudenthränen eines Unterdrückten,
Durch Dich getrocknet, war'n's, die Dich beglückten.

Und ruhteſt Du von Deiner Arbeit aus;
So lächelte um Dich dein frohes Haus:
So horchteſt Du der Freundſchaft und den Muſen
An einer göttlichen Gemahlin Buſen.

3

O Heusdorf! lange, lange mögeſt Du
So glücklich ſein! Dies ruft Dir Eulog zu,
Und eilet fort, auf brennenden Altären
Für Dich des Segens Fülle zu begehren.

An Demoiſelle Klein.

(Ins Stammbuch.)

Freundinn! Zeit und Gram verheeren
Auch das blühendſte Geſicht.
Nur der Unſchuld Reize währen,
Nur die Tugend runzelt nicht.

Die Moral der Liebe.

(An Lina.)

Alles weiſs ich zu genieſsen,
Weiſs die Liebe zu verſüſsen,
Weiſs auch Alles zu entbehr'n,
Was Geſetze mir verwehr'n.

Wenn ich Dir ins Auge blicke,
Dich an meinen Buſen drücke,
Sage: o wie lieb' ich Dich!
Welche Sünde thue ich?

Halbgewaltſam Dich umſchlingen,
Jezt Dir einen Kuſs erzwingen,
Jezt an Deinem Buſen ruh'n,
Iſt das mehr, als Engel thun?

Dir um Kinn und Wange tändeln,
Freilich unter tauſend Händeln,
Freilich, wie von Ohngefähr,
Wer verdammt's? — Der Stoiker.

Dann mit einer Flut von Küſſen
Die begangne Sünde büſſen,
Und aufs neue ſie begeh'n,
Sei's nicht recht — es iſt doch ſchön!

Lehren an meinen Freund.

Freund, wir haben unſre Mängel,
Unſern Kopf, und Eigenſinn.
Wir ſind Menſchen, keine Engel:
Du biſt ſchwach, wie ich es bin.

Oft rebellen unſre Glieder,
Wenn der Geiſt empor ſich hebt:
Und der Körper drückt uns nieder,
Wenn die Seele aufwärts ſtrebt.

Und was Raths? — In Demuth leben,
Fühlen, daſs man Sünder iſt,
Oft ſein Herz zu Gott erheben:
Freund! ſo rettet ſich der Chriſt.

Er bestärkt mit jeder Stunde
Seinen Vorsatz, gut zu sein:
Zwar empfängt er manche Wunde,
Aber keine dringet ein.

Er genießt des Lebens Freuden
Nicht als Zweck, als Mittel nur.
Er wird klug durch seine Leiden,
Und sein Kreuz wird seine Kur.

Geld, Gesundheit, Schönheit, Künste,
Alles ist für ihn kein Gut;
Ausser wenn es Hebeldienste
Zu dem Wohl der Menschheit thut.

Jede Sonne, die ihm ſcheinet,
Sieht er für die lezte an:
Bitter wird der Tag beweinet,
Da er nicht hat wohlgethan.

Freund! o möchten dieſe Lehren
Dir auf immer heilig ſein!
Drückten dieſe heiſsen Zähren
Dir ſie unauslöſchlich ein!

An den Herrn Reichsdechant Freiherrn von Beroldingen, da ich ihm meine Toleranzpredigt ſchickte.

Hier haſt Du, edler Beroldingen,
Die Predigt von der Toleranz.
Sie war ſo gut, den Derwiſchkranz
Von meinem Schädel wegzubringen.

Sie war es, die aus Prieſterhänden
Zu fliehen, mir die Freiheit gab:
Sie ſtreifete von dieſen wunden Lenden
Die ſchwere Seraphshülle* ab.

* Man heißt den Orden, zu dem ich gehörte, den Seraphischen.

Sie löf'te den geweihten Strick;
Doch löste sie die innern Bande
Des Mönchthums nicht; und Hildebrande
Bestimmen stäts noch mein Geschick.

Wenn heute KARL* mir sagte,
(Und Fürsten sagen mancherlei)
Die Zeit der Freiheit sei vorbei;
So lög' ich morgen, eh' es tagte,
In meiner alten Sklaverei.

* Der regierende Herzog von Wirtemberg, mein grosmüthiger Retter, der mich für die Zeit, in welcher ich ihm dienen würde, vom Orden dispensiren liess.

Drum, Freund, iſt nichts auf Erden
Von allen Seiten gut.
Veränderung der Ketten und Beſchwerden
Iſt Alles, was das Glück in guter Laune thut.

Geh an den Hof, geh in die Zelle,
In Tempel, oder in Bordelle:
Du ſuchſt umſonſt der Tugend Reich.
Die Menſchen bleiben ſich in allen Ständen gleich.

Ich kenne Schurken ohne Zahl
Am Hofe, wie im Kloſter:
Und Narren giebt es überall,
Mit Orden, wie mit Paternoſter.

Abschiedslied eines Wirtembergischen Officiers an seinen Freund, der nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung gieng.

Freund! Du gehest Meere
Trennen Dich von mir.
Ach! des Abschieds Zähre
Glänzt im Auge Dir.

Und aus Deinem Herzen
Tönt ein dumpfes Ach:
Unter bangen Schmerzen
Stöhnt's das meine nach.

Längſt verknüpfte beide
Edle Sympathie.
Sorgen, Leid und Freude,
Alles theilten ſie.

Einer ſtolzen Schönen
Schlugen beide laut:
Aber unſre Thränen
Floſſen unbeſchaut.

Gleiches Schickſal beugte
Uns durch Amors Hand:
Gleiches Schickſal zeugte
Unſer Freundſchaftsband.

Ewig, ewig währe
Unſer Freundſchaftsband!
Wäh' im fernſten Meere,
Und im fernſten Land!

Hymnus auf die Publicität.

Erſtgebohrne des Lichts! Göttinn! Erlöſerinn!
Noch beſinget Dich kein Barde Teutoniens;
Und von unſern Altären
Dampft noch kein Weihrauch Dir.

Dampfen ſoll er Dir jetzt! Feierlich, himmelan
Soll ſich ſchwingen mein Lied! Preiſen die güldenen
Früchte, welche dein Füllhorn
Ueber die Erde goſs;

Preiſen ſoll es die Hand, welche das ehr'ne Joch
Der Tirannen zerſchlug, und der Gewaltigen Macht zermalmete, unter
Welcher der Menſchheit Recht

Durch Jahrtauſende ſich ſträubte, dem Löwen gleich,
Den im eiſernen Korb' ſpottend der Treiber zeigt.
Ha! der Korb iſt zerbrochen,
Frei iſt der Löwe, frei!

Du, du wälzteſt den Stein, welchen der Prieſtergeiſt
Schlau verſiegelte, vom Grabe der Wahrheit weg;
Daſs ſie wieder erſcheinen
Konnte den Sterblichen!

Dir erbebet der unbändige Wütherich:
Nur mit blaſſem Geſicht ſchlürft er der Völker Mark;
Auf Geſetze und Menſchheit
Stampfet er furchtſam nur.

Denn vor Deiner Gewalt ſchützet kein Diadem,
Keine Inſel, ſie ſei dreifach, ſei hundertfach!
Fürſten, Ritter, und Sklaven
Schrecket Dein Richterſtul.

Larven täuſchen Dich nicht: Höflingen zieheſt Du,
Zieheſt Bonzen ſie ab: drückeſt dem Höllenkind',
Aberglauben, das ewig
Flammende Brandmal auf.

Ha! dort krümmet ein Mann brodlos im Staube ſich:
Fürſten warfen ihn hin; weil er die Wahrheit ſprach;
Weil er Laſtern nicht klatſchte;
Tugend für Etwas hielt.

Und wer rettet ihn? Du fliegeſt von Pol zu Pol,
Weckeſt Menſchengefühl, daſs ihn ein beſſerer
Herrſcher hebe vom Staube,
Stille den Hunger ihm.

Biſt Du, Göttinn! es nicht, welche die Tugend krönt,
Und das ſtille Verdienſt hoch auf den Leuchter ſtellt?
Biſt nicht Du es, in deren
Schatten die Unſchuld ruht?

Drum, o Himmliſche! dampft heute mein Weihrauch Dir:
Und mein feſtliches Lied preiſet die güldenen Früchte, welche Dein Füllhorn Ueber die Erde goſs.

An meine Freundinn W.

Wir ſahen uns, und fühlten Harmonie:
Und trotz den Römern, trotz dem Bonzenſtande
Umſchlangen uns der höhern Freundſchaft Bande:
Und keine Ewigkeiten trennen ſie!

In das Stammbuch einer nie gesehenen Freundinn.

Freundinn, ohne uns zu sehen,
Knüpften wir der Freundschaft Band.
Soll dahier mein Name stehen?
Schreib ihn selbst mit eigner Hand.

Unauslöschlich steht der Deine
Meinem Herzen eingedrückt:
Steht in Deinem auch der Meine;
O! wie bin ich dann beglückt!

In ein anderes Stammbuch.

O Beſte! laſs in dieſem Buche
Mich neben Deinen Freunden ſteh'n.
Ach! was ich wünſche, was ich ſuche,
Kann nur auf dem Papier geſcheh'n.

Der hundert zehnte Pſalm, als eine Ode auf Davids nahen Triumph bearbeitet *.

„Komm! ſitze mir zur Rechten, ſo ſprach der Herr
„Zu meinem Herrn: bald hauch' ich der Feinde Heer
„Zu deinen Füſsen hin: einhergehn
„Wirſt du auf deiner Verfolger Schädeln.

* Es würde zu gelehrt ausſehen, wenn ich die Gründe meiner Ueberſetzung, beſonders v. 3. 6. und 7. hier anführen wollte. Ich wünſchte ſie aber von Kennern der hebräiſchen Sprache und Poeſie geprüft zu ſehen.

„Bald ſtreckt aus Zions Thürmen dein Heldenarm
„Den Zepter über deine Beſiegten aus:
„Dann feiern hoch im Heiligthume
„Deine Getreuen den Tag des Sieges.

„Komm! ſingen ſie, du Holder! ſo ſchön, wie du,
„Iſt nicht des Morgens werdendes Lichtgewand:
„Ein Morgenthau im dürren Sommer
„War uns die Stunde, in der du wardeſt".

Geſchworen hat's Jehova: es reut ihn nicht:
„Du biſt der Prieſter Gottes den Künftigen:
„Du biſt der König, den ich ſalbte,
„Iſraels Söhnen das Recht zu ſprechen".

Dich schilt Jehovens Rechte: in seinem Grimm
Zermalmt er Fürsten: Völker zerstäubt sein Hauch:
Auf Rabba's Heiden hingesäet
Modern die Knochen von Nazionen.

Nur weniger, nur weniger schont sein Schwert.
Matt liegen sie am Ufer des Waldstroms dort,
Und schlürfen mit dem trüben Wasser
Kraft, das gesunkene Haupt zu heben.

Abſchied an die Theologie *.

Lebe wohl Theologie!
Lange haſt du mich gequälet,
Weibermährchen mir erzählet,
Und gedacht, ich glaubte ſie.

Speiſe, wen du willſt, mit Luft;
Hülle dich in falſchen Schimmer;
Lebe wohl! Uns trennt auf immer
Eine himmelweite Kluft.

* Verſteht ſich, an die Mönchstheologie.

Schaffe dir Myſterien,
Um ſie ewig zu erklären:
Ketzer, um ſie zu bekehren:
Höllen, um ſie voll zu ſeh'n.

Plaudre ſtäts, und wiſs nicht was:
Miſs die Sünden in die Weite,
In die Länge, in die Breite
Mit dem Kaſuiſtenmaſs.

Lebe wohl! Apollo reicht
Mir die Harfe: frohe Lieder
Schwellen mir den Buſen wieder,
Und ich athme wieder leicht.

Phöbus! dich verlaſs' ich nie!
Wandeln will ich mit den Neunen
In des Pindus Lorbeerhainen:
Gute Nacht, Theologie!

An eine ſchöne Wittwe.

O Freundinn! laſs das Jugendfeuer,
Das noch im Auge, noch im Buſen glüht,
Das nachzumachen mancher Freier,
Und manches Mädchen ſich umſonſt bemüht,
O! laſs es nicht zu Aſchen brennen;
Bevor wir Dich o—o nennen.

Die wahren Vorzüge einer Schönen.

(An meine Freundinn F.)

Ein bezauberndes Geſicht,
Schlanker Wuchs, und Mädchenkünſte,
Sind Geſchenke, nicht Verdienſte:
Nützen, aber adeln nicht.

Tugend, Tugend adelt nur.
Freundinn, dieſen Schatz zu finden,
Darfſt Du nicht das Meer ergründen:
Folg' alleine der Natur.

Wer ihr folgt, der irret nicht!
Heil der Schönen, die sie ehret,
Die durchaus, wie diese lehret,
Fühlet, denket, handelt, spricht.

Schönheit, Freundinn! welket bald:
Bald vertrocknen unsre Säfte,
Schwindet Farbe, schwinden Kräfte:
Nur die Tugend wird nicht alt.

An den fürſtlichen Kellermeiſter G. zu S. an ſeinem Geburtstage.

Geſegnet ſei uns dieſes Feſt!
Dich brachte heut' auf thauendem Gefieder,
Umfächelt von dem jungen Weſt,
Der holde May zu uns hernieder.

Apoll und Liber pflegten Dein,
Und weiheten zur Freude Deine Seele,
Dein Herz zur edlen Freundſchaft ein,
Und zum Geſange deine Kehle.

Du lernteſt, was Dein Vater trieb,
Zufrieden mit dem freien Bürgerſtande:
Doch waren Dir die Muſen lieb
Im Ausland, wie im Vaterlande.

Du dienteſt Deinem Fürſten treu,
Und labeſt ihn durch reine Nektarſäfte:
Ihn labeſt Du, und ſorgſt dabei
Doch auch für ſeiner Diener Kräfte.

Wie manch Vergnügen dank' ich Dir!
Wie manche heit're, ſorgenfreie Stunde
Iſt Deinem Freunde beim Klavier,
Bei Wein und Sang mit Dir verſchwunden!

So schwind' auch dieser Tag dahin!
Auf! stoßet an den Becher, singet, Brüder:
Es lebe G.! Heut' brachte ihn
Der holde May zu uns hernieder.

In das Stammbuch eines jungen Pohlen, der zu Augsburg die Handlung lernte.

Freund, du kamst vom reichern Pohl'n,
Nicht die Schätze, die wir haben,
Von uns Deutſchen abzuhol'n,
Nur das Eiſen, ſie zu graben.

Haſt Du dies, ſo laſs es ſtählen:
Sprich zum Franzmann: ſtähl' es mir!
Oder willſt Du England wählen?
Oder winkt die Schelde Dir?

Wo, und was Du immer bist,
Denke, Freund, an diese Lehre:
Handle stets als Mensch, und Christ!
Tugend ist der Freundschaft Ehre.

An meinen Wohlthäter, an ſeinem Geburtstage.

Geſegnet ſei der Tag den Deinen,
In welchem Du geworden biſt!
O! laſs mich Freudenthränen weinen
Am Tage, der Dir heilig iſt.

Wenn Deine Kinder Dich umſchlingen,
Und ſtolz, von Dir gezeugt zu ſein,
Dir heute frohe Lieder ſingen:
Wie ſtimmt mein Herz mit ihnen ein!

Wenn Dich die beſte Gattin küſſet,
Die liebt, wie keine lieben kann,
Und jede Stunde Dir verſüſſet;
Wie herzlich nehm' ich Theil daran!

Wenn Dich ſo manche Edle preiſen,
Dich einen deutſchen Biedermann,
Dich einen wahren Chriſten heiſſen;
Wie jauchzet meine Seele dann!

Wenn Dich ein Heer von Armen ſegnet;
Wenn Dankgefühl, geweckt durch Dich,
Aus manches Waiſen Auge regnet;
Wie bebet da mein Buſen ſich!

Hoch hebt er sich, von Dank durchglühet:
Mir floss so manche Wohlthat zu
Von Deiner Hand: für mich bemühet,
Mein Freund, und Vater wareſt Du.

O! möchte Gott im beſſern Leben,
Du ewig, ewig theurer Mann,
Dir millionfach wieder geben,
Was Du so gern' an mir gethan!

An die Frau Gräfinn Apolline von Witgenstein, nach einem Spaziergange an einem schönen Frühlingsmorgen zu Stuttgart.

O Freundinn! o! wie schön ist die Natur!
Wie gut ist unser Gott! wie weis' und gut!
O! lass mein Herz, das noch von Wollust schwillt,
In Lobgesang zerfliessen, danken mich
Dem Ewigen für seine schöne Welt,
Für jedes Blatt, für jede Blüthe, die
Wir rochen, und für jede Blume, die
Wir pflückten, und für jedes Gräschen, das
Wir, unvermerkt zertraten: für den Hauch

Des Morgens, der uns frische Lebenskraft
Durch alle Adern blies. — Noch seh' ich sie,
Noch fühl' ich sie, so stark man fühlen kann,
Die Pracht der Sonne, da sie schüchtern sich
Von ferne zeigte, da den queeren Stral
Mein lüstern Auge ungeblendet sog;
Bis immer höher sich die Königinn
Erhob, und ihren goldnen Stralengurt
Um Kanstadts traubenreiche Hügel schlang.
Noch hör' ich den Gesang der Nachtigall
Im Dickicht — und vergässest Du das Nest,
Das ich im Busche fand? Wie hüpften da
Die Herzen Deiner Kleinen? da ich sanft
Empor sie hub, dass etwa nicht ein Stoss
Zerrüttete das weichgebaute Nest.
Wie starrte nach den bunten Eiern hin

Ihr rascher Blick! Doch streckten sie die Hand
Nicht aus, zu haschen, was das Aug' verschlang:
Doch wünschten sie das Weibchen, das betrübt
Im nahen Strauch' um Gnade wimmerte,
Ins Nest zurück, und Freiheit seiner Brut!
Und wie wir dann die Macht der Sympathie
Empfanden, und das Glück der Sympathie!
Wie wir in süsser Wehmuth durch den Pfad
Uns schleppten, bis auf einmal weit und schön,
Wie Eden, ein Amphitheater sich
Vor unserm nassen Aug' entfaltete,
Auf einem Rebenhügel standen wir,
Und sahen auf das grüne Thal hinab,
Das krumm sich um die Weingebirge schlingt,

Von Berg*, wo ach! Dein Sohn im Staube
ruht,
Bis Heslach*, dasin Bäumen sich versteckt.
In seiner Mitte hebet Stuttgart hoch
Sein stolzes Haupt — Wir zählten jeden
Thurm,
Und jedes Haus, das nicht das Fürstenschlöß,
(Ach! meine Wohnung) unserm Aug' entriß.
Da dachten wir: „Wie wenig kennt sein Glück
Der Edle Stuttgarts, den vom dumpfen Schlaf
Die Mittagssonne weckt. Ihm lächelt nicht
Aurora zu: ihn grüßet jüngferlich
Die Sonne nicht: ihm kos't der Zephyr
nicht:
Ihm düften diese Blumen nicht: für ihn
Ist stumm die Lerche, und der Bachfink
stumm.

* Zwei kleine Ortschaften, eine Viertelstunde von Stuttgart gelegen. In dem Kirchhofe der ersten lag der einzige Sohn der Frau Gräfinn begraben.

Ihm zeiget nicht der Goldwurm seinen Gott,
Ihn lehrt die Raupe nicht Unsterblichkeit".
O wachet auf, ihr Städter! öffnet euch
Den Freuden der begeisternden Natur,
Und schmeckt die Wollust des Allmächtigen,
Die Wollust, eine Welt beglückt zu seh'n!

Schwäbiſches Herbſtlied.

Auf, und ſingt!
Brüder, ſingt!
Denn die Götter gaben
Wieder guten Wein
Ihren lieben Schwaben:
Stimmet alſo ein!
Auf, und ſingt!
Brüder, ſingt!

Auf, und dankt!
Brüder, dankt!
Unſre vollen Scheuern
Liefern wieder Brod:

Und die Reben ſteuern
Jedes Winzers Noth.
Auf, und dankt!
Brüder, dankt!

Auf, und jauchzt!
Brüder, jauchzt!
Unſre Hügel geben
Friſchen Nektarſaft:
Und von jedem Reben
Strömet Lebenskraft.
Auf, und jauchzt!
Brüder, jauchzt!

Auf, und trinkt!
Brüder, trinkt!
Laſſet uns genieſsen,
Was der Himmel gab.

Seine Gaben flieſsen
Zum Genuſs herab.
Auf, und trinkt!
Brüder, trinkt!

Auf, und gebt!
Brüder, gebt!
Wehe jedem Reichen,
Der allein genieſst,
Und für ſeines gleichen
Hand und Herz verſchlieſst!
Auf, und gebt!
Brüder, gebt!

An die Frau von Wocher zu Feldkirchen.

In Marmor von Carrara ausgehauen,
So wünſchet ein Gelehrter * Dich zu ſchauen:
Und für den Wunſch der Nachwelt wollt' ich ſteh'n:
Sie wünſchte Dich — in Fleiſch und Blut zu ſeh'n.

---

* Ein Gelehrter aus München äuſſerte in einer Zeitſchrift den Wunſch, dieſe in jeder Rückſicht vortrefliche Dame in Marmor gehauen zu ſehen, mit der Inſchrift: Pallas Cisalpina.

Beſcheidenheit.

Nie lacht die finſtere Climene.
Man ſagt, ſie habe keine Zähne,
Auch ſei ihr Mündchen etwas weit:
Doch übt ſie nur Beſcheidenheit.

Alceſt mag ſeine Frau nicht plagen.
Er hat, wie böſe Leute ſagen,
Zu viel genoſſen vor der Zeit:
Jezt liebt er die Beſcheidenheit.

Duns ſchweiget, wenn Gelehrte ſprechen.
Sie mögen immer Lanzen brechen:
Er miſcht ſich nie in ihren Streit.
Warum doch? Aus Beſcheidenheit.

Philiſtor will nichts drucken laſſen.
Es ſagen manche, die ihn haſſen,
Es ſei, weil er Cenſoren ſcheut:
Allein es iſt Beſcheidenheit.

Wie züchtig trägt ſich Wilhelmine!
Doch heiſst es trotz der frommen Mieno,
Sie ſei zu jeder Friſt bereit.
So geht es der Beſcheidenheit.

Flavina trägt ſeit vielen Monden
An ihren Kleidern keine Blonden.
Sie ſind verſetzet, wie man ſchreit;
Sie aber nennt's Beſcheidenheit.

Schon lange hat man nicht gesehen,
Mit blosser Brust Selinde gehen.
Ihr Mieder ward vielleicht zu weit?
O nein! es ist Bescheidenheit.

Amynt verkaufet Ross und Wagen.
Vielleicht weil Gläubiger ihn plagen?
So spricht man freilich weit und breit:
Doch thut er's aus Bescheidenheit.

Der gute Dichter.

Den Dichter, der nach Phraſen jagt,
Mit vielen Worten wenig ſagt,
Den kennt Apollo nicht.
Wer iſt ſein Liebling? Jener nur,
Der einfach ſchön, wie die Natur,
Und ſtark, und deutlich ſpricht.

Auf eine Melone, die ich an Lina ſchickte.

Küſse mir das kleine, runde
Mäulchen, das von Nektar flieſst.
Sei ſo ſüſse Linens Munde,
Wie ihr Kuſs dem meinen iſt.

Empfindungen
an meinem drei und dreiſsigſten Geburtstage,
an meinen Freund Brunner.

(Geſchrieben zu Stuttgart den 20. October 1788.)

Heute betrat ich die Welt: zum drei und dreiſsigſten Winter
Lenket mein Leben ſich ein. O laſs am Buſen der Freundſchaft,
Laſs mich ſie weinen, die Thräne, die tief aus dem Herzen mir quillet;
Laſs mich ſegnen den Ewigen, der den Odem des Lebens
Hauchte in dieſe Maſchine von Staub; den Vater, der zärtlich

Meiner pflegte, und ach! die unvergeßliche Mutter,
Welche von Gram und Alter gebeugt zum Grabe dahin sank,
Stammelnd den Namen des Sohns, des unaussprechlich Geliebten,
Der durch Länder getrennt, nicht trösten konnte die Gute,
Nicht aufhauchen der Sterbenden Hauch, mit zitternden Fingern
Ihr nicht schließen das Aug'. Längst ruht sie im Schooße der Gottheit,
Harret dem Kusse des Sohns, und der Wiederumarmung entgegen.
Freund! Du kanntest sie nicht: mir aber schwebet ihr Antlitz
Vor im nächtlichen Traum: mir wandelt's zur Seite am Mittag.
Einfach war sie, und gut: oft sah ich in heimlichen Thränen

Schwimmen ihr freundliches Aug', wenn vor der Dürftigen Schwelle
Ein noch Dürftigerer um Hülfe und Sättigung flehte.
Oft entschlich sie dem ländlichen Mal, und sparte den Bissen,
Ihr zur Labung bestimmt, für Waisen, von Reichen verstossen.
Mütterlich pflegte sie mein: ich schlürfte die Freuden der Kindheit
Sorgenlos ein am Ufer des Mains, und gaukelte harmlos
Hin und her, und fühlte mein Sein, und fühlte mein Wachsen:
Schlummerte jetzt am rauschenden Bach, jetzt pflückte ich Blumen,
Oder bestieg den knorzigten Baum, auf welchem ich wähnte
Zu erlauern die hülflose Brut des geschwätzigen Finken.

Aber da mir die Kindheit ſo ſanft, ſo glücklich dahinfloß;

Sah mich ein Edler, und ſprach: „Der Knabe gehöret den Muſen“.

Hätt' er geſchwiegen! Jezt ſäng' ich vielleicht ein fröliches Herbſtlied,

Preßte die Trauben, mit eigener Hand am Stocke gepfleget.

Schliefe vielleicht im nervigen Arm der braunlichten Gattinn,

Hörte vielleicht den Namen, den ach! zu hören, mir ewig,

Ewig verwehrt iſt: ich höre dafür die römiſche Kette

Klirren am ſchüttelnden Arm, zum Spotte der glühenden Mannheit.

Hätt' er geſchwiegen! ſo könnte ich nicht die Tücke der Bonzen,

Könnte den Hof nicht, könnte ſie nicht, die ſchleichenden Vipern,

Welche des Wanderers Fuſs mit giftiger Zunge belauern:

Kannte auch nicht die Folter des Geiſtes, die quälenden Zweifel,

Und den ſchrecklichen Kampf des Verſtandes mit höherer Wahrheit!

Doch ich fluche ihm nicht, dem Edlen, der ländlicher Einfalt

Mich entriſs, und widmete mich den ſtädtiſchen Muſen;

Denn er meint' es ſo gut, er dachte mein Schutzgott zu werden.

Hier nun ſaſs ich im ſtolzen Artaun, und füllte mit Wörtern

Mir das Gehirn, und dünkte mir weiſ', und leerte den Becher

Städtiſcher Luſt mit glühender Zung', und nannte, gepeitſchet

Von zu ſchnellem Genuſs, nach Sättigung, Eckel, Verzweiflung.

Wie, wenn der Sturm ein irrendes Schiff mit Ingrimm ergreifet,
Zehnmal im Wirbel es dreht, und endlich an Felſen es hinwirft,
Daſs es krachend zerſpringt; der Pilgrim mit bebenden Armen
Eines der Trümmer umſchlingt, und ein nahes Geſtade ſich träumet:
Alſo ergriff ich den Entſchluſs, ein Mönch zu werden, ergriff ihn
Feſt, und ruderte mich damit an das Klippengeſtade
Einer Inſel, genannt die HEILIGE INSEL DER BONZEN.
Rings umſchlingt ſie ein Gurt von Felſen: durch künſtliche Ritze

Nimmt sie den Wanderer auf, die einwärts nur führen, nicht rückwärts.

Oede, und still liegt dort die Natur, und ewige Nebel

Hüllen das Eiland in Nacht. Nichts stört die schreckliche Stille,

Als das Gebrüll der opfernden, oder der zechenden Bonzen.

Arbeit ist Sünde für sie: dort röstet kein Mittag den Winzer,

Dort durchwühlet kein Pflug den Busen der züchtigen Erde.

Dennoch schäumet berauschender Wein auf ihren Pokalen,

Dennoch mästen sie sich mit Kälbern und belgischen Fischen,

Welche für Sündenerlass der Aberglauben herbei führt.

Fremde ſind ihnen die Muſen; und wenn zu weilen ein Jüngling

Heimlich ſie ehrt, ſo ſchlugen ſie ihm den Altar zu Trümmern,

Werfen ins Feuer die Harf', und tödten im Herzen des Sängers

Jedes Gefühl des Schönen, und jeden Funken von Freiheit.

Neunmal wälzte das Jahr ſich um die langſame Axe;

Und noch ſeufzte dein Freund auf der heiligen Insel der Bonzen.

Endlich erſchien im Hafen ein Schiff von Sueviens Fürſten:

Ha! wie ſprang ich hinein, und ſegelte meiner Erlöſung

(Ach! ſo wähnte ich) zu. Nun ſtieg ich bethend ans Ufer,

Athmete auf, erreichte die Burg des mächtigen Herrſchers,

Kleidete mich in Seiden, und ſprach: „Ein Seliger bin ich“!

Aber zu kurz umfächelte mich der Zephyr des Glückes:

Bald umſchleierte ſich der Himmel mit ſchwarzem Gewölke,

Und mir blizte Verderben in tauſend Geſtalten entgegen;

Denn ich küſste den Staub nicht ab von ſterblichen Füſsen,

Redete ſtäts, wie ich dachte, und ſah mit hoher Verachtung

Auf die Künſte des Höflings herab. Dies fühlte der Höfling,

Fühlt' es, und ſchwur mir den Tod. Und ſchon, ſchon dacht' ich zu ſterben;

Siehe! da winkt am Ufer des Rhenus mir Phöbus Apollo!

Phöbus Apollo! wie wallet mein Herz entgegen dem Gotte!

Ha! ich werde befreit: mein harret im Haine der Muſen

Süſser Geſang, und freundlicher Scherz, und ſichere Freude.

Gieb mir Flügel, o Freund! zu fliegen zum Haine der Muſen!

Laſs mich jauchzen, und ſingen ein Lied des Dankes dem Retter

Phöbus Apollo! Bald ſchmücket ſein Kranz die Schläfe des Freundes,

Bald durchglühet ſein Geiſt mir die Seele: bald hebet mein Haupt ſich

Unter Teutoniens Barden empor am Ufer des Rhenus.

An Irene.

(Stuttgart den 1. Febr. 1789.)

Oft, wenn ich in der finſtern Zelle
Auf hartem Strohe lag;
Da malte mir der Gott des Traumes
Mein künftig Mädchen vor.

Da ſah ich ſie, die Göttlichſchöne:
Ihr Auge ſprach Gefühl:
Und ahndend ſchlug im weiſſen Buſen
Ihr unſchuldsvolles Herz.

Ich ſah, von Phöbus ſelbſt geſtimmet,
Das goldne Saitenſpiel
In ihrer Hand: mit einem Worte
Ich ſah, Irene, Dich!

Der Himmel löſ'te meine Bande:
Ich kam, und ſuchte Dich.
Dich ſuchte ich drei lange Jahre,
Und ach! ich fand Dich nicht.

Jezt da mein Schickſal fern mich ſchleudert,
Jezt, Engel, find' ich Dich!
Wie weh iſt mir! wie trüb im Auge!
Wie ſchlägt mein banges Herz!

Nur eine, ach! nur eine Zähre
Des Mitleids schenke mir!
Dann wein' ich gerne, bis ein Hügel
Am Rhenus mich bedeckt.

Auf einen ſchlechten Schriftſteller.

(Nach dem Martial.)

Kann ein Strich dein Werk verbeſſern?
——* Keiner;
Oder einer *.

* Nulla litura poteſt, una litura poteſt.

Eine Phantasie
zu Höchst am Main auf meiner Reise nach Bonn im Frühling 1789.

Sei mir gegrüßt, du schönster der Flüße,
Welche Teutoniens Auen durchströmen!
Wie du so lieblich mir lächelst, so sanft
Hier unten im Thale dich windest.
Sei mir gegrüßt! Mit Wonnegefühl
Ruhet auf mir mein weilender Blick,
Denn du strömest herab vom Orte meiner Erzeugung,
Wo du so oft beim kindlichen Spiel' am Ufer mich saßest;

Wo du im Sommer mich oft mit kühlender
Wellen umschlangest,

Oft im Weidengebüsch' in süße Träume mich
lulltest.

Ach! mein Schicksal trennte mich
Weit vom Vaterlande,
Weit von deinen Ufern,
Holder, sanfter Main!
Wie aus einer Quelle
Auf dem Fichtelberg'
Du zuerst zum Bache,
Dann zum Strome wirst,
Immer dich erweiterst,
Immer dich vertiefst,
Bis auf deinem Rücken
Hohe Segel wallen;
Sieh! so war mein Lebenslauf.

Der kleine hüpfende Knabe,
Der einſt an deinem Geſtade
Mit frohen Geſpielen die Muſchel
Und ſchöneren Steine geſammelt,
Wuchs auf, und ward zum Mann,
Wand zuerſt ſich mühſam durch die dürre Heide
Des Anachoretenlebens fort:
Dann rennt' er, wie du, durch blühende Städte,
Trug Laſten, wie du, jezt helle, wie du,
Jezt trübe, wie du, und ſchwellend vom Sturm.
Nun eilt er, wie du, zum Rhenus hinab.
Bald wird er auch, wie du, nicht mehr genannt,
Wird von dem Meer der Sterblichkeit verſchlungen,
Bedeckt mit ewiger Vergeſſenheit.

Doch zurücke, Seele, fleug zurücke
Vom Gedanken der Zernichtung!
Labe vielmehr dich hier am Ueberfluſſe der Schöpfung,
Betrachte das Antlitz der ſchönen Natur,
Die ſo eben das Haupt vom Schleier des Winters enthüllet,
Und bräutlich ſich ſchmücket dem kommenden Lenz.
Siehſt du dort den Tannenhain
Dem ſtillen Denker gewidmet?
Und dort die Wieſe mit werdenden Blumen?
Hier das Traubengebürg mit einſamen Hütten beſäet,
Und dort oben die zu den Wolken ragende Halle*?
Ha! wie ſtolz ſich ihre Thürme heben!
Wie ſie zurücke werfen den Stral der ſcheidenden Sonne!

* Die Tobaksfabrick des Herrn Bolingari.

Sie baut' ein Fremdling aus Italien:
Er kam, nach jenes Landes Sitte,
Das deutſche Geld uns abzunehmen,
Und gab uns Staub dafür.

So kamen einſt gepurperte Spionen,
Und hochgeweihte Straſſenräuber,
Thuiskons Erbe auszuplündern,
Vom Vatikan geſandt.

Da ſogen ſie des Deutſchen Mark,
Und gaben Ablaſs ihm dafür,
Und Aeſer, die er faſſen ſollte
Mit Perlen und Rubinen.

Nicht länger werden wir ſie faſſen
Mit Perlen und Rubinen,

Die Aefer, die der Römer schickt:
Nicht länger werden wir ihn kaufen,
Den Ablaß, den er bietet.

Dort unten thront ein deutscher Fürst:
Der schlägt entzwei die Kette Roms:
Der löschet aus den Blitz des Vatikans,
Der giebt dir deine Freiheit wieder,
Thuiskons Heldenblut!

Lob des Trauerſpiels

an die vortreffliche Schauſpielerinn
Demoiſelle KEILHOLZ zu Bonn;
da ſie Ariadne auf Naxos
geſpielt hatte.

Nimm, holde, ſanfte Schöne
Für jede heiſse Thräne,
Die heute mir entquoll,
Des reinſten Dankes Zoll.

Willkommen guten Herzen
Sind, Freundinn, solche Schmerzen:
Willkommen, wie der Thau
Der ausgedorrten Au.

Wie fühl' ich Deine Wehen
Auf Naxos Felsenhöhen,
Wo mit dem Tod' Du ringst,
Dann ihm entgegen springst.

Da quillt für mich Entzücken
Aus Deinen Jammerblicken:
Da schlürf' ich süße Pein
Mit Deinen Tönen ein.

Dem Pöbel mag zu lachen
Der Poſſenſpieler machen:
Mich rühret ein Geſicht,
Aus dem die Wehmuth ſpricht.

Mich ſoll die Wolluſt quälen
Beim Leiden ſchöner Seelen:
Mir töne hoher Schmerz
Durchs weichgeſchaff'ne Herz.

EPISTEL

an Herrn Profeſſor Feder zu Würzburg.

(Im May 1789.)

Du ſagſt, mein Freund, es ſei genug
Des Wanderns hier auf Erden:
Es möchte ſonſt der dreiſte Krug,
Wenn er zu oft zum Bronnen geht,
Zulezt zerbrochen werden.
Wer nicht den Gang der Welt verſteht,
Der habe nichts zu hoffen.

Getroffen! lieber Freund, getroffen!
Ich fühl' es, daſs die Wahrheit ſpricht,
Und dennoch — dennoch folg' ich nicht.

Warum? — Da magſt Du lange fragen:
Es zuckt in mir, ich weiſs nicht was.
Oft hör' ich die Vernunft mir ſagen:
„Thu jenes, fliehe dies und das:
„Dann wirſt du bald mit Titeln prangen,
„Zu Fürſtengunſt und Geld gelangen,
„Wirſt mächtig, und gefürchtet ſein".

Das ſeh' ich denn ganz deutlich ein,
Und laſſ' es doch beim Alten.

Wenn Andere die Hände falten,
Mit tiefgesenktem Haupte gehn,
Gewissenhaft die Fasten halten,
Und Niemand in die Augen sehn;
So pflegt Dein Freund mit offenem Vertrauen
Auf allen Seiten umzuschauen,
Erscheinet stets mit heiterem Gesicht,
Und stehet fest, und krümmt sich nicht.
Dabei genießet er sein Leben,
Wozu es ihm der liebe Gott gegeben,
Und thut, und redet ungescheut,
Was Niemand schadet, und ihn freut.
Das führt nun freilich nicht zum Glücke,
Und hebt zu Aemtern nicht empor.
Da springt der Klügere ihm vor,
Und ewig bleibt dein Freund zurücke.

Indeſs was nützet Ueberfluſs,
Wenn ich, wie Hans der Seifenſieder,
Mit dem Verluſte meiner Lieder,
Und meiner Ruh' ihn kaufen muſs?
Wer wenig braucht, iſt reich genug.
Mir ſchmeckt mein Brod auch ohne Schinken;
Und kann ich keinen Bleichart trinken,
So gnügt mir auch der Waſſerkrug.
Was nützt' es, wenn ich Türkenblut,
Champagnerwein, und Auſtern ſchlürfte,
Und doch dabei nicht ſchreiben dürfte?
Die Freiheit ist mein höchstes Gut.

Dem Fanatismus Hohn zu ſprechen,
Der Dummheit Zepter zu zerbrechen,

Zu kämpfen für der Menschheit Rechte,
Ha! das vermag kein Fürstenknecht.
Dazu gehören freie Seelen,
Die lieber Tod, als Heuchelei,
Und Armuth vor der Knechtschaft wählen.
Und wisse, dass von solchen Seelen
Die meine nicht die letzte sei!

Drum fort mit Deiner Bürgermeistertugend,
— Man nennet sie Bescheidenheit —
Die schickt sich nicht für meine Jugend,
Und muss sie kommen; nun — so ist's noch
lange Zeit.

Auf ein gestricktes Vergißmeinnicht, das ich der Frau Hofräthinn S. schenkte.

Dies Blümchen heißt, wie Schwester spricht:
Wie spricht er denn? Vergißmeinnicht.

ODE

an die Glieder der Lesegesellschaft zu Bonn, als das Bildnis des Kurfürsten feierlich aufgestellt wurde.

Den 2. December 1789.

Empor zur Weisheit! Brüder, mit Adlerschwung
Empor zur Tugend! Giesset des Herrschers Blick
Nicht Kraft in eure Sehnen? Lächelt
Kein MAXIMILIAN eurem Fluge?

Wer sprach das Wort am Rhenus: „Es werde Licht"?

Wer schlug entzwei die Kette des Vorurtheils?

Wer winkt', o Wahrheit! Dir? wer schmückte

Unsere Halle mit Fürstengaben?

Drum muthig, Brüder! Noch ist der Arbeit viel,

Und viel des Kampfens. Tausende blicken hin

Auf euer Werk, und sprechen herrend:

Werdet die Lehrer des Vaterlandes!

So blickt nach grauſen Nächten der Wanderer
Hinauf zur Sonne, wenn ſie mit Purpurſaum
Den Himmel einfaßt. Ha! ich ſehe,
Rufet er freudig, und eilt zum Ziele.

Sie aber ſchreitet höher, und Lichtgewand
Umfließt die Schöpfung. Knoſpen entfalten ſich
Am Roſenſtrauch': am Hügel reifen
Glühende Trauben, im Thale Aehren.

Was keine Frucht bringt, lohnet der Mühe
nicht,
Verdient das Lächeln fürstlicher Lippen nicht,
Ist deiner unwerth, Menschenseele,
Funken der Gottheit, die ewig wirket!

Hervor mit euren Schätzen, dem Eigen-
thum
Des Vaterlandes, Brüder! Ist Ubien
Genug durchspäht? genug der Vorwelt
Tiefe beleuchtet? genug benützet?

Hat die Natur kein ſüſses Geheimnis mehr?
Und ſchweiget ihr am Buſen der Wahrheit ſchon?
Und habet ihr mit loſem Gürtel
Hüpfen geſehen die Charitinnen?

Des Wohlſtands Quellen — ſprudeln ſie überall?
Und o! du holde Tochter des Ewigen,
Religion! ſind weggetilget
Runzeln, und Schminke von deinem Antlitz?

Euch sprüht vom Auge, Brüder, der Thätigkeit
Gereizte Flamme: strebendes Pflichtgefühl
Hebt euren Busen: fortzudringen
Seid ihr entschlossen zum grosen Ziele.

Empor! empor! — Und werden die Sehnen schlaff,
So schauen wir zum Bilde des Fürsten auf,
Und saugen Kraft aus Deinem Antlitz,
Unser Beschirmer, und unser Muster!

Glückwunſch an einen Arzt.

Ich wünſche Dir das Beſte,
Was Dir ſich wünſchen läßt,
Durch Hütten und Paläſte
Verbreite ſich die Peſt.

Ich wünſche jedem Städtchen,
So klein es immer ſei,
Dreitauſend Freudenmädchen,
Und unſre Polizei.

Ich wünsche allen Reichen
Beklemmung des Gemüths,
Und Flatt'rern meinesgleichen,
Verdickung des Geblüts.

Und allen spröden Schönen
Vapeurs und scharfes Blut:
Und allen Venussöhnen
Den gallischen Scorbut.

Und allen jungen Weibern
Die leidige Migrän:
Kurz: Uebel allen Leibern
Vom Kopf bis zu den Zehn.

Dir aber wünſch' ich Füſse,
Wie ſie kein Windſpiel hat;
Und ſtündlich hundert Grüſse
Aus jedem Eck der Stadt.

Und einen Apotheker,
Der's redlich mit Dir meint,
Und ſich, wie Wirth und Becker,
Zum Volksbetrug vereint.

Und zum Receptenſchreiben
Ein Fingerwerk von Erz:
Und um gefaſst zu bleiben,
Ein marmorhartes Herz.

Auf Irenens Portrait.

Ja! das iſt, Irene,
Deiner Seele Bild.
Säheſt Du die Thräne,
Die mir jezt entquillt!

Charitinnen ſchweben
Um die Wange Dir:
Und den Buſen heben
Wünſche — ach! nach mir.

Deine Leiden malen
Sich im sanften Blick:
Alle meine Qualen
Lef' ich, und mein Glück!

Auf die Zerſtörung der Baſtille.

Dort lieget ſie im Schutte, die Baſtille,
Der Schrecken einer Nazion!
Dort lieget ſie! Die fürchterliche Stille
Durchbricht nicht mehr des Jammers Ton.

Hier ſchickt nicht mehr die vorgezogne Dirne
Die Opfer ihrer Rache her:
An dieſe Felſen ſprützet kein Gehirne
Des Fremdlings, und des Bürgers mehr.

Nicht fürder wird ein Vater hier vermodern,
Weil er ſein Kind nicht ſchänden lieſs;
Sein Erbe darf nun laut der Waiſe fodern,
Den einſt der Baſſa ſchweigen hieſs.

Nicht fernor wird lebendig hier begraben
Der Weiſe, der die Wahrheit ſchrieb,
Der unbeſtochen von des Fürſten Gaben,
Und taub bei ſeiner Drohung blieb.

Ein R .. darf ſich nun bethören laſſen,
Es koſtet ihn die Freiheit nicht.
Kein Denker findet, weil ihn Bonzen haſſen,
In dieſen Klüften ſein Gericht.

Gefallen iſt des Deſpotismus Kette,
Beglücktes Volk! von Deiner Hand:
Des Fürſten Thron ward dir zur Freiheitsſtätte,
Das Königreich zum Vaterland.

Kein Federzug, kein: DIES IST UNSER WILLE,
Entſcheidet mehr des Bürgers Loos.
Dort lieget ſie im Schutte, die Baſtille,
Ein freier Mann iſt der Franzos!

Klaglied

über den ſeligen Hintritt des Herrn
D. Endemann zu Marburg
im Junius 1789.

Seufzet, Kalvins Söhne,
Seufzt ein dumpfes Ach!
Frommes Häuflein, ſtöhne
Meinem Liede nach!

Todt iſt, der euch ſtützte,
Todt der Gottesmann,
Der die Kirche ſchützte,
Todt iſt Endemann.

Denn er wol't' erblaſſen,
Eh Socinus ſiegt;
Und die Welt verlaſſen,
Die im Argen liegt.

Heiligen Symbolen
Ward von ihm geglaubt:
Langſam häuft' er Kohlen
Auf des Kätzers Haupt.

Zeugen ſind die Thaten,
Die er jüngſt gethan,
Da er ſollte rathen:
„Was verdient der Mann;

„Der zum Ziel des Chriſten
„Nur die Tugend macht,
„Und der Symboliſten
„In der Stille lacht“?

„Ach! der iſt verloren,
Schrieb das Kirchenlicht,
„Wär' er nie gebohren!
„Schwer iſt ſein Gericht.

„Tilget von der Erde
„Des Verführers Gift!
„Nehmet ihm die Heerde,
„Sperret ihm die Triſt“!

Ach! der ſo geſchrieben,
Ach! der iſt nicht mehr.
Fort von ſeinen Lieben
Ewig fort iſt er.

Ach! wer wird nun lehren,
Wo kein Lehrer iſt?
Ach! wer wird euch währen,
Winz, und Antichriſt?

Wer die Schäflein ſchirmen
Vor dem Wolf: Vernunft?
Wer bewahr'n vor Stürmen,
Die erwählte Zunft?

Drum, o Kalvins Söhne,
Seufzt ein dumpfes Ach!
Frommes Häuflein, ſtöhne
Meinem Liede nach!

Pflanzt — denn Seelenmeſſen
Leſet ihr doch nicht —
Um ſein Grab Cypreſſen;
Aber pflanzt ſie dicht;

Daß in ihren Schatten,
Die kein Stral durchbricht,
Bald ſich Eulen gatten,
Ungeſtört vom Licht.

Der reiche Thor.

Alceſt im Ueberfluſs, Combab in Ninons Armen,
Verdienen die nicht gleich Erbarmen?

An meine Freundinn A. zu S., da ich ihr mein Portrait ſchickte.

Weil ich von Dir getrennet bin,
O Freundinn meines Herzens!
So nimm dafür mein Bildnis hin,
Zur Lindrung Deines Schmerzens.
Dank ſei's der beſten Welt! was man
Nicht in natura geben kann,
Das läſst ſich doch copiren.

Der Text iſt zwar ſo ziemlich klar,
Du kannſt den Sinn errathen:
Doch könnte Dir ein Commentar
Darüber auch nicht ſchaden.
Auch möcht' ich gern Bedeutungen,
Die eben nicht im Texte ſtehn,
Heraus exegiſiren.

Der Maler iſt ein Ehrenmann:
Das zeigt ſich an den Haaren:
Sie fangen ſchon zu grauen an,
Mit zwei und dreiſsig Jahren.
Auch könnten ſie was dichter ſein;
Drum fiel's dem braſen Künſtler ein,
Sie fleiſsig einzupudern.

Die Stirne iſt ein bischen hoch,
Mit Haaren leicht bedecket.
Gefällt ſie Dir, ſo wiſſe doch,
Daſs nichts darunter ſtecket.
Indeſs das muſs man überſehn,
Der Caſus ſoll ja oft geſchehn,
Man ſagt ſogar bei Fürſten.

Das Auge kann nicht beſſer ſein:
Du kannſt mein ganzes Weſen,
Und meine Sünden groſs und klein
Darinn geſchrieben leſen.
Der Blick iſt offen, kühn, und frei,
Doch, denk' ich, ſaget er dabei,
Daſs ich die Menſchen liebe.

Die Naſe ſteht im beſten Licht,
Die Wangen haben Farbe:
Nur fehlt, warum? das weiſs ich nicht,
Die kleine Blatternarbe.
Im groſsen blauen Bart beſteht
Die geiſtliche Auctorität,
Und die Profeſſorswürde.

Dagegen widerſetzet ſich
Der Mund, und ſcheint zu ſagen:
Wozu den Ernſt? Was kümmert mich
Brevier und Prieſterkragen?
Profeſſor her, Profeſſor hin;
Ich weiſs, daſs ich geſchaffen bin
Zum Lachen, wie zum Bethen.

Aus guten Gründen liefs ich nicht
Im Prieſterrock mich malen:
Der rieſe mir nur meine Pflicht
Zurück, und meine Qualen:
Auch fiele Dir beim Anblick ein:
„Er wird, wie alle Pfaffen ſein,
„Ich mag ihm auch nicht trauen".

Doch nein! Du biſt zu gut dazu,
So etwas nur zu denken:
Trotz meinem Stande wollteſt Du
Mir Deine Freundſchaft ſchenken.
Drum will ich auch am fernen Rhein,
Wie einſt am Neckar, ewig ſein
Dein treuer, guter Schneider.

Glückwunſch an Lina.

Könnten Wünſche Sie beglücken;
Glänzend wäre Linens Glück:
Könnt' ich Wünſche unterdrücken;
Leichter wäre mein Geſchick.

An Ihro Gnaden die Freifrau von Berlichingen, geborne Gräfinn von Haddik; als ſie Götzens von Berlichingen eiſerne Hand erbte.

Laſs, Edle, laſs es laut mich preiſen,
Dein Eigenthum, die Hand von Eiſen,
Die manchen dreiſten Biſchof ſchlug:
Die Hand, die manches Donnerwetter
Jezt für den aufgeblaſ'nen Städter,
Jezt für den feigen Junker trug.

Ha! damals war die Ritterwelt
Ein ziemlich baſs, denn jezt beſtellt.

Da trug der Ritter seinen Degen,
Und trug ihn nicht zu leerem Putz!
Er trug ihn zu der Unschuld Schutz,
Zum Schrecken hochgeweihter Räuber,
Für Freiheit und für Vaterland!

So geht's nicht mehr im deutschen Land:
Entnervt sind unsrer Ritter Leiber
Durch Wollust und durch Weichlichkeit.
Die zittern Dir bei Sturm und Regen,
Die können nicht die Lanze regen,
Die kennen nur der Liebe Streit,
Und ihre Hände taugen nur,
Dem Mädchen, dem sie Liebe heucheln,
Die Wangen und das Kinn zu streicheln.
Wie selten zeigt sich eine Spur

Von altem deutſchen Ritterblute?
Von ächtem deutſchen Heldenmuthe?

Ha! daſs der nicht ein Deutſcher iſt,
Von welchem Du der Abſtral biſt!
Denn Hadrik's Hand iſt Ritterhand:
Die ſchwung das Schwert im Preuſſenland:
Die fand des Brennen-Adlers Neſt,
Und nahm den Raub, und hielt ihn feſt,
Und theilt' ihn an der Donau Strand.
Die wirkt, auch krank, noch ſtark genug:
Die zeichnete den Thatenflug,
Den Vater Josephs Heere fliegen:
Die — das iſt mehr, als Heldenmuth!
Die klatſchet auch bei fremden Siegen:
Die klatſcht, wenn Laudon Wunder thut.

Die wahre Aufklärung
an den Herrn Reichsdechant Freiherrn von Beroldingen.

„Wer nennt mit Recht sich aufgeklärt?“
Dies, edler Freund! ist Deine Frage.
Ich denk', es sei der Mühe werth,
Dass ich sie Dir zu lösen wage.

Philidor spricht von jedem Fache
In seiner, und in fremder Sprache:
Ich glaub' es gern, er ist gelehrt:
Doch darum noch nicht aufgeklärt.

Belinda ſpricht in bitterm Ton
Von Glauben und Religion:
Sie haſſet alle Orthodoxen,
Und ſchilt ſie Schurken, oder Ochſen.
Ich ſeh' es, daſs ihr Köpfchen gährt;
Doch darum iſt's nicht aufgeklärt.

Aſterus flucht den Jeſuiten,
Und nennt es eine Peſt der Sitten,
Was der Probabilismus lehrt:
Iſt er deswegen aufgeklärt?

Der junge *Stax* verlacht die Strenge
Der janſeniſtiſchen Moral:

Ihr Pfädlein dünkt ihm gar zu schmal,
Ihr Himmelsthürlein gar zu enge:
Er lebet in den Tag hinein,
Verpraßt sein Gut, und schlürft Vergnügen
So viel er kann, mit vollen Zügen,
Und glaubet, aufgeklärt zu sein:
Allein das ist zu viel begehrt:
Die Wollust macht nicht aufgeklärt.

Themistus setzt dem Pabste Schranken,
Und zieht den Ablaßpfenning ein;
Doch will er fromm und gläubig sein,
Wenn Popen zu Trient sich zanken.
Es sei ihm Beides unverwehrt;
Nur nenn' er sich nicht aufgeklärt.

Alceſt beſizt von allen Sorten
Inſekten und Conchylien:
Du kannſt bei ihm von tauſend Orten,
Und allen Zeiten Münzen ſehn.
Das iſt nun hübſch und lobenswerth;
Doch macht es noch nicht aufgeklärt.

Was je ein Dichterling geſungen,
Hat *Dorimene* heiſs verſchlungen:
Sie wird von Stutzern zwar geehrt;
Doch fälſchlich heiſst ſie aufgeklärt.

Nur wer mit eignen Augen ſiehet,
Und juſt für ſeinen Stand gelehrt,
Und weiſ' zu werden ſich bemühet,
Der nennt mit Recht ſich aufgeklärt.

Der Fürſt, der ſeine Pflichten kennet,
Die Unterthanen Brüder nennet,
Die Menſchheit auch im Bettler ehrt,
Durch Liebe herrſcht, iſt aufgeklärt.

Den Rath, der das Geſetz verſtehet,
Den graden Weg des Rechtens gehet,
Der Argliſt und Gewaltthat wehrt,
Den nennt der Denker aufgeklärt.

Der Theolog, der Duldung lehrt,
Und dürre Dogmen ſo behandelt,
Daſs er ſie in Moral verwandelt,
Der iſt, und machet aufgeklärt.

Der Bürger, der nach seiner Weise
Das Gute thut im engen Kreise,
Gesetz, Vernunft, und Menschheit ehrt,
Ha! wäre der nicht aufgeklärt?

Die Mutter, die in zarter Jugend
Gefühl für Wahrheit und für Tugend
In ihrem Kinde weckt, und nährt,
Die preis' ich laut als aufgeklärt.

Der Landmann, der mit seinem Stande
Vergnügt ist, und im Vaterlande
Ein nützlich Glied zu sein begehrt,
Ist nicht gelehrt, doch aufgeklärt.

Ein Mädchen ſuchet in den Pflichten
Der Gattinn ſich zu unterrichten:
Wohl dem, der ſie zur Frau begehrt,
Sein künftig Weib iſt aufgeklärt.

ODE

bei SEELMANNS * Urne.

Komm, Phantasus! führ' in der stillsten der Nächte
Durch jene dunkle Gewölbe mich hin
Zum einsam flimmernden Lämplein,
Das über SEELMANNS Urne hängt.

---

* Der selige Weihbischof SEELMANN war einer der ersten, ehrlichsten, thätigsten Beförderer der Aufklärung im katholischen Deutschlande. Menschenliebe, Wahrheitsdurst, Jesuitenhass, und Freiheitssinn machten die Hauptzüge seines grossen Charakters aus. Und ich sollte dem edlen Manne — wär' er auch nie mein Gönner gewesen — keine Thräne weinen? Sollte nicht einstimmen in die Klagen seiner Verwaist'ten?

Hier will ich bethen, und weinen;
Denn eines Heiligen Asche
Wird, bis die Posaune sie weckt,
In dieser sittsamen Urne bewahrt.

Zwar nennt Ihn der Römer nicht heilig,
Und keine Purpurmänner flechten Ihm
Den Kranz, im Leben mit blindem Gefrömmel,
Nach dem Tode mit Gold erkauft.

Doch will ich hier bethen, und weinen;
Denn Seelmanns Asche ruhet hier,
Die Asche des Weisen, des Christen,
Des Verkannten, des Gemarterten!

Denn Wahrheit lag ihm näher, als Beifall,
Und Tugend wog ihm schwerer, als Gold.
Zu keines Sterblichen Füßen
Verrieth Er, Menschheit! dein Recht.

Ihn schreckete nicht der Donner der Grossen,
Ihn wiegete nicht ihr Lächeln in Schlaf;
Ein Riese, schritt er über Schlangen
Und über Dornen fort.

Ha! wallet ihr nicht zur Urne des Lehrers,
Ihr wenigen Edlen, ihr Söhne des Lichts?
Ihr, denen von seinen freundlichen Lippen
Weisheit, wie Nektar, troff?

Vergaßet ihr des leitenden Freundes?
Des Helden, der eure Vernunft,
In tausendjährige Ketten geschmiedet,
Zur hohen Freiheit berief?

Ach! furchtsam steht ihr von ferne,
Und wischet die Thräne mit bebender Hand.
Denn mit dem Auge des Freundes
Verlosch auch Freiheit und Hoffnung euch.

Kommt näher, und bebet nicht länger,
Ihr wenigen Edlen, ihr Söhne des Lichts!
Berühret mit mir die Asche des Freundes,
Und schwöret im heiligen Dunkel den Schwur,

Zu ringen nach Wahrheit, zu kämpfen
Für Tugend, zu tilgen die Brut
Der Hyder, erzeugt in Iberiens Wüſten,
Genährt mit italiſchem Gift.

Was ſeh' ich? Dort ſchwebet der Schatten
Des Heil'gen, und flüſtert Segen uns zu.
Blickt auf, ihr wenigen Edlen, zum Heil'gen!
Blickt auf, und vollendet ſein Werk!

REDE
über
den gegenwärtigen Zuſtand, und die Hinderniſſe der ſchönen Litteratur im katholiſchen Deutſchlande.

Da ich heute zum erſten Male dieſen neuen Lehrſtuhl betrete; ſo wünſchte ich Sie, meine Herren, mit einem eben ſo ſchicklichen als wichtigen Gegenſtande zu unterhalten. Beides glaube ich zu erreichen, wenn ich von dem gegenwärtigen Zuſtande, und den Hinderniſſen der ſchönen Litteratur im katholiſchen Deutſchlande ſpreche. Weil ich aber vorherſehe, daſs meine Bearbeitung der Wür-

de dieſes Stoffes in einem ſehr unvollkommenen Maaße entſprechen werde; ſo bitte ich Sie um jene Nachſicht, welche Sie einem Anfänger im Lehramte nicht verſagen werden. Um Aufmerkſamkeit darf ich nicht bitten; für dieſe bürget mir die Gefälligkeit meiner Zuhörer, und die Wichtigkeit meines Gegenſtandes.

Kein Unpartheiſcher kann die Fortſchritte verkennen, welche das katholiſche Deutſchland ſeit weniger als zwanzig Jahren in dem Reiche der Wiſſenſchaften gemacht hat. Welches deutſche Herz freuet ſich nicht, wenn es die heutige Aufklärung mit den Finſterniſſen vergleichet, welche ehedem auf unſe-

rem

ſem Vaterlande lagen? Die Theologie unſe-
rer Väter, wie dürftig, wie zwecklos, und
trocken war ſie nicht! Blinde Anhänglich-
keit an menſchliche Authoritäten, und ein
beträchtlicher Vorrath von ſpitzfindigen Di-
ſtinktionen waren hinlänglich, den Doktors-
hut zu verdienen. An gründliche Kenntnis
der Grundſprachen, an Geographie und Ge-
ſchichte, dieſe unentbehrlichen Lampen in
den Tiefen der Schriftkunde wurde nicht ge-
dacht. Genug, wenn irgend ein angeſehe-
ner Lehrer etwas behauptete; mehr als ge-
nug, wenn eine gröſsere Anzahl eigenmäch-
tiger Glaubensrichter eine Meinung begünſ-
tigte. Mehr bedurfte es nicht, um das Joch
des Schuldeſpotismus mit einem neuen Ban-

te auf dem Nacken des menſchlichen Verſtandes zu befeſtigen. Unterſuchung der Gründe, auf denen gewiſſe Behauptungen beruhten, Würdigung der Authoritäten, an welche ſich ſelbige anſchloſſen, Berechnung der Folgen, welche in ihnen lagen, Gegeneinanderſtellung der philoſophiſchen Wahrheiten, mit denen ſie ſich nicht wollten vereinbaren laſſen, waren eben ſo viele Verbrechen in den Augen ſolcher Männer, die ſeit undenklichen Zeiten über den Verſtand ihrer Mitmenſchen deſpotiſch herrſchten, und gute Gründe hätten, ſich aus dieſem Beſitzſtande nicht vertreiben zu laſſen.

Zwar

Zwar gab es zu allen Zeiten einzelne Weiſen, welche ſich von dem Strome des Irrthums nicht fortreiſſen lieſsen; aber ſie hatten doch auch nicht Kraft genug, demſelben Einhalt zu thun. Erſt nach dem Jahre 1773, gegen deſſen Ende die mächtigſte Stütze der römiſchen Deſpotie zu Boden fiel, ward es hell in den Lehrſälen der Religion. Erſt dann fieng man an das Gold des Evangeliums von den Schlacken menſchlicher Zuſätze zu reinigen, und den ſorgfältig verborgenen Kern des praktiſchen Chriſtenthums aus der dicken Schale der Scholaſtik herauszuwinden. Das Studium des Orients wurde rege; man ſuchte die Geſchichte hervor: das ehrwürdige Dunkel des Heiligthums durf-

te

te mit der Fackel der Philoſophie beleuchtet werden.

Eben ſo gieng es mit der Philoſophie. Aus einer ſeichten Schwätzerinn wurde ſie das, was ſie nach Cicero's Behauptung ſein ſollte, nämlich eine getreue Wegweiſerinn auf dem Pfade des Lebens. Mathematik, Naturgeſchichte, phyſiſche Erdbeſchreibung, und vorzüglich praktiſche Philoſophie waren die edlern Gegenſtände, welche nun den deutſchen Jüngling, ſelbſt in der finſtern Zelle des einſamen Kloſters, beſchäftigten. Mit ſolchen Kenntniſſen ausgerüſtet, traten junge Männer als Beamte, als Religionslehrer auf: und wer will ſie verkennen, die wohl-

wohlthätigen Früchte der Aufklärung, welche durch ſie verbreitet ward? Der Zepter des Aberglaubens verlor allmählig ſeine Schrecken: Induſtrie verbreitete ſich in eben dem Maaſse, in welchem das Reich der frömmelnden Stupidität zuſammenſchrumpfte: Duldung, dieſe holde Tochter des Himmels ſchlang das Band der Bruderliebe um die Herzen der Sterblichen. Und dies alles geſchah in wenigen Jahren; ein ſolcher Umſchwung vollendete ſich ohne Zwang, ohne Blutvergieſsen!!

Aber vielleicht übertreibe ich mein Gemälde? Vielleicht iſt die Aufklärung meiner deutſchen Religionsgenoſſen noch wenig

das

mehr, als ſchwache Dämmerung? Nein, das iſt ſie gewiſs nicht; dies beweiſen die Schriften, welche uns deutſche Katholiken lieferten: davon überzeuget der Augenſchein jeden, der mit unbefangenem Auge ſehen will. Mein Schickſal beſtimmte mich, die meiſten Gegenden des ſüdlichen Deutſchlandes zu durchreiſen, und in den anſehnlichſten Städten deſſelben mich zum Theile mehrere Jahre aufzuhalten; und ich fand beinahe allenthalben die Maſſe der Aufklärung gröſser, als jene der Dummheit. Nur wenige Städte, welche noch den alten Sauerteig der Phariſäer nicht ausgeworfen haben, machen hier eine Ausnahme.

Wir

Wir haben in der Rechtsgelehrſamkeit, Theologie, Heilkunde, Philoſophie, Mathematik, Geſchichte, Diplomatik, und überhaupt in allen Fächern der ernſthaften Gelehrſamkeit groſse Männer, und vortrefliche Schriften aufzuweiſen. Kein billig denkender Proteſtant wird mit dieſer Behauptung unzufrieden ſein. Nur an Werken des Geſchmacks ſind wir arm. Nur die ſchönen Wiſſenſchaften bleiben auf unſerm Boden noch zurücke.

Vergebet mir, deutſche Mitbürger! wenn ich offenherzig ſpreche. Noch haben wir wenige gelehrte Produkte deutſcher Katholiken, welche wir, von Seiten des Geſchmacks, mit

mit den Werken der Proteſtanten vergleichen könnten. Noch haben wir die Ehre nicht errungen, auch nur von dem neunzigſten Theile der deutſchen Klaſſiker ſagen zu können: „Dieſen haben Männer von unſerer Kirche geliefert“. Wir mögen unſern forſchenden Blick hinwenden, wohin wir wollen; ſo finden wir das Feld der ſchönen Litteratur bei unſern Religionsgenoſſen noch ziemlich öde. Ich nehme Denis, Mastalier, Blumauer, und einige Neuere aus, deren Loos jedoch auf dem deutſchen Helikon zum Theile nicht völlig entſchieden iſt; wo ſind nun die übrigen, denen wir mit gutem Gewiſſen den Dichterkranz um die Schläfe winden dürften?

Das

Das Fach der geiſtlichen Beredſamkeit, wie wenig iſt es noch in unſern katholiſchen Staaten bearbeitet! Entfernet Brunner, Wieser, und die *wirklichen* Hofprediger zu Stuttgart aus unſerm Mittel, und zählet dann die Volksredner, welche wir den Männern Moshlim, Jerusalem, Spalding und Zollikofer an die Seite ſtellen dürften? Schmids Geſchichte der Deutſchen wird, wegen der tiefen Philoſophie, die darinn liegt, ewig einen der erſten Plätze unter den gelehrten Erzeugniſſen unſers Jahrhunderts behaupten: aber als Muſter eines guten hiſtoriſchen Stils werden wir ſie der Nachwelt ſchwerlich aufzuſtellen wagen.— Die beſten Ueberſetzungen aus den alten,

und

und neuen Sprachen haben wir Proteſtanten zu verdanken. An den wenigſten katholiſchen Univerſitäten iſt für das Fortkommen der ſchönen Litteratur geſorgt. Viele haben gar keinen Lehrſtul dafür: bei andern iſt er mit Männern beſezt, denen es entweder an Kraft, oder an gutem Willen fehlt, den Geſchmack des Schönen zu verbreiten. Es verſteht ſich, daſs ich hier den wenigen Edeln, welche ich nicht erſt nennen darf, weil die Welt ſie längſt ſchon kennet, nichts von dem Verdienſte entziehen will, welches ſie ſich um die katholiſche Jugend Deutſchlands machten. Hätten wir überall einen Mann, wie Andres, Gang, Engel, Laukone, Männer ſind; ſo würde die Unterſuchung

ſuchung über den gegenwärtigen Zuſtand der ſchönen Wiſſenſchaften bei unſern Glaubensgenoſſen nicht ſo traurig ausfallen. Aber zum Unglücke iſt die Zahl der Arbeiter noch viel zu klein für ein ſo groſses, und ſo lange öde gelegenes Feld, wie das Feld der ſchönen Wiſſenſchaften iſt. Laſſet uns alſo aufrichtig geſtehen, daſs wir, im Ganzen genommen, noch wenig darinn geleiſtet haben, und daſs uns noch eine unüberſehbare Strecke von unſern Vorgängern, den Proteſtanten trennet.

Vielleicht giebt es ängſtliche Leute, welche uns ein ſolches Geſtändnis übel nehmen möchten; aber dies darf uns nicht abſchrecken,

ſchrecken. Uns iſt es darum zu thun, einen weſentlichen Fehler unſerer litterariſchen Erziehung zu verbeſſern; und die Erkenntnis dieſes Fehlers iſt ſchon die erſte Stufe zur Beſſerung. Der Kranke, der das Gift nicht kennet, das in ſeinen Adern ſchleichet, hat weniger Hoffnung zu geneſen, als der, welcher ſeinen Zuſtand fühlt, und freimüthig darſtellet.

Wir ſind alſo, was die Kultur der ſchönen Litteratur betrift, noch weit hinter dem Ziele zurück, welches die Proteſtanten erreicht haben. Woher denn dieſer Abſtand zwiſchen ihnen, und uns? Worinn mögen doch die Gründe liegen, warum die ſchönen

nen Wiſſenſchaften bisher bei uns nicht gedeihen wollten? Sind wir denn mit anderm Organen geboren, als unſere proteſtantiſchen Brüder? Bewohnen wir rauhere, minder begeiſternde Gegenden, als ſie? Atmen wir eine böotiſche Luft ein, indeſs jene unter einem attiſchen Himmel wandeln?

„Heilige Mutter Natur! dachte ich bei mir ſelbſt, als ich vor einigen Wochen den Rhein herabſchiffte, biſt du denn ſtiefmütterlich mit dem katholiſchen Deutſchlande umgegangen? Nein! wer dies behauptet, der iſt ein Undankbarer, ein Läſterer wider dich. Wie unzählig ſind die Schönheiten, welche du längſt dieſer Ufer verbreitet haſt!

Welches Auge ruhet nicht ſanft auf dem majeſtätiſchen Strome, der hier zwiſchen grünenden Auen, und dort zwiſchen fruchtbaren Weinbergen dahin woget? Der edle Saft, welcher aus dieſen Stöcken quillt, begeiſtert er etwa nur den Ausländer zum Geſange? Dieſe zerfall'nen Thürme auf den Felſen, dieſe bemoosten Denkmäler alter Deutſchheit, wecken ſie nicht hohe Gefühle im Herzen des Rheinländers, und reizen ſie nicht ſeine Hand zum Saitenſpiel? Hier in dieſen blühenden Städten, wo Reichthum und Wohlſtand herrſchet, wo mächtige Fürſten thronen, wo Höfe wimmeln, wo jeder Zweig der Handlung bearbeitet wird — hier ſollten die ſchönen Wiſſenſchaften nicht gedeihen,

deihen, wie an den Ufern der Elbe, oder der Spree? Nein, Mutter Natur! deine Schuld iſt es gewiſs nicht, wenn wir kein Gefühl für deine Schönheiten haben. Du ſtreuteſt mit verſchwenderiſcher Hand bezaubernde Reize über unſere Gefilde: warum faſſen wir ſie nicht auf? warum ſuchen wir nicht dir deinen Zauber abzulernen?"

Dieſer Gedanke bemächtigte ſich meiner ganzen Seele: ich verfolgte ihn, und gerieth dadurch auf eine ernſthafte Unterſuchung, deren Gang und Reſultat ich jezt Ihrer Beurtheilung vorzulegen gedenke.

Sollte wohl in dem Lehrbegriffe unſerer Kirche der Grund liegen, warum die ſchö-

ne Litteratur bei uns so langsame Fortschritte macht? Man hat der römischkatholischen Religion schon öfters vorgeworfen, dass sie durch den Druck der Hierarchie die Schnellkraft der menschlichen Seele zerstöre, und durch die Untrüglichkeit, welche sie der Kirche beileget, die Gränzen des Forschens und des Wissens allzusehr verränge. Auf diesen Vorwurf mögen unsere Theologen antworten: und es wird ihnen nicht schwer seyn, es zu thun; wenn sie anderst vernünftige Begriffe mit den Worten *Hierarchie*, und *Infallibilität* zu verbinden, und so wohl die Gegenstände, als die Gränzen von beiden philosophisch zu bestimmen wissen. Gesezt aber auch, was jedoch kein rechtgläubiger

biger Theologe einräumen wird, gesezt das katholische System hemme den Lauf der Philosophie, und beschränke ihre Aussichten; so läst sich doch nicht behaupten, es hindere die Kultur, und das Wachsthum der schönen Wissenschaften. Wäre dies; so würden Frankreich, und Italien die schönen Geister nicht hervorgebracht haben, von denen der Deutsche, so wohl im Norden, als im Süden lernen mußte. Ist denn Italien nicht der Sitz des Oberhauptes unserer Kirche? Herrschet etwa weniger Katholicismus jenseit der Alpen, als in dem Lande, in welchem ein Feronius geboren ward? Dennoch hat Italien Meisterstücke der Dichtkunst aufzuweisen, bei denen der Zögling der Mu-

sen nach Jahrhunderten eben so staunend verweilen wird, wie jezt der junge Künstler die Wunderwerke des Alterthums, welche dort aufbewahret sind, betrachtet, und studieret. Unter Leo dem zehnten, zu einer Zeit, da die Reformation noch schüchtern knospete, sang ein Vida am Ufer des Minzio. Lange vor ihm seufzte der zärtliche Petrarca in unerreichbaren Tönen; und nach ihm bearbeitete ein Metastasio die Schaubühne mit dem glücklichsten Erfolge. Dante, Ariosto, Tasso, Goldoni, waren sie nicht auch Katholiken? Und wurden sie deswegen weniger, was sie wurden? War darum, weil sie an die Brodverwandlung glaubten, ihre Einbildungskraft weniger

ger feurig, ihre Sprache weniger kraftvoll, ihr Verfebau weniger natürlich? — Und zu welchem Religionsſyſtem bekannten ſich denn die groſsen Männer, welche in dem goldenen Jahrhunderte der franzöſiſchen Litteratur als Sterne der erſten Gröſse leuchteten? Moliere, Corneille, Racine, Boileau, und der unſterbliche Verfaſſer des Telemachs, welche ehrwürdige Namen im Reiche der Poeſie! Massillon, Bourdaloue, und unter den Neuern, Thomas, was für hinreiſſende, allmächtige Redner! Und alle dieſe waren Bekenner, waren zum Theile ſtrenge Vertheidiger des katholiſchen Lehrbegriffes.

Ich

Ich laſſe mir's gefallen, wenn man aus dem Verzeichniſſe der katholiſchen ſchönen Geiſter VOLTAIREN, unſtreitig den feinſten Kopf ſeiner Nation, DIDEROT, D'ALEMBERT, und ſelbſt MONTESQUIEU ausſtreichet; denn dieſe Männer hatten ſich in Hinſicht auf Religion ihren eigenen Weg gebahnet. Ich behaupte aber auch nicht, daſs die katholiſche Religion allein aufgelegt ſei, den guten Geſchmack zu befördern: ich behaupte nur, daſs ſie dieſen nicht verderbe, daſs ſie die Kultur der ſchönen Wiſſenſchaften nicht hemme, daſs es im Schooſe des Katholicismus eben ſo, wie in jeder andern Kirche, möglich ſei, ein ſchöner Geiſt zu werden. Dies, denke ich, beweiſen die Beiſpiele, die ich an-

anführte: und wenn es nöthig wäre, das Verzeichnis derselben zu vermehren; so würde ich selbst in England einen Mann finden, der bis an sein Ende sich zum System der römischem Kirche bekannte, und dennoch unter den klassischen Schriftstellern dieser aufgeklärten Nation die Reihe führt.

Der Katholicismus hindert also das Wachsthum der schönen Wissenschaften nicht: ja, es würde so gar nicht an Gründen fehlen, wenn wir behaupten wollten, er beförderе dasselbe mehr, als irgend eine andere Theorie der Christen. Wenigstens findet der Künstler in einer Religion, welche die Sinne, und die Einbildungskraft beschäftiget, reichern

Stoff

Stoff zu bearbeiten, als in einer ſolchen, welche blos die höhern Kräfte der menſchlichen Seele zu veredeln trachtet. SOCRATES war ein ſchlechter Bildhauer; denn er war zu ſehr Philoſoph. Je geiſtiger, je abgezogener eine Lehre iſt, deſto weniger taugt ſie für den Künſtler: je ſinnlicher ſie iſt, deſto mehr bietet ſie für den Meiſſel, den Pinſel, und die Tonkunſt dar. Griechenland würde wahrſcheinlicher Weiſe keinen PHIDIAS, keinen APELLES, und keinen HOMERUS hervorgebracht haben, wenn es nicht durch ſeine Mythologie die Einbildungskraft jener glücklichen Köpfe genähret, und bereichert hätte.

Was

Was bei den Griechen, und Römern die Mythologie bewirkte, das leiſtete in den ſpätern Jahrhunderten der chriſtlichen Kirche die Verehrung der Heiligen. Den Legenden verdanken wir ſo manches ſchöne Altarblatt, ſo manche reizvolle Magdalena, ſo manchen Pracht- und Kunſt- vollen Tempel. Wenn aber die Religion der Katholiken die ſchönen Künſte befördert; ſo hat ſie auch um die ſchönen Wiſſenſchaften wenigſtens *das* Verdienſt, daſs ſie die Gegenſtände derſelben vervielfachet, und der Phantaſie des Dichters weiten Raum öffnet. Das befreite Jeruſalem von Taſſo iſt ein redender Beweis von der Richtigkeit dieſes Satzes.

Wir-

Wir können alſo die langſamen Fortſchritte, welche wir bisher in der ſchönen Litteratur machten, nicht auf Rechnung der katholiſchen Religion ſchreiben. Auf weſſen Rechnung ſollen wir ſie denn ſchreiben? Fehlt es etwa noch in der erſten Erziehung unſerer Jugend? Wird das Gefühl des Schönen, welches der Schöpfer in den Buſen des Knaben geſenkt hat, nicht ſorgfältig, nicht frühzeitig, nicht ſtark genug geweckt, geſchärft, gebildet? — Hier, denke ich, ſtehen wir dicht an der Quelle des Uebels: laſſet uns einige Augenblicke dabei verweilen. Die traurige Betrachtung, welche wir anſtellen müſſen, leitet uns vielleicht auf irgend einen guten Vorſchlag, wie dem Uebel zu ſteuern ſei.

Den

Den erſten Unterricht erhalten die zum Studieren beſtimmten Kinder gewöhnlich in den ſogenannten lateiniſchen Schulen. Wenn der Vater ſich einmal entſchloſſen hat, aus ſeinem Sohne einen Geiſtlichen, oder Beamten zu machen, ſo übergiebt er ihn dem Schullehrer. Die erſte Sorge gehet dahin, daſs der Knabe lateiniſch lerne; denn noch immer ſeufzet ein groſser Theil des hohen, und niedern Pöbels unter dem jeſuitiſchen Vorurtheile, daſs Kenntnis der lateiniſchen Sprache die Hauptſache beim Studieren ſei. Die Jeſuiten mochten ihre Urſachen haben, dieſe Meinung zu verbreiten, und zu unterhalten. Sie gewannen dadurch wenigſtens ſo viel, daſs ſie ihre Zöglinge fünf

lange

lange Jahre damit verderben liefsen, in welchen diese vielleicht mehr hätten lernen können, als es im Plane der Gesellschaft war, dafs sie lernen sollten. Es war wenigstens ein Mittel, die Kultur der Landessprache, und die von ihr unzertrennliche Aufklärung des Volkes auf einige Zeit zu hemmen. Es diente wenigstens dazu, die Ketten des Römerthums fester um unsere Hüften zusammen zu ziehen. Aber was für einen Vortheil haben denn unsere Zeitgenossen davon, wenn sie noch gewissenhaft in die Fufstapfen der lojolitischen Barbarei treten? Fürsten, und Pädagogen haben sich alle Mühe gegeben, bessere Grundsätze in Ansehung der ersten litterarischen Erziehung in Umlauf zu bringen.

gen. Deſſen ungeachtet bleibt es gröſstentheils beim Altem: der Knabe muſs eben lateiniſch lernen, weil er ſtudieren ſoll.

Unter allen Mitteln, das zarte Gefühl eines Kindes abzuſtumpfen, iſt keines ſo zweckmäſsig, als die mechaniſche Erlernung einer fremden Sprache. Das arme Kind füllet ſich den Kopf mit Wörtern an, zu denen es keine Begriffe hat: es ſieht den ganzen Tag nichts, als ſein lateiniſches Schulbuch: es höret nichts, als das ewige Wiederkäuen ſeines pedantiſchen Lehrers. So gewöhnt es ſich an ſeine tägliche Marter; ſo wird es allmählig ſteif und gefühllos; ſo verliert die Schönheit alle Macht über ſeine Seele.

Von

Von der lateinischen Schule geht der Knabe in das Gymnasium über. Glücklich genug, wenn er dort unter die Hände einsichtsvoller Aufseher und geschickter Lehrer geräth. Aber dies ist nicht immer, ist selten der Fall. Noch bestehen in den meisten Provinzen des katholischen Deutschlandes die sogenannten *Hackenschulen*, welche von kurzsichtigen Eltern, entweder aus misverstandener Sparsamkeit, oder aus Eigensinn gemeiniglich den besser eingerichteten Gymnasien der Hauptstädte vorgezogen werden. An der Spitze solcher Landschulen stehen gewöhnlich Männer, welchen die Ascese den Kopf verdreht, und das Herz verangt hat. Wer nichts hat, kann nichts geben: auf dür-

ren

ren Heiden sammelt man keine Rosen, und aus trocknen Cisternen schöpft Niemand Wasser. Der Lehrer, welcher nicht selbst empfindet, wird nie das Gefühl des Schönen in seinen Schülern auszubilden vermögen. Wie selten sind aber die gefühlvollen Herzen unter den Menschen von eben jenem Stande, welcher am meisten Einfluss auf die Erziehung der katholischen Jugend hat? Wie sehr fehlet es ihnen, auch bei dem besten Willen, an den nöthigen Mitteln, ihren Geschmack zu berichtigen? Ich weiss, dass es auch hier Ausnahmen gebe; ich kenne, und verehre Männer, welche durch ausserordentliche Anstrengung, und glücklich zusammenwirkende Zufälle, selbst in den finstern

ſtern Mauern der Einſamkeit, ſich zu vortrefflichen Lehrern gebildet haben. Allein dieſe Ausnahmen heben die Regel nicht auf; es iſt, und bleibet immer ein richtiger Satz, daſs die Einrichtung gewiſſer Stände, ſo wie ſie izt im Durchſchnitte beſteht, plätterdings nicht tauge, geſchmackvolle Schullehrer hervorzubringen.

So lange aber die Gymnaſien nicht mit Männern von Geſchmack beſezt ſind, werden wir vergeblich auf die Verbreitung der ſchönen Wiſſenſchaften in unſerm katholiſchen Vaterlande hoffen. Der ſittliche ſo wohl, als wiſſenſchaftliche Geſchmack eines Menſchen wird gemeiniglich zwiſchen dem

zwölf-

zwölften, und achtzehnten Jahre ſeines Lebens feſtgeſezt. Bleibt er bis dahin roh, ſo darf man ſich keine groſſe Verfeinerung in den künftigen Jahren von ihm verſprechen. Hat er ſich in dieſem Zeitraume glücklich gebildet, ſo wird er ſchwerlich mehr in der Zukunft verdorben werden.

Wir haben nun *Eine* Urſache geſehen, warum die ſchöne Litteratur im katholiſchen Deutſchlande mit der übrigen Aufklärung deſſelben nicht gleichen Schritt hält. Erlauben ſie mir, mit derſelben Freimüthigkeit eine andere anzugeben, auf welche vielleicht zu wenig Rückſicht genommen wird. Ich meine die *Mönchsmoral*, welche ſich

noch immer mit der chriſtlichen Moral vermiſchet, und unter den guten Saamen des Evangeliums ägyptiſches Unkraut ſtreuet. Laſſen Sie mich die Sache deutlich machen.

Die ſchönen Wiſſenſchaften haben ſo, wie die ſchönen Künſte, zunächſt den Endzweck die Einbildungskraft, und das Gefühl durch die möglich beſte, ſinnliche Darſtellung zu ergötzen. Beide haben einerlei Zweck, aber nicht einerlei Umfang. Der Künſtler kann uns nur ſolche Gegenſtände darſtellen, die auſſer der menſchlichen Seele liegen: von dem, was in unſerm Innerſten vorgehet, kann er nichts als die Wirkungen ſchildern, welche es auf unſere Geſichtszüge,

Be-

Bewegungen, und Stellungen macht. Nicht ſo der Redner, und der Dichter. Dieſe dringen ins Innerſte unſeres Herzens ein: ſie malen uns die geheimſten Empfindungen unſerer Seele: ſie wiſſen unſere Gemüthsbewegungen, und Leidenſchaften bis auf die kleinſten Schattirungen darzuſtellen. Das eigentliche Feld des Redners und Dichters iſt die menſchliche Seele. Ihre Leidenſchaften ſind der unerſchöpfliche Quell, aus welchem beide ſchöpfen. Je allgemeiner, ſtärker, feuriger eine Leidenſchaft iſt, deſto reichern Stoff bietet ſie dem Redner und Dichter dar. Wir kennen daher keine Leidenſchaft, welche ſo ſehr begeiſtert, und ſo mannigfaltiger Bearbeitung fähig iſt, als die

Liebe, und die Ehrbegierde. Werden diese vertilgt, so schwinden auch die Gegenstände, und die Triebfeder der schönen Wissenschaften. Nehmet aus den Gedichten Roms, und Griechenlands diejenigen weg, welche entweder die Liebe oder der Nationalstolz erzeuget hat, und sehet, was uns noch übrig bleibt.

Sie verstehen jezt, was ich sagen wollte, da ich die Mönchsmoral zu den Hindernissen der schönen Wissenschaften zählte; denn ich darf Ihnen nun nicht erst sagen, dass sie von den beiden Leidenschaften, welche unstreitig die stärksten Triebfeder der Musen sind, irrige, mit den Absichten des Schöpfers.

Schöpfers, und mit der ganzen Einrichtung der menſchlichen Natur ſtreitende Begriffe aufſtellet. Da ſie die Liebe zu einem blos thieriſchen Triebe herabwürdiget, und ihre edlern Seiten nicht kennet; ſo verabſcheuet ſie Alles, was auf Liebe Beziehung hat. Selbſt ihr Namen lautet fürchterlich in den Ohren des gefühlloſen Kaſuiſten; und ein Gedicht, das zärtliche Gefühle athmet, wird ohne Gnade als ärgerlich, und ſittenverderblich gebrandmarkt. In einer gewiſſen Reichsſtadt, wo die Jeſuiten noch ſo gut, wie zu Mohilow herrſchen, werden ſo gar die Gedichte des keuſchen Gellerts den Jünglingen als gefährlich aus der Hand geriſſen. Eben ſo geht es mit der Ehrbegierde, gewiſs

Wiſs der edelſten, und beſonders an Jüng-
lingen, lobenswürdigſten Leidenſchaft. Die-
ſer ſetzet man eine gewiſſe Selbſterniedrig-
ung, eine ungerechte Wegwerfung ſeines
eigenen Werthes entgegen, welche man De-
muth nennt. Anſtatt darauf zu ſehen, daſs
jene Triebe, welche der Schöpfer aus wohl-
thätigen Abſichten in unſer Herz gelegt
hat, durch die Vernunft gemäſsigt, und auf
würdige Gegenſtände gelenkt werden; trach-
tet man einzig, ſie, als Folgen der Erbſün-
de zu bekämpfen, und wo möglich ganz zu
erſticken. Solche Grundſätze werden auf der
Kanzel, und im Beichtſtule verbreitet: ſo
werden Zärtlichkeit und Ehrliebe zu Ver-
brechen, Gefühlloſigkeit hingegen, und Nie-
derträchtigkeit zu Tugenden gemacht.

Ich rede hier nicht von den traurigen Wirkungen, welche eine ſolche Moral auf die Sitten macht; ich begnüge mich blos damit, auf die nachtheiligen Folgen hinzudeuten, welche ſie auf die Kultur der ſchönen Wiſſenſchaften hat. Eine Moral, welche die Gefühle der Liebe, und der Ehre glatthin als laſterhaft verdammt, benimmt dem Dichter die Gegenſtände, die er beſingen ſoll, und zernichtet die mächtigſten Urſachen der Begeiſterung. Sie gehöret alſo zu den ſtärkſten Hinderniſſen der ſchönen Litteratur.

Endlich, meine Freunde, fehlet es in unſerm katholiſchen Vaterlande den Muſen noch an Aufmunterung und Unterſtützung.

Die

Die sogenannten höhern Wissenschaften führen zu guten Pfründen, Aemtern, Physikaten: die schöne Litteratur hat keinen Anspruch auf ähnliche Versorgung. Möchte sie wenigstens kein Hindernis werden, im Staate unterzukommen. Möchten diejenigen, von denen gemeiniglich das Schicksal junger Leute abhängt, ästhetische Kenntnisse wenigstens nicht hassen, sie wenigstens nicht als einen Beweis ansehen, dass es ihren Besitzern an höhern Einsichten fehle! Aber dies ist gerade die Maxime, welche bei den meisten, besonders geistlichen Vorstehern herrschet, dass sie dem Jünglinge, welcher Gefühl für die schönen Wissenschaften zeigt, wenig Fähigkeit zu den ernsthaften Studien zutrauen.

trauen. Selbſt in der Barbarei des Jeſuitismus erzogen, ſelbſt entblöſet von allen Einſichten in die Geheimniſſe der Grazien, ſelbſt verwildert in den Dornſträuchen der Scholaſtik, wittern ſie allenthalben, wo ſie Spuren eines ſchönen Geiſtes antreffen, Seichtheit, Sinnlichkeit, oder gar Heterodoxie. Unter zween Kandidaten, von denen der eine ſein Examen in einer reinen, geſchmackvollen deutſchen Schreibart, der andere in einem barbariſchen Latein macht, wird nicht ſelten der lezte vorgezogen; weil man glaubt, die Tiefe der Einſichten ſtehe mit der Eleganz des Ausdruckes im umgekehrten Verhältniſſe. Ich behaupte eben nicht, daſs dieſes Vorurtheil allgemein gewurzelt ſei; ich be-

behaupte nur, und jeder, der die katholische Welt kennet, wird es mit mir behaupten, dass Kenntnis der schönen Wissenschaften oft ein Hindernis zur Versorgung, besonders im geistlichen Stande sei.

Nun werden wir doch nicht lange mehr fragen dürfen, warum die schönen Wissenschaften bei uns nicht zu eben dem Grade gedeihen, zu welchem sie in protestantischen Ländern gediehen sind. Ihrem Wachsthume stehet *die erste Erziehung der studierenden Jugend, die Ascetenmoral, und der Mangel an Unterstützung* entgegen. Ehe diese Hindernisse gehoben sind, läst sich kein Umschwung im Reiche der schönen Litteratur

erwar-

erwarten. Iſt uns alſo daran gelegen, dieſes in mancher Rückſicht fürchterliche Uebel zu tilgen; ſo müſſen wir zuvörderſt den Quellen deſſelben entgegen arbeiten. Lehrer, Prieſter, und Fürſten müſſen ſich vereinigen, wenn die Muſen in unſern Gefilden wohnen ſollen. Schaffet der Jugend eine beſſere Erziehungsmethode, gebet ihr eine geläuterte Moral, öffnet ihr angenehmere Ausſichten, und ſehet dann, ob nicht binnen kurzer Zeit glückliche Köpfe unter uns erwachen, und durch eben ſo geſchmackvolle, als gründliche Schriften ſich den Weg zur Unſterblichkeit bahnen werden. Warum kleben wir noch immer an den Vorurtheilen, deren traurige Wirkungen wir doch

selbſt empfunden haben? Warum quälen wi
unſere Zöglinge mit dem Mechanismus eine
fremden Sprache, ehe wir ſie mit ihrer eige
nen hinlänglich bekannt gemacht haben?
Warum erſticken wir jedes Gefühl des Schö
nen durch Schulzwang und Pedantismus in
ihnen? Warum führen wir ſie nicht liebe
ins freie Feld, in die weite Schöpfung Got
tes hinaus? Warum lenken wir nicht ihre
Wiſsbegierde auf die Werke der Natur?
Warum lehren wir ſie nicht, jeden ihrer
Reize empfinden? Haben wir einmal ihr Ge
fühl für das Schöne geſchärft, erhöht, be
richtiget; dann wird es uns in der Folge
ein Leichtes ſein, ihren Styl zu bilden.
Wer gut empfindet, der weiſs ſich auch gut
auszudrücken. Ha-

Haben wir einmal das erſte Hinderniſs der ſchönen Litteratur aus dem Wege geräumet; dann wird es uns weniger Mühe koſten, das zweite zu beſiegen. Wenn unſer Zögling die Stimme der Natur zu hören, und zu verſtehen gelernt hat; ſo werden ihn die überſpannten Forderungen des Kaſuiſten nicht mehr irre machen. Die Natur wird ihre Rechte in ſeinem Herzen behaupten, ſie wird die ſtärkſten Triebfedern der ſchönen Wiſſenſchaften nicht ermorſchen laſſen. Vereinigt ſich erſt eine richtigere, menſchlichere Moral mit der Stimme der Natur; ſo werden wir bald am Ziele unſerer Wünſche ſein. Eine falſche Moral erſticket den Keim der ſchönen Wiſſenſchaften: eine wahre Mo-

ral muſs ihnen wieder empor helfen. Niemand hat von dieſer Seite mehr Gelegenheit, das Wachsthum der ſchönen Wiſſenſchaften zu befördern, als der Religionslehrer. Wir erwarten alſo von ihm, daſs er unſere Jünglinge eben ſo mit der guten, wie mit der böſen Seite der menſchlichen Triebe und Neigungen bekannt mache, daſs er ihnen zeige, wie ſie dieſelben mäſsigen, nicht vertilgen, auf würdige Gegenſtände lenken, nicht als Wirkungen der Erbſünde verfluchen ſollen. Er belehre ſie von den verſchiedenen Arten, und Stufen derſelben, er zeichne ihnen die Gränzlinie genau, wo ſich die Tugend vom Laſter ſcheidet. Wenn er ſie auf der einen Seite vor den verderblichen

Folgen der blos thieriſchen, und vor den Abgründen der romantiſchen Liebe warner; ſo unterrichte er ſie auf der andern auch von den wohlthätigen Wirkungen, welche jenes reinere, durch Sympathie erzeugte, durch Vernunft geleitete, und durch Tugend befeſtigte Gefühl, das allein den Namen der *Liebe* verdient, auf unſern ſittlichen Charakter macht. Er verdamme nicht den Durſt nach Ruhm und Ehre, er entzünde, erhöhe ihn vielmehr. Er ſtelle uns die Achtung unſerer Mitmenſchen, wenn wir ſie durch wirkliche Vorzüge verdienen, als ein begehrungswürdiges Gut, als einen würdigen Zweck unſerer Bemühungen vor. Er laſſe den Einſiedlern ihre erſchlaffende De-

Demuth; sein Schüler müsse Gefühl für wahre Ehre, und Gröſse haben. Er höre nie auf, ihm die Beiſpiele groſser Männer vor Augen zu ſtellen; er bediene ſich jedes Mittels, Nationalſtolz und Patriotismus im Herzen des feurigen Jünglings zu nähren. Laſſet eine ſolche Moral allgemeiner unter uns werden, dann werden wir bald aufhören dürfen, über den Mangel an Werken des Geſchmacks im katholiſchen Deutſchlande zu klagen.

Das dritte Hindernis der ſchönen Litteratur zu heben, müſſen wir den Groſsen der Erde, und der Zeit überlaſſen. Wenn dieſe durch ihren gewaltigen Druck die Freunde

der

der Barbarei allmählig von ihren Sitzen hinwegstöſst, und jene dafür sorgen, die leer gewordenen Plätze mit Männern von Gefühl und Geſchmack zu beſetzen; ſo muſs doch endlich der Zeitpunkt kommen, in welchem es kein Verbrechen mehr ſein wird, ſich rein und zierlich auszudrücken. Ach! meine Freunde, wird er wohl noch weit von unſern Tagen entfernt ſein, dieſer gewünſchte Zeitpunkt? Werden wir ewig in der Kultur der ſchönen Wiſſenſchaften zurücke bleiben? Ich glaube nicht; ich hoffe vielmehr das Gegentheil, ich hoffe es wenigſtens in unſerm Vaterlande, wenigſtens von den Zöglingen dieſer aufblühenden hohen Schule. Ja edle, deutſche Jünglinge,

von

von Ihnen erwartet der Fürſt, erwartet der Staat, erwartet die Kirche, erwartet Deutſchland mächtige Fortſchritte in den Wiſſenſchaften der Grazien. Wir haben nicht Urſache über Mangel an Unterſtützung zu ſeufzen. Der gute, und weiſe Beherrſcher unſers glücklichen Vaterlandes hat Gefühl für die Reize der Muſen: die mannigfaltigen Vortheile, welche die Verbreitung der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften dem Staate, und der Menſchheit bringt, entgiengen ſeinem Scharfblicke nicht. Darum, meine Freunde, errichtete er dieſen Lehrſtul; darum beſtimmte er mich Ihnen zum Führer und Wegweiſer auf den Parnaſſus. Möchte ich doch ſo glücklich ſein, ſeinen Abſichten,

und

und gerechten Foderungen zu entsprechen? Möchte ich Sie mit warmer Liebe zu den Grazien erfüllen, Ihnen einen flammenden Enthusiasmus für das Schöne einhauchen können! Möchte ich bald die Früchte meines Lehramtes unter Ihnen reifen sehen! Möchten Sie bald die Welt überzeugen, dafs Phöbus Apollo nicht allein im Norden herrschet, dafs auch der Rheinländer Empfänglichkeit für die Eindrücke der Schönheit, und Anlage zur Begeisterung habe.

Die Welt fodert nicht von uns, dafs wir alle einst im Tempel der Unsterblichkeit unter den grofsen Rednern, und Dichtern glänzen sollen; aber sie fodert mit Recht, dafs

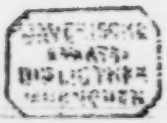
dafs wir danach ſtreben, unſerer Landes-ſprache mächtig zu werden, unſere Gedanken in einen natürlichen, und reinen Vortrag einzukleiden, unſern Geſchmack zu bilden, und die Wirkungen deſſelben durch die Verfeinerung unſerer Sitten zu beſtättigen. Dieſs, meine Herren, iſt das Ziel, nach welchem wir hinſtreben, dies der Geſichtspunkt, aus welchem meine Vorleſungen ausgehen werden. Deswegen ſoll es uns nicht genügen, die Grundſatze der Aeſthetik blos theoretiſch zu ſtudieren: wir wollen uns auch von Zeit zu Zeit in praktiſchen Verſuchen üben. Wenn ich in den Vorleſungen dieſes erſten halben Jahres den Schleier vom Antlitz der Schönheit zu lüpfen, und

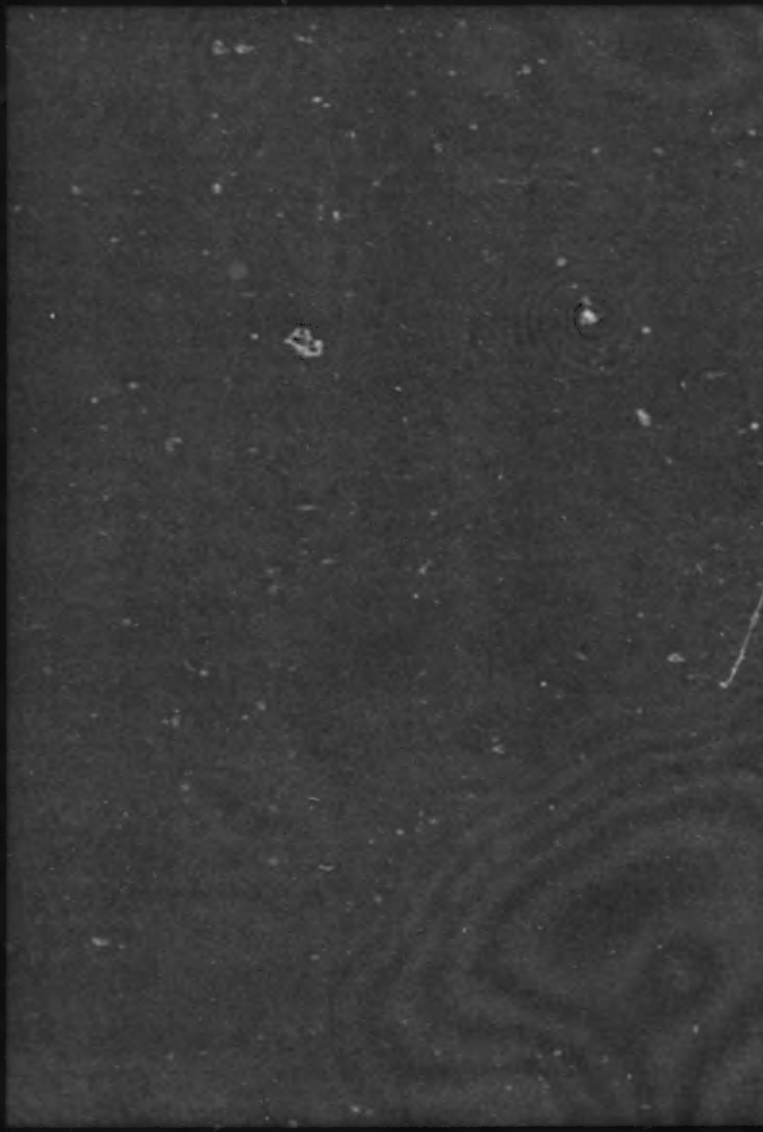
Sie

Sie mit ihrem geheimen Zauber bekannt zu machen suche; wenn ich Sie dann hinführe an die Quellen, aus welchen die schönsten Geister aller Jahrhunderte getrunken haben; wenn ich mit Ihnen die besten Schriften Griechenlands, Latiums, und Deutschlands kritisch prüfe; so geschieht dies nicht aus der Absicht blos theorethische Kenner des Schönen, aus Ihnen zu bilden. Nein, wir müssen selbst versuchen, die Schönheiten, welche wir sehen, und empfinden, nachzuahmen, und den grosen Mustern, welche wir bewundern, nachzustreben. Haben wir irgend einen Aufsatz glücklich vollendet; so wollen wir ihn einander freundschaftlich mittheilen, und darüber gemeinschaftliches

Ge-

Gericht halten. So, meine Herren, wollen wir Hand in Hand dem Haine der Musen zuwandeln, und in ihrem Umgange jene edlern Vergnügungen aufsuchen, welche zwischen den reinen Freuden des Himmels, und den rohen Ergötzungen der thierischen Welt das Mittel halten, und eben deswegen unserer Natur vorzüglich angemessen sind.





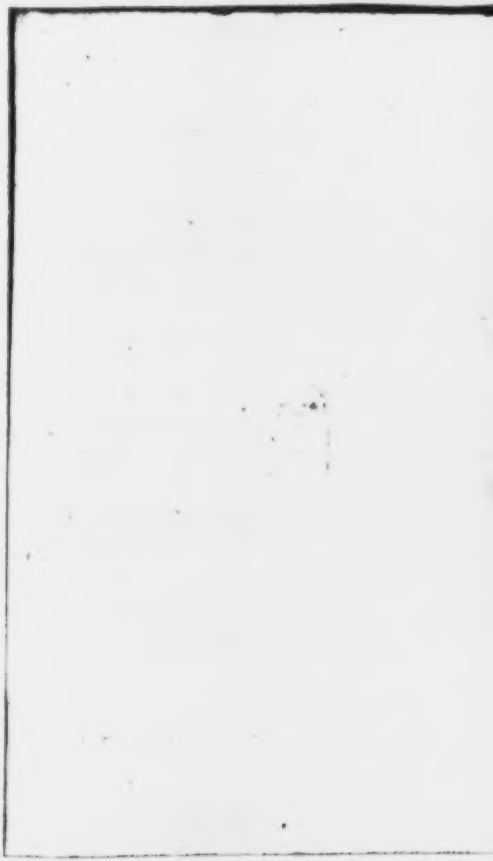
Die ersten Grundsätze der schönen Künste überhaupt, und der schönen Schreibart insbesondere.

Herausgegeben von

Eulogius Schneider
Professor zu Bonn.

Scilicet ingenuas didicisse fideliter artes
Emollit mores, nec sinit esse feros.
OVIDIUS.

Bonn, gedruckt bei J. J. Abshoven,
Universitäts-Buchdrucker,
und verlegt von der löbl. Schulkommission.
1790.



An

Seine Excellenz

den

Herrn Curator

Freiherrn von Spiegel

zum

Diesenberg.

Hochwürdiger,
Hochwohlgeborner Reichsfreiherr,
gnädiger Herr Curator,

Ich widme Ihnen, gnädiger Herr, dieſe Bogen als ein geringes Denkmal meiner aufrichtigen Verehrung und Dankbarkeit. Ihren gütigen Bemühungen habe ich vorzüglich meinen Ruf an die hieſige hohe Schule zu verdanken: Sie beſtimmten mich, die Lehrerſtelle am hieſigen Gymnaſium zu übernehmen, und ſetzten mich dadurch in den Stand, den Geſchmack unſerer ſtudierenden Jugend frühzeitig an das wirklich Schöne, Wahre, und Gute zu gewöhnen. Sie gaben ſich ſelbſt die

Mühe, mir die vortreflichſten Bemerkungen über die weſentlichſten Zweige meines Faches mitzutheilen: Sie ertheilten mir den Auftrag, das erſte Lehrbuch, welches in unſern Gegenden über die ſchönen Künſte geſchrieben worden, zu verfertigen, und meinen Zuhörern an der Univerſität ſowohl, als am Gymnaſium einen Leitfaden an die Hand zu geben, nach welchem ſie den mündlichen Unterricht mit doppeltem Nutzen hören könnten. Sie gehören zu den wenigen Geſchäfts- und Staatsmännern, welche bei den wichtigſten Arbeiten für das Vaterland den Umgang mit den Muſen nicht unter ihrer Würde halten, und keine edlere Erholung kennen, als jene, welche Schönheit in der Natur und in den Künſten ihren Kennern und Forſchern gewährt.

Möchte meine Arbeit Ihre wohlthätigen Abſichten, den Geſchmack unſerer Jugend immer mehr zu verfeinern, und zu berichtigen, einigermaſſen befördern!

Möchte dieſes Werk, an deſſen Entſtehung Sie ſo vielen Antheil haben, durch den Nutzen, den es ſtiften ſoll, die zahlreichen Wohlthaten rechtfertigen, welche Sie dem Verfaſſer deſſelben bereits erwieſen haben! Zum wenigſten wünſche ich dadurch Ihnen einen Beweis von meinem guten Willen, das Beſte des Vaterlandes nach meiner Weiſe zu befördern, und zugleich von jener innigſten Verehrung zu geben, mit welcher ich bin

Euer Excellenz

Bonn, den 1. Auguſt,
1790.

unterthänigſter Diener
Ealogius Schneider.

Vorrede.

Ich hatte den größten Theil des Lehrbuches, welches ich hier dem Publikum liefere, bereits zu meinem Privatgebrauche verfertiget, da ich von unserm verdienstvollen Herrn Curator den Auftrag erhielt, selbiges zum Besten der hier studierenden Jugend herauszugeben. Ein Auftrag, den ich um so lieber befolgte, je mehr ich mich durch eigene Erfahrung überzeugt hatte, daß ein Compendium, welches in unsern Gegenden Nutzen stiften soll, unsern lokalen Bedürfnissen und Verhältnissen angemessen sein müsse. Wenige Lehrbücher, welche auf protestantischen Schulen gebraucht werden, lassen sich auf katholischen anwenden; nicht etwa, weil Ketzereien darinn vorkommen möchten; sondern weil sie gewöhn-

wöhnlich bei den Schülern mehr voraus-
ſetzen, als hier vorausgeſetzt werden darf.
Ich ſtudierte daher meine Zuhörer, und
ſuchte meinen Unterricht ihrer Empfäng-
lichkeit, und ihren Bedürfniſſen anzu-
paſſen. Aus dieſem Geſichtspunkte muß
meine Arbeit betrachtet werden, wenn
man ein richtiges Urtheil darüber fällen
will.

Neue Aufſchlüſſe würde man in einem
Schulbuche vergeblich ſuchen. Genug,
wenn es das Nöthige kurz, deutlich,
und zuſammenhängend vorträgt. Ich
weiß, daß das gegenwärtige bei aller
Mühe, die ſich der Verfaſſer gab, dieſe Fo-
derung nicht vollkommen befriedigen wird.
Aber wer die Schwierigkeiten einer ſol-
chen Arbeit kennt, und die vielen Ge-
ſchäfte beherziget, mit denen ich ſeit ei-
nem Jahre beladen bin, der wird mich
nicht unbarmherzig verdammen.

Das

Das Einzige, durch welches ſich mein Lehrbuch von ſeinen Brüdern unterſcheidet, iſt vielleicht der Plan, den ich wählte. Mein erſter Grundſatz im Unterrichte iſt, vom Allgemeinen zum Speciellen fortzuſchreiten, ſo, daß das Folgende immer aus dem Vorhergehenden Li[illegible] und Beſtätigung erhält. Deswegen ſetzte ich zuerſt die allgemeinen Grundſätze der ſchönen Künſte feſt, und ließ darauf nicht gleich die Dichtkunſt und Redekunſt, wie dies z. B. bei Eſchenburg geſchieht, ſondern eine beſondere Abhandlung von den allgemeinen Grundſätzen des Stils folgen, welche ich, der Kürze wegen, die äſthetiſche Sprachlehre nannte. Ich glaube dadurch eine Lücke im öffentlichen Unterrichte ausgefüllt, und den Uebergang zur Dichtkunſt merklich erleichtert zu haben.

Ich liefere vor der Hand nur die Aeſthetik, und die äſthetiſche Sprachlehre.

Beide

Beide werden ihre Brauchbarkeit haben, wenn auch ein unvorhergesehener Zufall mich hindern sollte, die Poetik und Rhetorik so bald, als ich's wünsche, nachfolgen zu lassen. Doch hoffe ich, selbige noch bis zur künftigen Ostermesse liefern zu können.

Von dem Urtheile, welches Sachverständige über das gegenwärtige Werk fällen werden, hängt es größtentheils ab, ob ich fortfahren, oder aufhören solle, Lehrbücher zum Gebrauche unserer hiesigen Schulen zu verfertigen. Denn ich möchte mich einer Arbeit, wie diese ist, nicht gerne unterziehen; wenn ich, nach dem Ausspruche der Kenner, keinen Beruf dazu haben sollte.

Geschrieben zu Bonn im August.
1790.

Der Verfasser.

Inhaltsanzeige.

Einleitung.

Wehrt der idealischen Verunzierungen. Zweck und Plan des Lehrbuches.

Erſter Hauptheil.

Aeſthetik.

§. 1. Bedeutung des Wortes: Aeſthetik.
2. Geſchichte der Aeſthetik.
3. Eintheilung.
4. Nutzen derſelben.

Erſtes Hauptſtück.

Von der Natur, und dem gemeinſchaftlichen Zwecke der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften.

§. 5. Beſtimmung des Wortes: Kunſt.
6. Eintheilung der Künſte.
7. Beſtimmung des Wortes: Wiſſenſchaft.
8. Eintheilung der Wiſſenſchaften.
9. Schöne Künſte und Wiſſenſchaften.
10. Aufzählung der ſchönen Künſte.
11. Redende Künſte.
12. Zeichnende Künſte.
13. Bildende Künſte.

§. 14. Ordnende Künſte.
15. Unterſchied der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften.
16. Endzweck der ſchönen K. u. W.
17. Gegenſtände der ſchönen Künſte.
18. Höchſter Grundſatz der ſch. K. u. W.
19. Verhältnis der ſchönen Künſte zu den ernſthaftern Wiſſenſchaften, beſonders der Jurisprudenz und Gottesgelehrtheit.

Zweites Hauptſtück.

Aeſthetiſche Seelenlehre.

§. 20. Endzweck dieſes Hauptſtückes.

Erſter Abſchnitt.

Vom Erkenntnisvermögen.

§. 21. Das höhere Erkenntnisvermögen.
22. Das ſinnliche Erkenntnisvermögen.
23. Begeiſterung.
24. Ideenverbindung.
25. Genie.
26. Von den Urſachen, welche ein Genie hervorbringen.
27. Aeſthetiſches Genie.
28. Geſchmack.
29. Eigenſchaften des guten Geſchmacks.

§. 30. Unterſchied zwiſchen Feinheit und Richtigkeit des Geſchmackes.
31. Ob es einen allgemeinen Maasſtab des Geſchmackes gebe.
32. Batteux' Meinung hierüber.
33. Verſuch einen beſſern Maasſtab des Geſchmackes anzugeben.

Zweiter Abſchnitt.

Vom Begehrungsvermögen.

§. 34. Begriff des Begehrungsvermögens.
35. Gemüthsbewegung. Leidenſchaft.
36. Gegenſtände, welche auf das Begehrungsvermögen wirken.
37. Entſtehung der Leidenſchaften.
38. Eintheilung der Leidenſchaften.
39. Angenehme Leidenſchaften.
40. Freude.
41. Fröhlichkeit.
42. Liebe.
43. Hoffnung.
44. Unangenehme Leidenſchaften:
45. Traurigkeit.
46. Niedergeſchlagenheit.
47. Verzweiflung.
48. Furcht.
49. Schrecken.

§. 50. Zorn.
51. Rachgier. Rachsucht.
52. Indignation.
53. Haß.
54. Unglückliche Liebe.
55. Scham.
56. Reue.
57. Unangenehme Leidenschaften können angenehm werden.
58. Vermischte Leidenschaften.
59. Zu welcher Klasse der Stolz gehöre.
60. Vorzug der vermischten Leidenschaften vor den reinen, in ästhetischer Rücksicht.
61. Einfluß der Leidenschaften auf unsere Meynungen und Urtheile.
62. Einfluß der Leidenschaften auf unsere Handlungen
63. Verwandtschaft der Leidenschaften.
64. Sympathie.
65. Zeichen der Leidenschaften.
66. Eintheilung der Zeichen nach Engel.
67. Beschluß dieses Abschnittes.

Drittes Hauptstück.

Von der ästhetischen Kraft, und deren Quellen.

§. 68. Aesthetische Kraft.
69. Schönheit.

§. 70. Geſchichte der Meinungen von der Natur des Schönen.
71. Fortſetzung.
72. Fernere Fortſetzung.
73. Moritzens neue Theorie.
74. Verſuch, den Begriff der Schönheit aufzufinden.
75. Fortſetzung.
76. Zweifel dagegen.
77. Beruhigung.
78. Größe.
79. Das Erhabene.
80. Unterſchied des Großen und Erhabenen vom Schönen.
81. Mittel, das Gefühl des Erhabenen zu verſtärken.
82. Das Große und Erhabene in den Werken der Künſte.
83. Die große Manier.
84. Das Pathos.
85. Das Edle.
86. Entgegengeſetzte Fehler.
87. Warnung für junge Künſtler.
88. Klarheit.
89. Dunkelheit.
90. Ordnung.
91. Lebhaftigkeit.
92. Mittel der Lebhaftigkeit.

§. 93. Das Neue.
94. Das Unerwartete.
95. Ueberraſchung.
96. Das Wunderbare.
97. Maſchinen.
98. Kontraſt.
99. Verſchiedene Arten des Kontraſtes.
100. Aehnlichkeit.
101. Feuer.
102. Licht und Schatten.
103. Mannigfaltigkeit und Einförmigkeit.
104. Einfalt.
105. Das Natürliche.
106. Fehler wider das Natürliche.
107. Das Naive.
108. Wahrheit.
109. Grade der Wahrheit.
110. Verſchiedene Arten von Wahrheit.
111. Wahrheit des Gegenſtandes.
112. Wahrheit des Charakters.
113. Wahrheit der Handlungen.
114. Wahrheit der Nachahmung.
115 Wahrheit des Gedankens.
116. Wahrheit des Ausdruckes.
117. Wahrſcheinlichkeit.
118. Tugend.

§. 119. Anſtand.
120. Intereſſe.
121. Intereſſe der Perſonen und Charaktere.
122. Das Lächerliche.
123. Wodurch das Lächerliche entſtehe.
124. Verſchiedene Arten des Lächerlichen.
125. Das Launichte.

Viertes Hauptſtück.

Allgemeine Vorſchriften.

§. 126. Einleitung.
127. Auswahl des Stoffes.
128. Würdigung des Stoffes.
128. Erfindung.
130. Erfindung des Zweckes aus den Mitteln.
131. Erfindung der Mittel aus dem Zwecke.
132. Plan und Anlage.
133. Ausarbeitung.
134. Beſchluß des erſten Theiles.

Zweiter Haupttheil.

Aesthetische Sprachlehre.

Erstes Hauptstück.

Von dem Ursprunge, Fortgange, und den Bestandtheilen der Sprache.

§. 135. Vom Ursprunge der Sprache.
136. Von der allmahligen Vervollkommnung der Sprache.
138. Gebehrdensprache. Gesang.
139 Figürliche Sprache.
140. Die Poesie ist älter als die Prosa.
141. Wortfolge.
142. Declination und Conjugation.
143. Erfindung der Schrift.
144. Gemälde. Hieroglyphen.
145. Symbolische Sprache.
146. Buchstaben.
147. Verschiedene Methoden zu schreiben.
148. Würdigung der Schriftsprache
149. Innere Einrichtung der Sprache.
150. Von den Hauptwörtern.
— Vom Artikel.
151. Zahl, Geschlecht, Declination.
152. Von den Adjectiven.
153. Das Pronomen.
154. Vom Zeitworte.
155. Von den Participien.
156. Von den Adverbien.
157. Von den Präpositionen.
158 Von den Bindewörtern.
159. Die Interjektionen.

§. 160. Geſchichte der deutſchen Sprache.
161. Charakteriſtik und Würdigung der deutſchen Sprache.

Zweites Hauptſtück.

Von den Mitteln, welche die Sprache hat, Darſtellung zu befördern, oder von der Schreibart.

§. 162. Begriff der Schreibart.
163. Verſchiedene Arten des Stils.
164. Allgemeine Eigenſchaften einer guten Schreibart.
165. Deutlichkeit und Zierlichkeit.
166. Aufzählung der vorzüglichſten Mittel, die Deutlichkeit zu befördern.
167. Sprachrichtigkeit.
168. Reinigkeit.
169. Angemeſſenheit.
170. Beſtimmtheit.
171. Ordnung.
172. Einheit.
173. Zierlichkeit.
174. Stärke.
175. Würde.
176. Anſtand.
177. Adel.
178. Gränzlinien des Edlen und Unedlen.
179. Abſolute und relative Würde.
180. Sünden wider beide Arten der Würde.
181. Poſitive Würde.
182. Wohlklang.
183. Nothwendigkeit des Wohlklanges.
184. Euphonie.
185. Numerus.

§. 186. Eine Bemerkung über die alten Sprachen in Ansehung des Numerus.
187. Einschnitte.
188. Cadenz.
189. Fehler wider den Numerus.
190. Lebhaftigkeit.
191. Figuren.
192. Ursprung der Figuren.
193. Nutzen der Figuren.
194. Figuren für die Aufmerksamkeit.
195. Figuren der Einbildungskraft.
196. Anknüpfung eines sinnlichen Nebenbegriffes.
197. Auflösung des Ganzen in einzelne Theile.
198. Erläuterung durch ein sinnliches Bild.
199. Darstellung unter einem sinnlichen Bilde.
200. Vergegenwärtigung.
201. Figuren für die Leidenschaften.
202. Figuren des Witzes und des Scharfsinnes.
203. Unächte Mittel, die Lebhaftigkeit zu befördern.
204. Allgemeine Hülfsmittel, den Stil zu bilden.
205. Beschluß des zweiten Haupttheiles.

NB. S. 35. Z. 20 muß für: Corinth gelesen werden: Ephesus.

Ein-

Einleitung.

Wir finden in dem Umgange der Musen jene sanften Vergnügungen, welche zwischen den reinen Freuden des Himmels, und den rohen Ergötzungen der thierischen Welt das Mittel halten, und eben deswegen der menschlichen Natur vorzüglich angemessen sind.

Der Mensch besteht aus leib und Seele. Er ist sinnlicher und geistiger Vergnügungen fähig. Die geistigen lassen sich eintheilen in intellektuelle, moralische, idealische.

Die sinnlichen Vergnügungen sind diejenigen, welche wir vermittelst der äussern Sinne empfinden. Einige derselben können wir grobe, andere feine Vergnügungen nennen. Zu der ersten Klasse gehören diejenigen, welche wir in dem Sinne selbst, zur andern die, welche wir in der Seele empfinden, oder doch zu empfinden glauben. Es wäre überflüssig die Namen der sogenannten fünf Sinne hieherzusetzen. Die

Feinheit der sinnlichen Vergnügungen stehet im umgekehrten Verhältnisse mit der Lebhaftigkeit derselben, und steiget also vom Gefühle zum Gesichte stufenweise. An die Vergnügungen des Gesichtes schließen sich die idealischen an, welche wieder mehr oder weniger rein sind. Einige derselben fließen mit den sinnlichen zusammen, z. B. die Vergnügungen der Musik, der Malerei, der Tonkunst. Andere sind ganz, oder doch größtentheils geistiger Natur, z. B. die Vergnügungen der Dichtkunst. Die feinen sinnlichen, und die mit ihnen verwandten idealischen Vergnügungen sind ein wahres, und wohlthätiges Bedürfnis der menschlichen Natur. Sie sind ein wahres Bedürfnis; weil der Genuß gröberer Lüste die Kräfte zu bald entschöpft, und Eckel erzeugt. Die Arbeit ermüdet: die rohe Wohllust desgleichen. Die feinern Vergnügungen, von denen hier die Rede ist, liegen zwischen beiden in der Mitte, und sind das zweckmäßigste Mittel, die Nerven allmählich abzuspannen. Sie sind aber auch in andern Rücksichten ein wohlthätiges Bedürfnis; denn sie befördern

1) Die Sittlichkeit; indem sie die eigennützigen Neigungen, besonders die Leidenschaften des Stolzes und des Neis

des

des mäßigen, die geſelligen Triebe ſtärken, die Harmonie der Seelenkräfte befeſtigen, den Menſchen vom unmäßigen Genuſſe roher Ergötzungen abhalten. Sie befördern

2) Die Bildung des Verſtandes; weil ſie den Uebergang zu den höhern Wiſſenſchaften erleichtern, auf die rauhen Pfade des ernſthaften Forſchers Roſen ſtreuen, und ſeine Kräfte heilſam erquicken. Sie befördern

3) Den äuſſern Wohlſtand der Staaten; indem ſie Induſtrie erwecken, und erweitern.

Wird es alſo nicht der Mühe werth ſein, die Kunſt zu ſtudieren, wie wir ſolche Vergnügungen ſchaffen, vervielfältigen, beurtheilen ſollen?

Sehet hier den Zweck des gegenwärtigen Verſuches. — Es ſoll ein Lehrbuch der ſchönen Wiſſenſchaften werden. Unter dieſen verſtehet man die Redekunſt, und Dichtkunſt, welche aus einigen nicht ſehr wichtigen Gründen, die unten vorkommen ſollen, von den ſchönen Künſten unterſchieden werden. Mein Wunſch wäre,

das ganze Gebiet des Schönen zu umfaſſen; aber das Bedürfnis meiner Zuhörer, und meine Bestimmung fodern, daß ich mich blos auf die schönen Wissenschaften einschränke.

Da aber diese, ohne die allgemeine Theorie des Schönen vorauszuschicken, nicht können erlernet werden; so wird der erste Haupttheil dieses Werkes die Aesthezik sein. Der zweite ist der Untersuchung der Sprache, in Hinsicht auf schöne Wissenschaften, gewidmet. Der dritte wird die Dichtkunst, der vierte und lezte die Redekunst behandeln. So schreiten wir vom Allgemeinen zum Besondern fort, und finden in dem Vorhergehenden immer den Grund, oder doch die Beleuchtung des Folgenden.

Erster

Erſter Haupttheil.

Aeſthetik.

§. 1.

Bedeutung des Wortes: Aeſthetik.

Aeſthetik iſt, wie die meiſten Kunſtwörter, griechiſchen Urſprungs, und würde nach den Regeln der Etymologie die Theorie des Empfindungsvermögens bedeuten. Indeß hat es, nach dem jetzigen Sprachgebrauche, eine andere Bedeutung.

Im weiteſten Sinne genommen, bedeutet Aeſthetik die vollſtändige Theorie aller ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften, nämlich nicht allein jene Grundſätze und Vorſchriften, welche ſie miteinander gemein haben, ſondern auch die eigenthümlichen Grundſätze und Vorſchriften einer jeden insbeſondere.

Im ängern Sinne, in welchem ſie auch hier genommen wird, iſt ſie die Theorie der

sinnlichen Erkenntnis des Schönen, oder ein zusammenhängender Inbegriff derjenigen Grundsätze, welche alle schönen Künste und Wissenschaften miteinander gemein haben. Sie ist für diese, was die allgemeine praktische Philosophie für das Naturrecht und die Sittenlehre ist.

Home nennet sie Kritik (Criticism) so auch Pope; weil sie Grundsätze angiebt, nach welchen die Werke des Geschmacks zu beurtheilen sind.

§. 2.

Geschichte der Aesthetik.

Die Entstehungsgeschichte der schönen Künste verlieret sich im grauen Alterthume. Das älteste Volk, bei welchem wir Spuren davon entdecken, sind die Aegyptier. Von ihnen wanderten sie zu den Griechen, und erreichten dort die höchste Stufe der Vollkommenheit. Eine glückliche Himmelsgegend, die Verfassung der griechischen Staaten, der Geist der Freiheit, welcher sie beseelte, die große Achtung, in welcher die Künstler standen, und die glänzenden Belohnungen, welche ihnen zu Theile wurden, konnten nicht ohne Wirkung bleiben.

Wenig

Weniger, aber doch einiges Verdienst hatten die Römer um die schönen Künste und Wissenschaften. Am glücklichsten waren sie in den Werken der Dichtkunst und Beredsamkeit: in den bildenden Künsten leisteten sie selber nichts, doch unterstützten sie die gebornen Griechen, welche sich bei ihnen hervorthaten.

Die Regeln und Grundsätze der schönen Künste und Wissenschaften wurden erst nach der Ausübung erfunden und festgesetzt. Homers Iliade, und Sophokles Trauerspiele waren die Quellen, aus welchen Aristoteles die Grundsätze der Dichtkunst schöpfte. Horaz, Demetrius Phalereus, Longin machten vortreffliche Bemerkungen über einzelne Theile der sch. K. u. W.; aber keiner faßte den Gedanken, ihre gemeinschaftlichen Grundsätze aufzusuchen, und festzusetzen.

Mit der römischen Monarchie fiel auch das Reich des Schönen zusammen, nachdem es mit derselben stufenweise gesunken war. Erst um die Zeit der Reformation fiengen die Künste wieder an aufzublühen. In Italien erwarb sich Hieronymus Vida durch seine in lateinischen Hexametern geschriebene Dichtkunst ein auszeich-

hetes Verdienst um die Theorie der schönen Wissenschaften. Ein Gleiches thaten hätterhin Boileau, Rollin, und Batteux in Frankreich. Allein es fehlte noch immer an allgemeinen Grundsätzen, an einer Metaphysik des Schönen, an dem, was wir Aesthetik im engern Sinne des Wortes nennen. Die Erfindung dieser Wissenschaft sollten wir dem unsterblichen Baumgarten zu verdanken haben. Nur Schade, daß sich dieser denkende Kopf aus Mangel ausgebreiteter Kunstkenntnisse einzig auf die Redekunst und Dichtkunst einschränken mußte.

Unter den Neuern haben über die Aesthetik geschrieben Riedel, Eberhard, Eschenburg, Steinbart, Gäng, und einige andere.

§. 3.

Eintheilung der Aesthetik.

Wenn diese Wissenschaft die gemeinschaftlichen Grundsätze und Vorschriften aller sch. K. u. W. enthalten soll, so muß sie zuerst die Natur, und den Zweck derselben untersuchen. Sie muß ferner die Seelenkräfte, welche vorzüglich dabei geschäftig sind, in dieser Rücksicht betrachten.

Sie

Sie muß drittens die kräftigsten Mittel, den Zweck der sch. K. u. W. zu erreichen, an die Hand geben, oder mit andern Worten, die Quellen der ästhetischen Kraft aufdecken. Endlich erwarten wir von ihr einige allgemeine, jedem Künstler zur Vollendung seiner Werke nothwendige Vorschriften.

Die Aesthetik zerfällt also in vier Hauptstücke, von denen ein jedes eine der so eben gemachten Forderungen erfüllen soll.

§. 4.

Nutzen der Aesthetik.

Der Nutzen dieser Wissenschaft ist unverkennbar, weil sie unsere, oft dunkle Gefühle in Begriffe verwandelt, und sichere Regeln des Geschmackes festsezet. Wenn man dagegen einwendet, die Freiheit jener vorzüglichen Köpfe, welche wir Genies nennen, werde durch ästhetische Gesetze zu sehr beschränket, und das Gefühl des Schönen werde in eben dem Maase abgestumpfet, in welchem die deutliche Erkenntnis desselben zunimmt; so antworten wir ihm, daß einige Beschränkung der Freiheit im Reiche des Schönen eben so wohlthätig sei, wie weise Gesetze im Staate, und daß Berich-

tigung des Gefühls von der Zernichtung deſſelben verſchieden ſei. Wohl gab es Künſtler, welche ſich über allen Zwang äſthetiſcher Geſetze hinwegſetzten, wie z. B. Shakeſpeare, und doch den Beifall aller Kenner ſich erwarben; aber dieſen erwarben ſie ſich nicht durch ihre Sünden wider die Geſetze, ſondern durch ihre wahren mit den Geſetzen übereinſtimmenden Schönheiten, um derentwillen man jene Flecken gerne überſah.

Erſtes

Erſtes Hauptſtück.

Von der Natur, und dem gemeinſchaftlichen Zwecke der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften.

§. 5.

Beſtimmung des Wortes: Kunſt.

Das Wort: Kunſt wird entweder ſubjektiv, oder objektiv genommen. Im erſten Sinne bedeutet es die Fertigkeit, Handlungen oder Werke von einer gewiſſen beſtimmten Art, welche Geſchicklichkeit fordert, hervorzubringen. Im zweiten Sinne bedeutet es den Inbegriff derjenigen Grundſätze und Vorſchriften, nach welchen ſolche Handlungen oder Werke hervorgebracht werden.

* Entwickelung der Begriffe von Handlung, Werk, Geſchicklichkeit.

§. 6.

Eintheilung der Künſte.

Jede Kunſt wird entweder durch die Kräfte des Körpers, oder durch die Kräfte

des Geistes ausgeübt. Im ersten Fall heißt sie mechanisch, im zweiten frei.

§. 7.

Bestimmung des Wortes: Wissenschaft.

Wissenschaft heißt ein zusammenhängender Inbegriff gewisser, miteinander verwandter, und auf einen gemeinschaftlichen bestimmten Zweck abzielender Lehrsätze. z. B. Polizeiwissenschaft, Naturlehre, Pathologie. Wissenschaft unterscheidet sich also von der Kunst dadurch, daß sie sich nicht unmittelbar mit Hervorbringung gewisser Handlungen oder Werke beschäftiget, sondern sich mehr an theoretische Grundsätze hält.

§. 8.

Eintheilung der Wissenschaften.

Eine Wissenschaft hat entweder die Vervollkommnung des höhern oder des niedern Erkenntnisvermögens zum nächsten Zwecke: im ersten Falle gehöret sie zu den ernsthaften, strengen, höhern; im zweiten zu den schönen Wissenschaften, zu den studiis humanitatis.

§. 9.

§. 9.

Schöne Künſte und Wiſſenſchaften.

Man nennet überhaupt ſchön, was angenehm iſt; daher der Name: ſchöne Künſte und Wiſſenſchaften. Beide haben den Zweck, unſere Einbildungskraft, und unſer Empfindungsvermögen angenehm zu beſchäftigen.

* Den nähern und beſtimmtern Begriff des Schönen an ſeinem Orte.

§. 10.

Aufzählung der ſchönen Künſte.

Die Gränzen der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften laufen, wie man bald ſehen wird, ſo ſehr ineinander, daß wir ſie füglich, wär' es auch nur der Kürze halber, mit dem gemeinſchaftlichen Namen der ſchönen Künſte bezeichnen können. Alsdenn laſſen ſich ſelbige eintheilen in redende, zeichnende, bildende, und ordnende Künſte.

§. 11.

Redende Künſte.

Dieſe bedienen ſich entweder natürlicher, oder willkührlicher Zeichen. Daher

2) Ton-

a) Tonkunst (Musik), und Geberdensprachekunst (Mimik).

b) Redekunst (Rhetorik), und Dichtkunst (Poesie).

§. 12.

Zeichnende Künste

Sind diejenigen, welche ihre Werke auf Flächen, vornehmlich durch schickliche Vertheilung von Schatten und Licht hervorbringen. Dahin gehören

a) Die Zeichenkunst in ängerer Bedeutung. Sie bedienet sich willkührlicher Farben.

b) Die Malerkunst. Sie bedienet sich natürlicher Farben.

c) Die mosaische (musaische, musivische) Kunst. Diese setzt Gemälde aus kleinen farbigen Steinen, oder gefärbten Gläsern zusammen.

d) Die Kupferstecherkunst. Grabstichel, Aezkunst, Schwarzkunst.

e) Die Formschneidekunst. Holzschnitte.

f) Die Bildwirker- und Stickerkunst. Beide malen mit Fäden.

§. 13.

§. 13.

Bildende Künſte.

Dieſe arbeiten ihre Gegenſtände in körperlicher Geſtalt aus. Ihre Arten ſind

a) Die Plaſtik, oder Thonbildekunſt, wozu auch die Porzellain-Modellirkunſt gerechnet wird.

b) Die Stuckaturkunſt, welche ſich des Gypſes, oder eines mit Kalk und andern Ingredienzen vermiſchten Mörtels bedienen.

c) Die Poſſirkunſt. Sie arbeitet in Wachs.

d) Die Bildhauerkunſt, welche feſte Körper bearbeitet. Wenn dieſe ſpröde ſind, wie z. B. Marmor; ſo heißt ſie Bildhauerkunſt in engerer Bedeutung. Wenn ſie nicht ſpröde ſind, wie z. B. Holz; ſo heißt ſie auch Schnitzkunſt; beſonders wenn die Bilder klein ſind.

e) Die Drehekunſt, oder Drechſelkunſt, bei den Alten Toreutik. Zu ihr gehöret auch die Schleifkunſt, in ſofern ſie ſchöne Geſtalten in harte Körper, beſonders in Glas bildet.

f) Die Steinſchneidekunſt. Ihr Geſchäfte iſt, theils erhabene, theils vertiefte

tiefte Bilder in die härtern, edlern Steine zu arbeiten.

g) Die Stempelschneidekunst, deren schöne Werke erst nach der Ausprägung auf Metalle, oder auch weichere Körper völlig dargestellt werden.

h) Die Gießkunst kann in Ansehung der Formen, nach denen gegossen wird, einen Platz unter den bildenden Künsten behaupten.

§. 14.

Ordnende Künste.

Hierunter gehören

a) Die Gartenkunst.

b) Die Baukunst.

c) Die Meublir- und Kleidungskunst.

Nebst den bisher aufgezählten schönen Künsten giebt es noch einige, welche aus mehreren derselben zusammengesetzt sind. Dahin gehören die Gesangskunst, die Tanzkunst, die Deklamirkunst, und die theatralischen Künste.

Die Eintheilung der Künste in solche, die körperliche, und in solche, die unkörperliche Gegenstände darstellen, scheinet mancherlei

cherlei Schwierigkeiten unterworfen zu sein, wenigstens ist sie entbehrlich.

§. 15.

Unterschied der schönen Künste und Wissenschaften.

Die Redekunst und Dichtkunst werden zum Unterschiede von den übrigen, so eben aufgezählten Künsten schöne Wissenschaften genannt. Man sieht aber aus obigem Verzeichnisse, und aus dem Begriffe, den wir von den schönen Künsten gaben, daß der Unterschied, welcher beide voneinander trennet, nicht sehr wichtig sei. Mendelsohn und Lessing haben sich Mühe gegeben, denselben zu erweisen; aber es kömmt hier Alles auf den Begriff des Wortes Kunst an. Uebrigens ist nicht zu läugnen, daß die Dichtkunst und Redekunst ihre Eigenheiten haben, welche sie von dem übrigen Gefolge der Musen unterscheiden. Und wenn wir diese Eigenheiten kennen, so wird es ja auf den Namen nicht ankommen.

Eschenburg sagt, die Verschiedenheit der schönen Künste und Wissenschaften liege a) in der verschiedenen Beschaffenheit der Gegenstände die sie bearbeiten, b) in

ihrer eigenthümlichen Wirkungsart, und den besondern Sinnen, worauf ihr Eindruck gerichtet ist, c) darinn, daß die schönen Künste ihren Gegenstand gleichzeitig, die schönen Wissenschaften den ihrigen allmählig darstellen; und d) in den Mitteln, deren sie sich zur Darstellung bedienen. Diese seien in den schönen Künsten natürliche, in den schönen Wissenschaften willkührliche Zeichen.

Es hält nicht schwer, die Unzulänglichkeit dieser Unterscheidungsgründe zu zeigen. Denn a) die Geberdensprachekunst bearbeitet eben die Gegenstände, welche die Dichtkunst bearbeitet. b) Die Dichtkunst, und Redekunst wirken auf die Einbildungskraft und das Gefühl: eben so die Malerei. Jene gehen durch das Ohr ein: eben so die Musik. c) Das Successive in der Darstellung haben die schönen Wissenschaften mit der Musik, Mimik und Tanzkunst gemein. d) Der letzte Unterscheidungsgrund ist wenigstens nicht allgemein, läßt sich wenigstens nicht auf jene Künste anwenden, in denen eigentlich gar keine Zeichen statt haben, z. B. die Gartenkunst, Baukunst, Meublirkunst.

Ein wesentlicher Unterscheidungsgrund wäre etwa noch dieser, daß die schönen Wissen-

Wiſſenſchaften ſich artikulirter laute bedienen, welches die Künſte nicht thun. Und dann noch der Umfang von beiden. Die Künſte ſtellen nur ſolche Gegenſtände dar, welche in die Sinne fallen: die Redekunſt und Dichtkunſt hingegen ſchildern unſere feinſten Empfindungen und geheimſten Gedanken. Dieß leztere gilt zwar zum Theile auch von der Muſik, doch in einem weit geringern Grade. Sie ſchildert nur im Allgemeinen: die ſchönen Wiſſenſchaften dringen ins Beſtimmte und Individuelle.

Wir machen uns aber kein Gewiſſen daraus, dieſen Unterſchied in der Folge zu vernachläßigen, und wollen unter der Benennung: ſchöne Künſte, ſo oft dieſelbige ohne nähere und beſondere Beſtimmung vorkömmt, das ganze Gebiet der oben verzeichneten Künſte, alſo auch der Redekunſt und Dichtkunſt verſtanden haben.

§. 16.

Endzweck der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften.

Um den Endzweck der ſchönen Künſte zu beſtimmen, dürfen wir nur das Verzeichnis derſelben noch einmal durchſehen. Sie laufen nämlich alle dahinaus, ſinnliche

liche Vollkommenheit entweder hervorzubringen, oder, wenn diese schon da ist, darzustellen.

Vollkommen nennen wir, was alle Realitäten hat, die zu seiner Bestimmung erfodert werden. Die Uebereinstimmung dieser Realitäten zum Zwecke heißt Vollkommenheit. Geistige Vollkommenheit wird durch das höhere, sinnliche Vollkommenheit durch das niedere Erkenntnisvermögen erkannt. Wenn man will, so kann man die lezte auch Schönheit nennen.

§. 17.

Gegenstände der schönen Künste.

Nichts kann also Gegenstand der schönen Künste sein, was nicht sinnliche Vollkommenheit besitzet. Zum Glücke hat uns die Natur mit sinnlich vollkommenen Gegenständen reichlich versehen, und was sie nicht gegeben hat, können wir durch die Einbildungskraft selbst erschaffen. Der Zauberstab dieser schöpferischen Kraft weis auch Wüsteneien in Paradiese umzuwandeln, und selbst die abstraktesten Wahrheiten in sinnliche Gewande zu hüllen. Milton findet Mittel, selbst den Teufel auf eine angenehme Weise zu schildern.

§. 18.

§. 18.

Höchſter Grundſaz der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften.

Vielleicht können wir eines ſolchen höchſten Grundſazes gänzlich entbehren. Hält man ihn aber für nothwendig, ſo wollen wir lieber die **Vollkommenheit ſinnlicher Darſtellung**, und die **Darſtellung ſinnlicher Vollkommenheit**, als die Nachahmung der ſchönen Natur dafür gelten laſſen. Dem Batteuriſchen Grundſatze fehlt es an Allgemeinheit; denn nur die bildenden Künſte ahmen eigentlich nach. Ein Garten iſt nicht Nachahmung, ſondern Verſchönerung der Natur. Die Baukunſt kopieret nicht, ſondern ſchafft. Die Sprache, das Werkzeug der redenden Künſte, hat ſo wenig, als die Muſik, ein Urbild in der Natur.

§. 19.

Verhältnis der ſchönen Künſte zu den ernſthaftern Wiſſenſchaften, beſonders der Jurisprudenz und Gottesgelehrtheit.

Das Gefühl des Schönen iſt mit dem Gefühl des Wahren und Guten genau verwandt. Wenn alſo die ſchönen Künſte

uns für die Eindrücke der Schönheit empfänglich machen, so müssen sie auch unsern Sinn für Wahrheit und Tugend befestigen und veredeln. Der Rechtsgelehrte wird mit Beihülfe ästhetischer Kenntnisse sein Gesetzbuch leichter verstehen, und deutlicher erklären. Er wird eine verständlichere und menschlichere Sprache führen, als der kauderwelsche, rohe Rabulist. Sein empfindsameres Herz wird dem tödtenden Buchstaben des Gesetzes die Stimme der Vernunft und der Menschlichkeit in manchen Fällen vorziehen. Der Theologe ohne Geschmack ist vollends unausstehlich. Wie wird er die poetischen Theile der Bibel verstehen und erklären? Was für ein Volksredner wird er werden? Mit welchem Glücke wird er gegen die Feinde des Christenthums streiten? Wie erbärmlich wird es in seiner Kirche aussehen?

Zweites

Zweites Hauptſtück.

Aeſthetiſche Seelenlehre.

§. 20.

Endzweck dieſes Hauptſtückes.

Die ganze, in uns lebende Kraft, welche wir Seele nennen, wird in die denkende, und wollende getheilt. Jene nennen wir den **Verſtand**, dieſe den **Willen** oder das **Herz**. Der Moraliſt unterſucht beide, in ſofern ſie die Quellen unſerer Pflichten ſind: der Arzt, in ſofern ſie Einfluß auf die Geſundheit des Körpers haben: der Metaphyſiker, in ſofern er ihren allgemeinen Eigenſchaften und Geſetzen nachſpüret, und abſtrakte Wahrheiten daraus herleitet u. ſ. w. Wir betrachten ſie hier, in ſoferne ſie ſich in den ſchönen Künſten wirkſam beweiſen, in äſthetiſcher Hinſicht. Das gegenwärtige Hauptſtück iſt der unentbehrlichſte Theil in der Aeſthetik. Wir müſſen die Empfindungen kennen, welche wir darſtellen und erwecken wollen. Der Künſtler muß die Menſchen ſtudieren, wenn er ihnen gefallen will.

Wir wollen zuerſt vom Erkenntnis-vermögen, dann vom Willensvermögen handeln.

Erſter Abſchnitt.

Vom Erkenntnisvermögen.

§. 21.

Das höhere Erkenntnisvermögen.

Das Erkenntnisvermögen wird gemeiniglich eingetheilt in das höhere und ſinnliche: zu jenem rechnet man den **Verſtand**, die **Beurtheilungskraft**, die **Vernunft**.

Der **Verſtand** iſt das Vermögen, deutliche und allgemeine Begriffe zu bilden.

Die **Beurtheilungskraft** iſt das Vermögen, die Uebereinſtimmung oder Verſchiedenheit zweier Begriffe einzuſehen.

Das Vermögen, die Uebereinſtimmung oder Verſchiedenheit zweier Begriffe durch Vergleichung mit einem Dritten zu erkennen, nennen wir die **Vernunft**.

Zwar beſchäftigen ſich die höhern Erkenntniskräfte vorzüglich mit den ernſthaften Wiſſenſchaften; doch haben ſie auch in den ſchönen Künſten ein Wort zu ſprechen. Auch in dieſen muß Wahrheit liegen, und

darüber

darüber muß doch zuletzt das höhere Erkenntnisvermögen richten.

Die Beurtheilungskraft wird Scharfsinn genannt, wenn sie in ähnlichen Dingen Verschiedenheit, Witz, wenn sie in verschiedenen Dingen Aehnlichkeit bemerket. Beide sind dem Künstler unentbehrlich.

§. 22.

Das sinnliche Erkenntnisvermögen.

Zum sinnlichen Erkenntnisvermögen gehöret 1) das Empfindungsvermögen, oder die Kraft, die Veränderungen unserer Seele, sie mögen nun von aussen bewirkt werden, oder von innen entstehen, wahrzunehmen. Von der Empfindung läßt sich das Empfindnis unterscheiden. Dieses ist jene Affektion der Seele, welche aus dem Misfallen oder Wohlgefallen entstehet, das die Empfindung begleitet.

2) Das Gedächtnis- und Erinnerungsvermögen. Jenes bestehet in der Kraft, einmal gehabte Vorstellungen wieder zu erwecken. Dieses begreift noch überdies das Bewußtsein der schon gehabten Vorstellungen in sich.

Beide

Beide dienen dazu uns abwesende, vergangene, entfernte Gegenstände als gegenwärtig darzustellen. Je mehr Sinnlichkeit der Künstler seinem Werke eindrückt, desto besser für das Gedächtnis, und desto öfter wird die Wirkung seiner Kunst ohne Mühe wiederhohlet werden können.

3) Die Einbildungskraft, oder das Vermögen sich abwesende Gegenstände, sie mögen nun wirklich, oder erdichtet sein, klar und lebhaft vorzustellen. Die Einbildungskraft ist die Schöpferinn aller Kunstwerke. Der Anlage nach ist sie Naturgabe; sie kann und muß aber durch Uebung, Anfrischung und Nahrung gestärkt werden. Nicht allein der Künstler, auch der bloße Kenner und Liebhaber bedarf ihrer, um Recht zu genieſſen. Ihre Führerinn ist die Vernunft; sonst schweifet sie aus. Leichtigkeit, Lebhaftigkeit, Stärke und Reichthum sind ihre wesentlichsten Vorzüge.

4) Das Dichtungsvermögen unterscheidet sich von der Einbildungskraft dadurch, daß es solche Vorstellungen sich schaffet, deren Urbilder nirgends in der Natur angetroffen werden. Es setzet zusammen, trennet, bauet auf, reiſſet nieder, wie es ihm beliebt: auf seinen Wink entstehen

neue

neue Geſtalten, neue Handlungen, neue Welten. Seine Stärke hängt von der Einbildungskraft und dem Gedächtniſſe ab. Durch Scharfſinn und Geſchmack wird es in Ordnung gehalten.

§. 23.

Begeiſterung.

Wenn die Einbildungskraft ſo ganz mit einem Gegenſtande erfüllet wird, daß die Seele auſſer dieſem nichts empfindet, nur an ihm hängt, nur das, und alles das, was auf ihn Bezug hat, leicht und deutlich erkennet; ſo nennet man dieſen Zuſtand **Begeiſterung**. Die Griechen nannten ihn **Enthuſiasmus**, (ἐνθουσιασμὸς) weil die erſten Menſchen einen ſolchen Zuſtand unmittelbaren Einwirkungen höherer Weſen zuſchrieben. Die Begeiſterung gehöret zu den kräftigſten Mitteln, ſinnliche Darſtellung zu bewirken. Ein kalter Spekulant wird nie ein ſchönes Kunſtwerk hervorbringen.

§. 24.

Ideenverbindung.

Unſere Ideen ſind mannigfaltig miteinander verknüpfet. Dieſe Verknüpfung richtet ſich gemeiniglich nach den Verhältniſſen,

niſſen, wodurch Dinge miteinander verbunden ſind. Dieſe Verhältniſſe ſind entweder objective, oder ſubjective. Zu den erſten gehören Cauſalität, Coexiſtenz, ſo wohl in Anſehung der Zeit, als in Anſehung des Raumes, Aehnlichkeit, Contraſt, Vorhergehendes, Nachfolgendes. Unter den letzten verſtehen wir die herrſchende Idee, die Lieblingsleidenſchaft, und die jedesmalige Stimmung der Seele. Daher die verſchiedenen, oft einander entgegen geſetzten Wirkungen, welche eine und dieſelbe Vorſtellung auf verſchiedene Menſchen macht. Oft weinet Jemand über eine Geſchichte, bey welcher der andere lächelt. Ein bloſer Name ſetzet mich in die heftigſte Bewegung; indeß mein Nachbar gähnet. Ein Künſtler muß die Geſetze der Ideenverbindung recht ſtudieren, wenn er beluſtigen, oder rühren will. Selbſt die größten Meiſter begehen merkliche Sünden wider dieſe Regel. Man ſehe z. B. Horaz III. 1. Das andere Beiſpiel, welches Home anführet ſoll II. 13. ſein. Aber nach dem Gefühle ſcharfſichtiger Kunſtrichter gehöret dieſe Ode zu den beſten, die Horaz geſchrieben hat. Mit größerem Rechte wird Virgil getadelt in folgenden Stellen: Georg. I, 231. II, 136, 475. Aeneid. IV, 173.

§. 25.

§. 25.

Genie.

Ein vorzügliches Vermögen, ſich ſeiner Seelenkräfte leicht und geſchickt zu bedienen, nennet man Genie. Erſtrecket ſich daſſelbe auf alle, oder doch die meiſten und vorzüglichſten Kräfte der Seele, ſo heißet der Menſch, welcher es beſitzet, vorziehungsweiſe ein Genie, ein groſſer Geiſt. Wenige Sterbliche werden mit ſo glücklichen Organen geboren, und in ſo vortheilhafte Lagen verſetzt, daß ihre Seele zu allen Zweigen der geiſtigen Thätigkeit in gleichem Grade geſchickt werde. Die meiſten ſchränken ſich auf beſondere Gegenſtände ein, widmen ſich einer beſondern Kunſt oder Wiſſenſchaft, und erhalten alsdenn ihre Benennung von ihrem Fache. Daraus läßt ſich nun erklären, was ein philoſophiſches, mathematiſches u. ſ. w. Genie ſei. Das Genie hat ſeine Stufen: es giebt auſſerordentliche, vorzügliche, große Genies, aber kein mittelmäßiges. Den Grad von Fähigkeit, der zwiſchen dem Genie, und dem mittelmäßigen Talente liegt, nennet man einen guten Kopf.

§. 26.

§. 26.

Von den Urſachen, welche ein Genie hervorbringen.

Die Urſachen, welche ein Genie hervorbringen, ſind mannigfaltig, und in einzelnen Fällen ſchwer zu beſtimmen. Sie laſſen ſich jedoch in phyſiſche und moraliſche eintheilen. Jene ſind

a) Die Organiſation, bei weitem die wichtigſte, wie aus der Analogie der Thiere erhellet;

b) Das Clima,

c) Die Nahrungsmittel, und

d) Ueberhaupt Alles, was auf den Zuſtand unſeres Körpers, beſonders in der Jugend Einfluß hat.

Zu den moraliſchen rechnet man

a) Die Erziehung,

b) Die Religion,

c) Das Beiſpiel, und

d) Nicht ſelten der Zufall.

Siehe hierüber Helvetius De l'Eſprit, und De l'homme. So wenig man dieſem Philoſophen in der Hauptſache beipflichten kann; indem er allen Einfluß der

phyſi-

phyſiſchen Urſachen zu läugnen ſucht; ſo muß man ihm doch die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß er über die moraliſchen viel treffendes und wahres ſagt.

Einiges aus der Geſchichte der vorzüglichſten Genies.

§. 27.

Aeſthetiſches Genie.

Ein vorzügliches Vermögen, ſich ſeiner Seelenkräfte in Erkenntnis und Hervorbringung ſchöner Kunſtwerke leicht und geſchickt zu bedienen, heißet äſthetiſches Genie. Man ſiehet von ſelbſt, daß dieſes wieder mancherlei Abtheilungen leide. Urſprünglich iſt es Geſchenk der Natur, und kann durch keinen Fleiß hergezaubert werden. Doch muß es durch dieſen entwickelt und bearbeitet werden, wenn es reife und ſchmackhafte Früchte bringen ſoll.

§. 28.

Geſchmack.

Nicht allen Sterblichen haben die Götter gegeben, Genies zu werden; aber Gefühl für das Schöne liegt in jedem Herzen, wenn es nicht durch Nachläßigkeit, oder Entgegenwirken abgeſtumpfet wird. Dieſes

ſes Gefühl, verbunden mit einer Fertigkeit, die Gründe ſeines Wohlgefallens oder Misfallens über Kunſtwerke anzugeben, nennen wir den Geſchmack. Die Lehre vom Geſchmack ſtehet mit Recht zwiſchen der Theorie des Erkenntnisvermögens, und jener des Empfindungsvermögens in der Mitte; denn ſie umfaſſet beide. Gefühl iſt nicht Beurtheilungskraft; Geſchmack iſt weder Gefühl allein, noch Beurtheilungskraft allein; ſondern etwas, das aus beiden zuſammenfließt. Ein Nichtkenner der Muſik höret ein Meiſterwerk von Gluck: es rühret ihn. Er hat Gefühl; aber nicht Geſchmack. Ein Pädagog erkläret mir Horazens Oden: er zerlegt ſie in ihre kleinſten Theile, und zergliedert jedes Wort mit philologiſcher Genauigkeit. Es fehlet ihm nicht an Beurtheilungskraft, aber an Geſchmacke. Der Geſchmack iſt, wie das Genie, theils Gabe der Natur, theils Werk der Bildung. Das Gefühl hat die Natur in unſern Buſen geſenkt, auch den Keim der Beurtheilungskraft hat ſie in uns gelegt: aber beide, Gefühl, und Beurtheilungskraft müſſen durch Uebung, eigenes Nachdenken, und vorzüglich durch den Umgang mit guten Muſtern entwickelt und veredelt werden.

*Wir Deutſchen ſagen öfter: ein verdorbener Geſchmack, als: ein ſchlechter, oder böſer Geſchmack.

§. 29.

Eigenschaften des guten Geschmacks.

Die wesentlichsten Eigenschaften des guten Geschmackes sind Feinheit und Richtigkeit. Die Feinheit besteht in der Leichtigkeit, auch die feinern und versteckteren Schattirungen der Schönheit in den Erzeugnissen der Künste zu bemerken, und zu empfinden; darinn, daß uns kein Ton, kein Strich, keine Sylbe, worinn Schönheit liegt, entwische; daß wir auch dort noch empfinden, wo der alltägliche Mensch nichts empfindet. Die Richtigkeit des Geschmacks bestehet in der Fertigkeit, das wahrhaft Schöne vom blos Glänzenden und Falschen, z. B. das Erhabene vom Schwulstigen, das Sanfte vom Weichlichen, das Große vom Uebertriebenen zu unterscheiden. Sie setzet uns in Stand, jede Art von Schönheit zu würdigen, und die Gründe anzugeben, warum sie wirkliche Schönheit sei.

* Erklärung aus der Analogie des physischen Geschmackes.

** Etwas über die Ursachen des Geschmackes.

§. 30.

Unterschied zwischen Feinheit und Richtigkeit des Geschmackes.

Freilich wird kein Geschmack wirklich fein sein, wenn er nicht auch richtig ist, und umgekehrt: freilich laufen beide, Feinheit und Richtigkeit, ineinander; aber sie haben doch auch Punkte, in denen sie sich voneinander trennen. Die Feinheit beziehet sich vorzüglich auf das Gefühl, die Richtigkeit auf den Verstand. Jene zeigt den positiven Werth, fühlt die positiven Schönheiten eines Werkes: diese entdeckt die Mängel, bemerkt die negativen Schönheiten desselben. Jene ist mehr Geschenk der Natur, diese mehr Wirkung des Fleisses und der Bildung.

§. 31.

Ob es einen allgemeinen Maasstab des Geschmackes gebe.

Giebt es wohl eine Norm, einen allgemeinen zuverläßigen Maasstab des Geschmackes? Fast sollte man es läugnen, wenn man die Verschiedenheit der Urtheile betrachtet, welche zu allen Zeiten über Kunstwerke sind gefället worden. Der Geschmack

ſchmack in der Baukunſt, wie mannigfaltig hat er ſich ſeit zweitauſend Jahren geändert? Der engliſche Geſchmack in der Gartenkunſt, wie ſehr iſt er von dem holländiſchen verſchieden! Die Redekunſt, was für Veränderungen erfuhr ſie nicht ſeit wenigen als funfzig Jahren! Die deutſche Dichtkunſt, wie hat ſie ſich ſeit den Zeiten Karls des Großen verändert! Wo fänden wir alſo den Maasſtab des guten Geſchmackes? Wahrſcheinlicher Weiſe iſt es vergebliche Mühe, ihn zu ſuchen.

Aber alsdenn würde es auch einerlei ſein, was für einen Geſchmack man habe: der Geſchmack des Hottentotten würde nicht ſchlechter ſein, als jener des großen Leſſing, und die elendeſte Dorfkirche würde nicht weniger Anſpruch auf unſere Bewunderung haben, als der Tempel der Diana zu Korinth. Das iſt aber ein offenbarer Widerſpruch. Es läßt ſich wohl Verſchiedenheit in den Gegenſtänden des Geſchmackes denken; aber nicht Widerſpruch, wenn von einem und demſelben Gegenſtande die Rede iſt. Es muß alſo doch wohl einen Maasſtab des Geſchmackes geben.

§. 32.

Batteux' Meinung hierüber.

Batteux stellet die Natur zum Maasstabe des Geschmackes auf. Wenn die Nachahmung der schönen Natur das Grundgesetz aller schönen Künste ist; so wird der Geschmack nach dem Grade der Vollkommenheit, welchen die Nachahmung erreicht hat, bestimmt werden müssen. Dies möchte angehen, wenn wirklich von Nachahmung der schönen Natur die Rede ist; da aber dies nicht bei allen schönen Künsten geschieht; so fällt auch jener Maasstab weg, weil es ihm an Allgemeinheit fehlet.

§. 33.

Versuch einen bessern Maasstab des Geschmackes anzugeben.

Wir werden am besten thun, wenn wir das allgemeine Gefühl gebildeter Menschen für den Maasstab des Geschmackes erkennen, und den Satz aufstellen: gut ist der Geschmack, wenn er mit dem allgemeinen Gefühle gebildeter Menschen übereinstimmt; schlecht, wenn er mit demselben streitet.

Dieser Satz wird durch die Erfahrung bestättiget. Gewisse Kunstwerke der Vorwelt,

welt, z. B. Homers Iliade und Virgils Aeneide haben, und werden ſich zu allen Zeiten erhalten. Alle, oder doch beinahe alle gebildete Menſchen kommen darinn überein, daß es vortreffliche Werke ſind.

So tief und gründlich auch unſere Einſichten in irgend einem Fache der ſchönen Kunſte ſind; ſo müſſen wir doch am Ende auf den Ausſpruch des Gefühles zurücke kommen, wenn wir unſer Urtheil über ein Kunſtwerk rechtfertigen wollen. Man ſage nicht, das allgemeine Gefühl könne gänzlich verdorben werden. Einige Zeit lange kann die Menge vom böſen Geſchmacke hingeriſſen werden; aber die Natur wird doch bald wieder in ihre Rechte eintreten. So hat ſich auch wirklich kein ſchlechtes Werk lange erhalten, ſo lauten Beifall es auch bei ſeiner Entſtehung hatte.

Zweiter Abschnitt.

Vom Begehrungsvermögen.

§. 34.

Begriff des Begehrungsvermögens.

Unter diesem Worte verstehen wir die Kraft, welche die menschliche Seele besitzt, nach dem Genusse, oder der Entfernung gewisser Empfindungen oder Vorstellungen zu streben. Wir lassen uns auf keine Untersuchung des objektiven Grundes ein, warum einige Empfindungen und Vorstellungen uns angenehm oder unangenehm sind. Diese gehört eigentlich ins Gebiet des Metaphysikers, und des Moralisten. Der Aesthetiker begnüget sich, die allgemeinsten, zu seinem Fache nöthigsten Erfahrungssätze auszuheben, und die Erscheinungen der menschlichen Seele blos in Hinsicht auf den Zweck der schönen Künste zu beobachten.

§. 35.

Gemüthsbewegung. Leidenschaft.

Wir haben aus Armuth der Sprache, oder vielmehr aus Mangel deutlicher und vollständiger Begriffe, die Eigenschaften und Modifikationen der Körper auf geistige Gegen-

genſtände übertragen. So nennen wir denn auch, geleitet von einer dunkeln Analogie, das Streben der Seele, gewiſſe Empfindungen zu erwecken oder zu entfernen, Gemüthsbewegung. Iſt dieſe von einer ſanften Art, reizet ſie uns nicht mit Ungeſtümme zur Thätigkeit; ſo wollen wir ſie ſchlechtweg Bewegung nennen. Wird ſie heftig, und treibt ſie uns zu Handlungen an, ſo heißet ſie Leidenſchaft. Der Anblick einer ſchönen Gegend beweget uns, der Anblick unſerer Geliebten rühret uns.

Erklärung von Trieb, Neigung, Hang.

§. 36.

Gegenſtände, welche auf das Begehrungsvermögen wirken.

Die Gegenſtände, durch welche die menſchliche Seele beweget wird, können körperlich oder geiſtig ſein. Die Bewegungen entſtehen nicht allein zur Zeit, da die Gegenſtände wirklich auf unſere Organen Eindruck machen, ſondern auch, wiewohl in geringerem Maaſe, wenn die Vorſtellungen davon durch das Gedächtnis, oder durch die Einbildungskraft erwecket werden.

§. 37.

Entstehung der Leidenschaften.

Leidenschaften entstehen aus lebhafter, aber nicht deutlicher Erkenntnis des Guten oder Bösen. Wer Jemand schrecken will, sucht ihm die Gefahr so lebhaft als möglich zu schildern. Unsere Leidenschaften wachsen, je länger und lebhafter wir den Gegenstand derselben anschauen. Sobald die sinnliche Anschauung in deutliche Erkenntnis übergeht, schwindet auch die Leidenschaft.

§. 38.

Eintheilung der Leidenschaften.

Eine Leidenschaft ist entweder mit der Vorstellung unserer Vollkommenheit, oder mit der Vorstellung unserer Unvollkommenheit verbunden. Im ersten Falle ist sie **angenehm**, im zweiten **unangenehm**.

§. 39.

Angenehme Leidenschaften.

Zu der Klasse der angenehmen Leidenschaften gehören vorzüglich die Freude, die Fröhlichkeit, die Liebe, die Hoffnung.

§. 40.

Freude.

Durch Freude verſtehen wir jene heftige Bewegung, welche durch die Erlangung eines poſitiven Guts in unſerm Innern entſteht.

§. 41.

Fröhlichkeit.

Dieſe bezieht ſich auf ein Uebel, von welchem wir befreiet worden. Unſere Empfindung iſt in dieſem Falle nicht ganz dieſelbe, wie beim Genuſſe eines poſitiven Guts. Selbſt der Sprachgebrauch unterſcheidet zwiſchen beiden.

§. 42.

Liebe.

Liebe iſt ein mit Wahrſcheinlichkeit des guten Erfolges verbundenes Beſtreben, uns mit jenen vernünftigen Weſen zu vereinigen, an denen wir Vollkommenheiten erkennen, oder von denen wir Merkmale des Wohlwollens erhalten haben.

§. 43.

Hoffnung.

Hoffnung nennen wir jene Leidenſchaft, welche durch wahrſcheinliche Erwartung eines

eines zu erlangenden poſitiven oder negativen Gutes in uns erreget wird.

* Die bisher gegebenen Erklärungen ſind eigentlich nur genetiſch; die weitere Ausführung derſelben wird theils aus der Anthropologie vorausgeſetzt, theils dem mündlichen Vortrage überlaſſen.

§. 44.

Unangenehme Leidenſchaften.

Die bisher angeführten Leidenſchaften ſetzen nicht nur die Seele in einen angenehmen Zuſtand; ſondern verbreiten auch, wenn ſie anders das Maas nicht überſteigen, durch den Körper die wohlthätigſten Wirkungen. Wie oft haben ſie nicht Kranke geheilt, bei denen alle Geheimniſſe der Heilkunde fruchtlos waren! — Die unangenehmen Leidenſchaften hingegen zerſtören die Geſundheit der Seele und des Körpers zugleich. Zu ihnen gehören die Traurigkeit, die Niedergeſchlagenheit, die Verzweiflung, die Furcht, der Schrecken, der Zorn, die Indignation, die Rachgier, die Scham und die Reue.

§. 45.

Traurigkeit.

So nennen wir jenen Zuſtand der Seele, welchen die Vorſtellung eines Gutes, das

wir

wir verloren haben, oder eines Uebels, das wir dulden, in uns erzeuget.

§. 46.

Niedergeschlagenheit.

Bleibt die Seele in diesem Zustande unthätig, fühlet sie sich weder Kraft noch Muth genug das verlorene Gut wieder zu erobern, oder das Uebel, was sie duldet, zu entfernen; so ist dies Niedergeschlagenheit.

§. 47.

Verzweiflung.

Ueberzeugt sie sich endlich ganz von ihrem Unvermögen, das verlorene Gut wieder zu erobern, oder das Uebel, was sie duldet, oder fürchtet, zu entfernen; so heißet ihr Zustand **Verzweiflung**.

§. 48.

Furcht.

Der Hoffnung stehet die **Furcht** entgegen. Mit diesem Worte bezeichnen wir jenen unangenehmen Zustand, welchen die wahrscheinliche Erwartung, daß wir ein Gut verlieren, oder ein Uebel dulden sollen, in unserer Seele bewirket.

§. 48.

§. 49.

Schrecken.

Entſtehet die Furcht unvermuthet, wird ſie von heftigen Erſchütterungen der äuſſern Sinne, beſonders des Auges und des Gehöres begleitet; ſo betäubet ſie oft die ganze Seele, lähmet die Nerven des Körpers, und bewirket ein gewaltſames Zurücktreten der Säfte in die innern Theile deſſelben. **Schrecken** iſt der Name dieſer Leidenſchaft.

§. 50.

Zorn.

Jenen mit raſcher Aufwallung unſerer Säfte, und heftigen, oft konvulſiviſchen Bewegungen unſeres Körpers verbundenen Zuſtand, in welchen uns ein erkanntes Unrecht verſetzt, nennen wir **Zorn**.

§. 51.

Rachgier. Rachſucht.

In dieſem Zuſtande werden wir gemeiniglich verſucht, unſerem Beleidiger das Unrecht zurücke zu geben, uns zu rächen. Daraus erhellet, was **Rachgier**, und **Rachſucht** ſei.

§. 52.

§. 52.

Indignation.

Fühlen wir ein phyſiſches oder moraliſches Unvermögen uns zu rächen; ſo entſteht in uns eine beſondere Art des Zornes, welchen die Lateiner Indignatio nennen. Eine der kränkendſten Leidenſchaften, und beſonders in Trauerſpielen wirkſam.

§. 53.

Haß.

Ein anhaltender Unwillen wider Jemand, verbunden mit dem Beſtreben, oder doch mit dem Wunſche, ſeine Glückſeligkeit zu zerſtören, heißet Haß.

§. 54.

Unglückliche Liebe.

Wir haben oben die Liebe unter die angenehmen Leidenſchaften geſetzt, und ſie verdient es auch; ſo lange ſie blos als Liebe betrachtet wird. Wird ſie aber durch Untreue, Entfernung, unüberſteigliche Hinderniſſe, und andere zufällige Ereigniſſe gekränket; ſo verwandelt ſich die Huldgöttin in eine Furie, welche Leib und Seele zu Grunde richtet. Auch dieſe hat in der Geſchichte

schiedne der Welt immer die wichtigsten Rollen gespielt. Und der Künstler, welcher Szenen aus der sittlichen Welt schildern will, muß sie tief studieren.

§. 55.

Scham.

Zu den unangenehmen Leidenschaften gehöret noch die Scham, oder der Verdruß, welcher aus dem Gefühle einer unschicklichen, oder verächtlichen Handlung oder Eigenschaft entspringet. Sie ist kränkender, wenn wir fürchten, von andern entdeckt zu werden, oder es wirklich sind.

§. 56.

Reue.

Eine verwandte Leidenschaft ist die Reue, welche sich mehr auf schädliche, als auf schändliche Handlungen beziehet. Wir schämen uns einer Thorheit, weil sie uns lächerlich macht: wir bereuen sie, weil wir ihre schädlichen Folgen einsehen, fürchten, oder wirklich empfinden.

§. 57.

§. 57.

Unangenehme Leidenschaften können angenehm werden.

Die bisher aufgezählten Leidenschaften haben wir unangenehm genannt. Sie sind es auch; aber nur alsdenn, wenn sie in unsere eigenen Sache empfunden werden. Denn werden sie nur durch die Kunst erwecket, und steigen sie nicht zu dem Grade von Heftigkeit, daß sie das Bewußtsein, wir seien nur Zuhörer, Zuschauer, nicht wirkliche Theilnehmer an dem, was vorgeht, in uns ersticken; so vermischen sie sich mit andern angenehmen Empfindungen, und werden uns alsdenn theurer, als selbst solche Leidenschaften, welche ihrer Natur nach zu den angenehmen gehören. Wir wissen z. B., wenn wir die Beschreibung eines Sturmes lesen, daß wir in Sicherheit sind; wir fühlen die Stärke unserer Einbildungskraft, welche uns den Sturm darstellt, und überhaupt die Thätigkeit unserer Seele: wir interessiren uns für die Unglücklichen, und obgleich wir mit ihnen weinen; so schmecken wir doch auch ein heimliches edles Vergnügen, indem wir fühlen, daß unser Herz gut ist, und an den Leiden unserer Mitgeschöpfe Theil nehmen kann. Die Furcht, der Schrecken, der Zorn, und

die

die übrigen leidenſchaften, welche ein Theaterſtück in uns erweckt, ſind weit von dem unterſchieden, was wir bei Erwartung eigener Gefahr, und Erduldung eigener leiden empfinden.

Suave mari magno, turbantibus æquora ventis,
E terra alterius magnum ſpectare periclum;
Non quia vexari quemquam eſt jucunda voluptas,
Sed quibus ipſe malis careas, quia cernere ſuave eſt.

LUCRETIUS.

—— When the patriot's tear
Starts from thine eye, and thy extended arm
In fancy hurls the thunderbolt of Jove,
To fire the impious wreath on Philip's brow,
Or daſh Octavius from his trophied car;
Say: does thy ſecret ſoul repine to taſte
The big diſtreſs? Or wouldſt thou then exchange
Thoſe heart-ennobling ſorrows for the lot
Of him, who ſits amid the gaudy herd
Of mute barbarians, bending to his nod,
And bears aloft his gold-inveſted front,
And ſays within himſelf: I am a king!
And wherefore ſhould the clam'rous voice of woe
Intrude upon my ear?

Akenſide. Pleaſures of Imagination.

§. 58.

§. 58.

Vermiſchte Leidenſchaften.

Es giebt alſo nebſt den angenehmen und unangenehmen Leidenſchaften noch andere, welche eine Miſchung von beiden enthalten. Unter dieſen ſtehet das Mitleiden oben an. In ſoferne es aus der Vorſtellung des Unglückes entſteht, welches unſere Brüder drücket, erregt es Mißfallen: aber es erweckt zugleich angenehme Empfindungen durch das Bewußtſeyn unſerer Sicherheit, durch den Gedanken, daß wir Menſchenfreunde ſind, und überhaupt durch Erweiterung unſeres Selbſtgefühls.

Auch die Liebe, wenn ſie ſchmachtet, und die Hoffnung, wenn ſie noch mit ſchweren Hinderniſſen kämpfet, gehöret zu der Klaſſe der vermiſchten Leidenſchaften.

§. 59.

Zu welcher Klaſſe der Stolz gehöre.

Der Stolz wird gemeiniglich als eine angenehme Leidenſchaft angeſehen. Er iſt es aber nicht; ſondern eine vermiſchte. In ſoferne er ſeine eigenen Vorzüge betrachtet, iſt er angenehm; in ſofern er aber zugleich auf die Unvollkommenheiten andern blicket,

ist er unangenehm. Eben so der Hochmuth, die Eitelkeit, die Ruhmsucht u. s. w.

§. 60.

Vorzug der vermischten Leidenschaften vor den reinen, in ästhetischer Rücksicht.

Reine, d. i. ganz angenehme, oder ganz unangenehme Leidenschaften taugen für den Künstler weniger, als vermischte. Das Einerlei ermüdet selbst in der Freude: eine Mischung von Schatten und Licht, von Süße und Bitterkeit, von Genuß und Hindernis muß es überall geben, wo man den Endzweck hat, die Kräfte der menschlichen Seele zu beschäftigen, das heißt, zu ergötzen. Eine Wahrheit, die der Künstler bei der Wahl seines Stoffes, und der Grundzeichnung seiner Charaktere nie genug beherzigen kann.

* S. Mendelsohn über die Empfindungen.

§. 61.

Einfluß der Leidenschaften auf unsere Meinungen und Urtheile.

Eben so wichtig ist für den Künstler die Kenntnis des mächtigen Einflusses, welchen die Leidenschaften auf unsere Vorstellungs-

lungsart, Meinungen und Urtheile haben. Sie umnebeln den Verstand, und hindern ihn, die wahren Eigenschaften der Dinge zu erkennen. Sie stellen uns die Gegenstände nur einseitig dar, ja sie zeigen uns dieselben oft, wo sie gar nicht existiren. Man weis die Geschichte jenes Pfarrers, der an der Seite einer schönen Dame mit dem Fernglase in den Mond guckte. Er entdeckte darinn zwei Kirchthürme, welche die Dame für zwei Verliebte hielt, die sich zur zärtlichen Umarmung gegeneinander neigten. Wir glauben alle gerne, was wir wünschen: wir übertragen die Farbe unserer herrschenden Leidenschaft auf alle Gegenstände, die sich unserem Verstande darbieten. Die Hoffnung vermindert und zernichtet alle Hindernisse, die ihr im Wege stehen: die Furcht erschaffet Gespenster und Gottheiten: die Freude söhnet uns mit allen Unvollkommenheiten des Universums aus: die Traurigkeit hüllet die reizendsten Gefilde in dunkle Schatten. Ueberhaupt ist die Geschichte der menschlichen Meinungen mit der Geschichte der menschlichen Leidenschaften innigst verwebt. Der Künstler, welcher die letztere entwickeln und darstellen will, muß den Einfluß der erstern sorgfältig beobachten.

* Helvetius De l'Esprit I. 2. Home Grundsätze der Kritik. Kap. 2.

§. 62.

Einfluß der Leidenschaften auf unsere Handlungen.

Die Leidenschaften sind die stärksten Triebfedern unserer Handlungen: sie beschleichen selbst den Weisen, und bestimmen ihn zu solchen Handlungen, zu denen er Mühe genug hat, in der Vernunft Gründe aufzusuchen. Wehe dem Künstler, der die Wirksamkeit der Leidenschaften, und ihren oft versteckten Einfluß nicht zum vorzüglichen Gegenstande seiner Beobachtungen macht! Wie wird ein solcher im Stande sein, Wahrheit in sein Gemälde, sein Schauspiel, seine Erzählung u. s. w. zu bringen! Wo wird er den Schlüssel zu den Begebenheiten, die er bearbeitet, wo den Faden finden, der ihn durch die mannigfachen Krümmungen der menschlichen Handlungen führen muß?

§. 63.

Verwandtschaft der Leidenschaften.

Unter den Leidenschaften herrschet eine Art von Verwandtschaft, welche sich vorzüglich auf die Gesetze der Ideenverbindung gründet. Sie gleichen den Farben, welche durch allmälige Nuancen ineinander übergehen.

gehen. Aus Begierde quillt Hoffnung, aus Freude Menſchenliebe. Mitleiden erzeuget oft Freundſchaft, und zärtliche Liebe.

* Home Grundſätze der Kritik. Kap. 2.

§. 64.

Sympathie.

So haben auch unſere Leidenſchaften, gewiß aus wohlthätigen Abſichten des Schöpfers, eine Art von anſteckender Kraft, durch welche ſie, oft unmerklich, von einem Herzen in das andere übergehen. Ein heiteres Auge verbreitet Vergnügen über eine ganze Geſellſchaft. Ein finſteres Geſicht verſetzet einen ganzen Zirkel von Menſchen in trauriges Nachdenken. Ein Fanatiker ſetzet Völker in Flammen. Wir zittern über die Gefahr eines unvorſichtigen Jünglings, wenn wir ſie auch nur in Romanen leſen. Ein entſchloſſener Feldherr hauchet ſelbſt dem Feigſten ſeiner Krieger Muth und Patriotismus ein. Unſere Empfindung geht oft, wie ein elektriſcher Funke durch einen Händedruck in andere über. Worinn der Grund dieſer Erſcheinungen liege, mögen uns die Philoſophen ſagen, wenn ſie es wiſſen; daß ſie aber wirklich ſind, daß wiſſen wir alle, und

daß ſie der Künſtler fleißig beobachten müſſe, bedarf wohl keines Beweiſes.

§. 65.

Zeichen der Leidenſchaften.

Die Leidenſchaften drücken ſich durch unverkennbare Zeichen in unſerem Geſichte, in unſern Geberden und Bewegungen aus. Selbſt Tartüffe und ausgelernte Höflinge können die wohlthätigen Ritze, welche der Schöpfer in die menſchliche Seele gemacht hat, nicht ganz verſtopfen. Jeder Affekt hat ſeine eigene Sprache, durch die er ſich verräth. Die Furcht und der Schrecken treiben das Blut von den äuſſern Theilen des Körpers mit Gewalt aufs Herz zurücke, und verurſachen Bläſſe im Geſichte, und Zittern in den Gliedmaßen. Die Traurigkeit drückt uns zu Boden: Alles hängt an dem Traurigen und ſinket ein: der Kopf fällt matt und ſchwer gegen die Seite des Herzens; alle Junkturen des Rückens, des Nackens, der Arme, der Finger, der Kniee, ſind ſchlaffe; die Wangen welk, die Augen auf den traurigen Gegenſtand hingeheftet, oder wo dieſer abweſend iſt, zu Boden geſchlagen. Die Freude funkelt aus unſerm Auge, und treibet das Blut in die feinſten Blutröhrchen, die

unter

unter der Haut des Gesichtes verborgen liegen. Die Schamhaftigkeit überziehet uns, manchmal am ganzen leibe, mit Purpur. Die liebe schmachtet unverkennbar im Auge des zärtlichen Jünglings. Wenn Gegenstände der liebe uns vor Augen sind; so bringen sie in unserem Körper, nach Burke's Beschreibung, folgende Bewegungen und Wirkungen hervor. Der Kopf beugt sich etwas auf die eine Seite, die Augenlieder sind mehr als gewöhnlich geschlossen, das Auge bewegt sich ruhig mit einiger Richtung gegen den Gegenstand; der Mund ist ein wenig geöffnet; man athmet langsam, und dann und wann mit einem tiefen Seufzer; der ganze Körper ist in sich gekehrt, und die Hände sinken nachläßig zur Seite. Alles dieses wird mit einer innern Empfindung von Ohnmacht und Mattigkeit begleitet. Wer kennet nicht das Feuer, das aus den Augen des Erzürnten sprühet, und den Schaum, denn die Erbitterung ausgeifert? Der verbissene Gram, wie eigentlich hat er diese Benennung erhalten! Die Verzweiflung reisset dem Unglücklichen die Haare in die Höhe, verzerret den Blick, und jede Muskel des Gesichtes. Sanftes Mitleiden malet sich im verlängerten Gesichte, und im freundlich trauernden Auge. Und so von allen Leidenschaften.

§. 66.

Eintheilung der Zeichen nach Engel.

Ich habe in diesem §. Engels Mimik benuzt. Dieser scharfsinnige Forscher theilet die Zeichen der Leidenschaften in drei Klassen ein. 1.) Absichtliche Zeichen, 2.) analoge Zeichen, 3.) physiologische Zeichen. Absichtlich nennt er diejenigen, deren sich der Mensch bedienet, seine Triebe und Leidenschaften zu befriedigen, z. B. das Hinneigen gegen den zu beachtenden Gegenstand, der feste angreifende Stand des Zorns, die ausgestreckten Arme der Liebe, die vorgeschlagenen Hände der Furcht und des Schreckens.

Andere Geberden sind nachahmend; nicht das Objekt des Denkens, aber die Fassung, die Wirkungen, die Veränderungen der Seele malend; und diese führen bei Engel den Namen der analogen. Theils haben diese analogen Geberden ihren Grund in dem Triebe der Seele, unsinnliche Ideen auf sinnliche zurücke zu führen, und also auch ihre eigenen unsinnlichen Wirkungen, sobald sie lebhafter werden, durch ähnliche, sinnliche, figürlich nachzubilden; wie, wenn man eine Idee, der man seinen Beifall versaget, mit verwandter Hand gleichsam wegweiset,

weiſet, zurückſchiebt: theils haben ſie ihren Grund in dem natürlichen Einfluß der Ideen aufeinander, in der Kommunikation zwiſchen den beiden Regionen der klaren und dunkeln Ideen, die einander wechſelſeitig zu lenken und zu modificiren pflegen. So z. B. nimmt die Ideenfolge den Gang, daß er bald träger, bald raſcher, bald feſter, bald ſchleichender, bald gleichförmiger, bald ungleichförmiger wird. Der Gang erfolgt nach dunkeln Ideen, die den Willen ſtillſchweigend lenken, und die das Geſetz ihrer Folge von den jetzt herrſchenden klaren nehmen: jene leiden durch den Einfluß von dieſen; dieſe durch den Einfluß von jenen. Daher hat jede eigenthümliche Sinnesart, jede innere Bewegung und Leidenſchaft ihren unterſcheidenden Gang, und es läßt ſich von allen Charakteren im Allgemeinen ſagen, was die Gemahlinn des Herkules von Lykus ſagt: (*)

— Qualis animo eſt talis inceſſu.

Noch andere Geberden ſind unwillkührliche Erſcheinungen, die zwar freilich phyſiſche Wirkungen der innern Gemüthsbewegungen ſind, die wir aber in der That nur als Zeichen begreifen; als Zeichen, welche die Natur durch geheimnisvolle Bans

(*) Senec. Trag. Herc. fur. Act. II. Sect. 2.

de mit den innern Leidenschaften verknüpfet hat; damit, sagt Haller, im gemeinen Leben ein Mensch den andern nicht leicht betrügen könne.

Noch hat uns Niemand auf befriedigende Art erkläret, warum traurige Ideen auf die Thränendrüsen, lächerliche auf das Zwerchfell wirken; warum die Angst unsere Wangen entfärbt, die Scham sie röthet! Alle diese Geberden fasset Engel unter dem gemeinschaftlichen Namen der physiologischen zusammen.

Wenn es auch dieser Eintheilung an logischer Genauigkeit fehlet; so hat sie doch guten Nutzen, als Klassifikation solcher Gegenstände, deren wahre Eintheilung erst nach weitern Untersuchungen und Vergleichungen kann gefunden werden.

* Siehe auch Home Kap. 15.

§. 67.

Beschluß dieses Abschnittes.

Die Abhandlung von der Natur der menschlichen Leidenschaften, von ihrem Einflusse auf unsere Vorstellungen und Handlungen, von ihrer ansteckenden Kraft, und von ihren Zeichen würde weitläufiger geworden

worden ſein, wenn es die Abſicht eines Kompendiums erlaubte. Zum Glücke fehlt es uns nicht an reichhaltigen Hülfsquellen. Siehe Ariſtoteles Moral. Home's Grundſätze der Kritik 2tes und 15tes Hauptſtück. Rößer Anthropologia §. 50—72. Feders Unterſuchungen über den menſchlichen Willen. Schmidts Geſchichte des Selbſtgefühls. Helvetius De l'Eſprit. Diſc. 1. Und vorzüglich Zückert in ſeinem ſchätzbaren, auch für den Aeſthetiker wichtigen Werke von den leidenſchaften.

Drittes

Drittes Hauptstück.

Von der ästhetischen Kraft, und deren Quellen.

§. 68.

Aesthetische Kraft.

Mit diesem Namen bezeichnen wir diejenige Eigenschaft eines Gegenstandes, Gedankens, Ausdrucks, vermittelst welcher eine Vorstellung sinnlicher Vollkommenheit, oder was eben so viel ist, eine angenehme Empfindung in uns erreget wird.

§. 69.

Schönheit.

Die vorzüglichste ästhetische Kraft ist Schönheit, im ängern Sinne des Wortes. (Siehe vorn §. 9.) — Die grösten Philosophen haben sich bisher vergeblich bemühet, das Wesen der Schönheit zu bestimmen. Wir fühlen sie, aber wir können sie nicht erklären. Lasset uns indeß versuchen wenigstens einige Licht über ihre Mysterien zu verbreiten. Zu diesem Ende wollen wir zuerst die verschiedenen Meinungen der alten und neuen Philosophen darüber hören.

§. 70.

Geschichte der Meinungen von der Natur des Schönen.

Unter den ältesten Philosophen hat es keiner gewagt, wenigstens ist es keinem gelungen, die Natur des Schönen zu bestimmen. Plato hat in seinem Phädrus und Hippias einzelne gute Bemerkungen gemacht, welche aber mehr den natürlichen Hang zum Schönen, als die Schönheit selbst betreffen. Eben dies gilt von Cicero; der wohl empfand was Schönheit sei, aber die Natur derselben nirgends erklärt. — Longin hat in seiner Abhandlung über das Erhabene einige Gedanken von dem Schönen hin und her zerstreut. Doch scheinen diese mehr auf die Schönheit im allgemeinen Sinne des Wortes (§. 9), als auf jene, von welcher hier die Rede ist, anwendbar zu sein. Denn er stellet folgenden Grundsatz als den Maasstab des Schönen auf: „Schön ist, was Allen gefallen muß; häßlich, was Allen misfallen muß". Auch ein Kirchenlehrer, was man nicht glauben sollte, hatte Gefühl für die Schönheit, und suchte sich einen Begriff davon zu bilden. Augustin wußte die zwei Sätze: „Es gefällt etwas, weil es schön ist", und: „Etwas ist schön, weil es gefällt",

fällt", wohl voneinander zu unterscheiden, und erklärte den letzten für unrichtig. Er glaubte das Wesen der Schönheit bestehe in der Einheit. Dadurch setzte er, nach unserer Meinung, dem Begriffe von Schönheit zu ange Schranken.

§. 71.

Fortsetzung.

Unter den Neuern hat Wolf in seiner Metaphysik den Begriff von Schönheit auseinander zu setzen gesucht. Er legt als ganz richtig zum Grunde, schön sei, was gefällt; häßlich, was misfällt; der Grund aber, warum etwas gefällt oder misfällt, sei Vollkommenheit oder Unvollkommenheit, daher gebe es wahre und blos scheinende Schönheit.

Crousaz schrieb eine Abhandlung über das Schöne, worinn er auf den nämlichen Grundsatz, wie Wolf, baute, nur mit dem Unterschiede, daß er die Eigenschaften, welche Gefallen bewirken, zu sehr vervielfältigte, und dadurch den Begriff von Schönheit durch überhäufte Merkmale unbrauchbar machte. Nach seiner Theorie gehören zur Schönheit Mannigfaltigkeit,

Ein-

Einheit, Regelmäßigkeit, Ordnung und Proportion.

[a] S. Traité du Beau, où l'on montre, en quoi consiste ce que l'on nomme ainsi par des Exemples tirés de la plupart des Arts & des sciences par J. P. de Crousaz. 1714.

§. 72.

Fernere Fortsezung.

Hutcheson unterscheidet das absolute und relative Schöne voneinander. Er betrachtet das relative Schöne nicht in Beziehung auf das Subjekt; sondern sieht die Schönheit durchgehends als eine objektive Eigenschaft an. Er heißt das Absolutschön, was in sich, und nicht als Nachahmung von etwas anderm schön ist, und sezt das Wesen davon in der Einförmigkeit, die in dem Mannigfaltigen angetroffen wird. Relativschön heißt er das, was nicht für sich, sondern als Nachahmung, und folglich in Beziehung auf sein Original schön ist. Das Wesen der relativen Schönheit besteht daher, nach seiner Meinung, in der Aehnlichkeit des Nachbildes, oder der Nachahmung mit dem Vorbilde, oder mit dem Original. Seinen ersten Satz von der absoluten Schönheit sucht er durch Beispiele zu beweisen, die

alle

alle dahin gehen, daß Mannigfaltigkei
ohne Einförmigkeit ermüdend, Einförmig
keit ohne Mannigfaltigkeit aber zu trocken
zu wenig unterhaltend sei. Aus dem Be
griffe von relativer Schönheit folgert er
das sie ohne absolute bestehen könne, daß
aber auch beide sich beisammen finden könn
ten, und daß die absolute Schönheit all
zeit mehr gefallen müsse, als die relative ꝛc
Er nimmt in seinem System von der Schön
heit einen eigenen Sinn für das Schöne
an, den er den innern Schönheitssinn
nennet.

André hat in seinem Versuche über das
Schöne (Essay sur le Beau par le P.
André Jesuite 1741.) den generischen
Begriff von Schönheit nicht angegeben,
und hat nur in vier Hauptstücken die Leh
ren vom sichtbaren Schönen, vom
Schönen in den Sitten, vom Schö
nen in den Werken des Geistes, und
vom musikalischen Schönen abgehandelt.
Jede dieser besondern Schönheiten theilt er
in die wesentliche, natürliche, und künst
liche Schönheit. Dies wesentliche Schö
ne besteht nach ihm in der Ordnung, Re
gelmäßigkeit, Proportion und Symmetrie,
und ist auch von dem höchsten Wesen un
abhängig. Das natürliche Schöne, und

das

das künſtliche Schöne müſſen nach ſeiner Meinung die nämlichen Grundbeſtimmungen haben; das erſte bleibt zwar nicht mehr von der Einrichtung des Schöpfers, aber doch von unſerer Willkühr, und das lezte auch von unſerer Willkühr nicht mehr unabhängig.

Boileau und Dú Bos halten es in der Hauptſache mit Longin. Baumgarten ſezet das Weſen der Schönheit in der ſinnlichen Vollkommenheit, oder in der ſinnlichen Mannigfaltigkeit, und ſinnlichen Einheit. Sulzer gehet von dem Grundſatze aus: „Alles, was ſchön iſt, gefällt; aber nicht Alles, was gefällt, iſt ſchön". Er theilet hierauf Alles was gefällt in drei Klaſſen. Zur erſten Klaſſe rechnet er Dinge, die gefallen, oder Vergnügen erwecken, ob wir gleich von ihrer Beſchaffenheit keinen Begriff haben, z. B. die Gegenſtände des Gaumens, des Gefühls. Dieſe verurſachen blos einen angenehmen Reiz, an dem die Ueberlegung, und die Kenntnis der Beſchaffenheit des Gegenſtandes, der ihn verurſachet, nicht den geringſten Antheil haben. Im Grunde haben wir in dieſem Falle nicht an der Sache, die uns das Vergnügen macht, ſondern blos an der Empfindung, welche dadurch bewirkt wird, unſer Wohlgefallen.

Diese Dinge haben eine unmittelbare, oder doch nahe mittelbare Beziehung auf unsere Bedürfnisse, und werden eigentlich gut genennet. Zur zweiten Klasse rechnet Sulzer Dinge, die nicht eher zerfallen, bis man sich eine deutliche Vorstellung von ihrer Beschaffenheit gemacht hat. In diese Klasse gehört alles, was durch Vollkommenheit gefällt. Die dritte Klasse, welche das eigenthümliche Schöne ausmacht, liegt zwischen den beiden vorhergehenden in der Mitte. Die Beschaffenheit schöner Gegenstände reizen unsere Aufmerksamkeit; aber ehe wir sie deutlich erkennen, empfinden wir schon ein Wohlgefallen daran. — Sulzer scheinet überhaupt unglücklich gewesen zu sein, so oft es auf Bestimmung ästhetischer Begriffe ankam. In den Beschreibungen war er glücklicher.

* S. allgem. Theor. der sch. K. Art. Schön.

Schaftesbury betrachtet das Schöne als eine besondere Art des Nützlichen, aus dem Grunde; daß wahre Schönheit auch zugleich nützen müsse, und daß bloses Wohlgefallen kein würdiger Endzweck der schönen Künste sei. — Home hat sich in seinen Grundsätzen der Kritik (Th. I. Kap. 3.) viele Mühe gegeben, das System derjenigen zu widerlegen, welche Einheit und

Mannig-

Mannigfaltigkeit für die wesentlichen Bestandtheile des Schönen halten. Er führet zu diesem Ende verschiedene Beispiele an, auf welche sich jene Theorie nicht wohl anwenden läßt. Nach seiner Meinung hängt das Schöne beinahe ganz von dem erkennenden Subjekt ab, die Sachen sind nur deswegen schön, weil sie dem Zuschauer schön vorkommen, das Wesen der schönen Künste darf man gar nicht in der Vollkommenheit der Werke, sondern in dem empfindenden Theil des Menschen aufsuchen. — Home scheint hier glücklicher im Niederreissen als im Aufbauen gewesen zu sein.

Riedel vertheidigt gegen Home die gewöhnliche Erklärung vom Schönen; doch bedient er sich derselben nur zum Leitfaden seiner Untersuchungen, und gestehet, daß Schönheit besser empfunden als bestimmt werden könne.

* S. Theor. der sch. K. und W. Abschn. 3. Seite 33. 34.

Bonnet leitet das Vergnügen am Schönen von der Mannigfaltigkeit der Beziehungen, von der Einheit der Wirkung und von der Nützlichkeit des Zweckes her. Aus diesen Bestimmungen bildet er den allgemeinen Begriff vom Schönen. Unter

den Beziehungen verſtehet er die Verwandtſchaft verſchiedener Empfindungsfiebern.

* S. Eſſay analytique ſur les facultés de l'ame. Chap. 17. §. 366, 367. 367.

Tiedemann giebt in ſeinen Aphorismen über die Empfindniſſe drei Grundgeſetze an, nach welchen alle Empfindniſſe angenehm werden. 1.) Für die Senſazionen. „Eine fortdaurende Senſazion, wird durch diejenige Verbindung ihrer Theile, vermöge welcher der vorhergehende Eindruck leicht in den folgenden übergeht, angenehm". 2.) Für die Denkkraft. „Diejenige Folge von Gedanken, worinn die Aufmerkſamkeit immer erhalten, und aufgemuntert, und dabei zweckmäßig von einem Theile zum andern geleitet wird, iſt angenehm". 3.) Für die Begehrungskraft. „Alles, was unſer Selbſtgefühl und unſere Sympathie beſchäftigt, iſt angenehm".

Aus dieſen Geſetzen ſucht er alles Gefallen an ſchönen Gegenſtänden zu erklären; insbeſondere macht er von dem Geſetze der Senſazionen folgende ſehr richtige Anwendung auf die Gegenſtände des Geſichts und des Gehörs: „Das Sehen, ſagt er, iſt eine Art des Fühlens; denn ſo wie man bei dem Betaſten die Spize der Finger an dem Ge-

gen-

genſtande hinbewegt; ſo bewegt man beim Sehen die Augenachſe an der Auſſenlinie fort. So wie es alſo dem Gefühle unangenehm iſt, auf einer ganz höckrichten Fläche ſich hin und her zu bewegen, langweilig an einer platten, aber ganz ebenen Fläche herzufahren, angenehm endlich an einer ſanft gewellten bewegt zu werden; ſo muß es auch dem Auge unangenehm ſein, ſehr unebene und höckerichte Linien, langweilig ganz gerade, angenehm aber wellenförmige Linien zu ſehen".

„Ferner da die einzelnen Theile einer zu höckerichten Linie nicht ſo ſchicklich verbunden ſind, daß die vorhergehende Senſazion ſich allmählig in die folgende auflöſen könne, da die Theile einer ganz geraden Linie alle einerlei Senſazion geben; da endlich die Theile der Schlangenlinie, verſchiedene auf das bequemſte verknüpfte Senſazionen erregen; ſo ſieht man, warum nach dem oben angeführten Geſetze die beiden erſten nicht angenehm, die leztere aber allein angenehm ſein müſſe".

„Die Formen der Körper nehmen alſo ihren angenehmen Eindruck von den ſchlangenförmig zuſammen vereinigten Auſſenlinien her ꝛc. Eine perpendikulär herab-

fallende Stirne kann nicht gefallen, nicht weil hierinn kein Ausdruck von Verstand, oder von Schicklichkeit liegt; (denn man sieht nicht, warum nicht auch Verstand in einem idealisch schönen Kopfe wohnen könnte) sondern weil alsdann die Nase sich gegen die Stirne so sehr erhebt, daß die fortlaufende Linie des Profils dadurch zu höckericht, und dem Auge unangenehm wird. Ein zu tiefer und zu scharfer Einschnitt zwischen der Nase und der Stirne gehört für keinen schönen Kopf, weil dadurch gleichfalls das sanft Abwechselnde in dem Fortlaufen der Profillinie verloren geht. Man wende diesen Grundsatz auf alle übrige einzelne Stücke eines wirklich schönen Kopfs an, und man wird sich von den Ursachen des Gefallens genugthuende Rechenschaft geben können".

„Wenn einige Farben mehr gefallen, als andere; so entsteht dies aus wesentlichen, oder aus zufälligen Ursachen. Wesentliche Ursachen sind das Verhältnis der Farben zum Auge: daher hat das Grüne unter allen Farben die meisten, das Hellgelbe die wenigsten Liebhaber; das erste bewegt die Sehenerven sanft; das leztere reizt sie zu sehr; daher sind schwachen Augen mattere, starken hellere Farben angenehm".

„Zu-

„Zufällige Ursachen sind, daß gewisse Farben, weil wir sie bei geliebten oder verhaßten Personen, bei angenehmen oder unangenehmen Gelegenheiten vorzüglich gesehen; weil wir durch gewisse bürgerliche Konvenzionen Ideen von Würde oder Niedrigkeit damit verbunden haben, u. s. w.“ Auf eine ähnliche Art macht Tiedemann die Anwendung auf die Gegenstände des Gehörs.

§. 73.

Moritzens neue Theorie.

Im vorigen Jahre gab Herr Professor Moritz eine Schrift heraus, unter der Aufschrift: Ueber die bildende Nachahmung des Schönen. Darinn suchet er zuerst die Begriffe Gut, Nützlich, Edel, und Schön zu bestimmen. Das Nützliche stehet dem Schönen und Edlen mehr entgegen, als das Gute, welches von jenem zu diesem den Uebergang bahnt. Nützlich ist ein Mensch, der unsere Aufmerksamkeit in Beziehung auf irgend einen Zusammenhang ausser ihm; gut ein solcher, welcher sie an und für sich selbst betrachtet, auf sich ziehet, und unsere Liebe gewinnt; indem wir glauben, er werde, seinem innern Fond von Güte nach, unsern Frieden durch nichts stören; der Edle aber

reizet ohne alle, auch diese negative Rücksicht, blos für sich allein unsere Aufmerksamkeit und Bewunderung. Edel ist seine Seele; schön die Oberfläche seines Körpers. Durch Adel der Seele wird auch die innere (Seelen-) Schönheit bezeichnet. Ist die äussere (Körper-) Schönheit Abdruck dieser innern; so faßt sie auch das Edle in sich. Edler Styl in Kunstwerken ist daher der, welcher zugleich eine innere Seelenwürde des hervorbringenden Genies bezeichnet. Nützlich ist eine Handlung, wegen ihrer Folgen, gut, wegen ihrer Folgen und Bewegungsgründe, edel, wegen ihrer Bewegungsgründe, wegen ihrer selbst willen. Die Oberfläche derselben, d. i. die dadurch in uns erweckte angenehme Empfindung nennen wir schön; ihren innern Wehrt edel. Eine schöne Handlung muß nothwendiger Weise auch edel sein.

Wir bilden das Gute und Edle durch Nachahmung in uns hinein, das Schöne aus uns heraus. Das Unnütze, Nützliche, Gute, Edle bilden einen Kreis, der vom Unnützen ausgeht, und dort wieder zusammenläuft. Das Unnütze ist nämlich am weitesten vom Schönen entfernt, von Seite des Wehrts, und gränzet doch an dasselbe von Seite seiner Natur. Denn es unterschei-

scheidet sich von dem Guten und Nützlichen wesentlich dadurch, daß es nicht nützlich oder gut zu sein brauchet. Will man den positiven Begriff von Schönheit haben, so muß man nur das ausheben, was das Schöne nicht zu sein braucht. Was nicht nützlich zu sein braucht, muß nothwendig ein für sich bestehendes Ganzes sein, und seine Beziehung in sich haben; allein um schön genannt zu werden, muß es in unsern Sinn fallen, oder von unserer Einbildungskraft umfaßt werden können.— Das Schöne neben dem Nützlichen ist Zierde, Eleganz. Aus der höchsten Mischung des Schönen mit dem Edlen entsteht der Begriff des Majestätischen. Messen wir das Edle in Handlung und Gesinnung mit dem Unedlen, so nennen wir jenes groß, dieses klein. Messen wir das Edle, Große, Schöne nach der Höhe, in der es unsere Fassungskraft übersteiget, so entsteht der Begriff des Erhabenen. Unsere Empfindungswerkzeuge schreiben dem Schönen sein Maaß vor. Der Zusammenhang der ganzen Natur würde für uns das höchste Schöne sein, wenn wir ihn einen Augenblick umfassen könnten. Jedes schöne Ganze der Kunst ist im Kleinen ein Abdruck des höchsten Schönen, im Ganzen der Natur.

Der geborne Künstler begnügt sich nicht die Natur anzuschauen, er muß ihr nachahmen, ihr nachstreben. Der Sinn für das höchste Schöne in dem harmonischen Bau des Ganzen, das von der vorstellenden Kraft des Menschen nicht umfasset wird, liegt unmittelbar in der Thatkraft selbst. Der Horizont der Thatkraft umfasset mehr, als äusserer Sinn, Einbildungs- und Denkkraft umfassen können. In der Thatkraft liegen stäts die Anlässe und Anfänge zu so vielen Begriffen, als die Denkkraft nicht auf einmal einander unterordnen, die Einbildungskraft nicht auf einmal neben einander stellen, und der äussere Sinn noch weniger auf einmal in der Wirklichkeit ausser sich fassen kann. Der Horizont der thätigen Kraft muß bei dem bildenden Genie so weit, wie die Natur selber sein. Seine Organisation muß der Natur unendlich viele Berührungspunkte darbieten. Die bildende Kraft, durch ihre Individualität bestimmt, wählt einen Gegenstand, auf dem sie den Abglanz des höchsten Schönen, das sich in ihr immer spiegelt, überträgt. Der lebendige Begriff von der bildenden Nachahmung des Schönen, kann nur im Gefühl der thätigen Kraft, die das Werk hervorbringt, im ersten Augenblicke der Entstehung Statt finden. Der

höchste

höchste Genuß des Schönen läßt sich nur in dessen Werden aus eigener Kraft empfinden. Das Schöne kann nicht erkannt, es muß empfunden, oder hervorgebracht werden.

Damit wir den Genuß des Schönen nicht ganz entbehren, tritt der Geschmack oder die Empfindungsfähigkeit für das Schöne, in uns an die Stelle der hervorbringenden Kraft, und nähert sich ihr so viel als möglich, ohne in sie selbst überzugehen. Je vollkommener das Empfindungsvermögen für eine gewisse Gattung des Schönen ist, um desto mehr ist es in Gefahr sich zu täuschen, sich selbst für Bildungskraft zu nehmen, und auf diese Weise durch tausend mislungene Versuche den Frieden mit sich selbst zu stören.

Wo sich in den schaffen wollenden Bildungstrieb sogleich die Vorstellung von dem Genuß des Schönen mischt, den es, wenn es vollendet ist, gewähren soll; und wo diese Vorstellung der erste und stärkste Antrieb unserer Thatkraft wird, die sich zu dem, was sie beginnt, nicht in und durch sich selbst gedrungen fühlt, da ist der Bildungstrieb gewiß nicht rein: der Brennpunkt oder Vollendungspunkt des Schönen

fällt

fällt in die Wirkung über das Werk hinaus; die Stralen gehen auseinander; das Werk kann sich nicht in sich selbst ründen. Die blos thätige Kraft kann ohne eigentliche Empfindungskraft, wovon sie nur die Grundlage ist, für sich Statt finden: dann wirkt sie zur Zerstörung.

Was uns allein zum wahren Genuß des Schönen bilden kann, ist das, wodurch das Schöne selbst entstand: ruhige Betrachtung der Natur und Kunst als eines einzigen großen Ganzen. Denn was die Vorwelt hervorgebracht, ist nun mit der Natur verbunden und eins geworden, und soll mit ihr vereint harmonisch auf uns wirken. Diese Betrachtung muß so ruhig und selbst wieder Genuß sein, und ihren Endzweck desto sicherer erreichen, indem er keinen Zweck ausser sich zu haben scheint. Auf diese Weise entstand das Schöne ohne Rücksicht auf Nutzen, ja ohne Rücksicht auf Schaden, den es stiften könnte.

Wir nennen eine unvollkommene Sache nur dann schädlich, wenn eine vollkommene darunter leidet; wir sagen so wenig, daß die Thierwelt der Pflanzenwelt schädlich sei, als wir sagen, die Menschheit sei der Thierwelt.

welt schädlich, ob sie gleich von oben hinunter aufzehren. Wenn wir nun durch alle Stufen hinaufsteigen, so finden wir das Schöne auf dem Gipfel aller Dinge, das wie eine Gottheit, beglückt und elend macht, nüzt und schadet, ohne daß wir sie deswegen zur Rechenschaft ziehen können, noch dürfen.

Dies wäre der Auszug eines Werkes, das eine Menge guter und neuer Ideen enthält. Wir haben ihn theils aus der Recension, die im LXXXsten Stücke der Oberd. L. Zeitung (2. Jahrg.), theils aus dem deutschen Merkur (Julius 1789.) entlehnt.

§. 74.

Versuch, den Begriff der Schönheit aufzufinden.

So weit die Geschichte der Meinungen von der Natur des Schönen. Sie dienet wenigstens dazu, uns zu überzeugen, wie schwer es sei den Begriff des Schönen auf eine ganz befriedigende Weise festzusetzen. Am Ende werden wir wohl auf Gewißheit Verzicht thun, und mit Wahrscheinlichkeit allein zufrieden sein müssen. lasset uns indeß versuchen, einiges licht über einen so wichtigen Gegenstand zu verbreiten.

Wir

Wir sagen: eine schöne Blume, eine schöne Musik, ein schönes Gebäude, eine schöne Gegend, ein schöner Jüngling, ein schöner Gedanke, eine schöne Handlung. Wenn wir genau Acht geben, so finden wir, daß das Wort schön hier allemal in einer etwas verschiedenen Bedeutung genommen werde. Vielleicht haben doch die angeführten Gegenstände einiges miteinander gemein, was sie eigentlich schön macht. Sollten wir so glücklich sein, die Eigenschaft, oder die Eigenschaften, welche sie miteinander gemein haben, festsetzen zu können; so werden wir uns schmeicheln dürfen, die Natur des Schönen bestimmen zu können.

Eine Blume ist schön, wenn sie mit einer schicklichen Proportion ihrer Bestandtheile eine angenehme Mischung von Farben, oder auch nur eine nicht zu gemeine Farbe verbindet. Nutzen und Geruch werden nicht in Anschlag gebracht.

Schön nennen wir eine Musik, welche durch eine künstliche aber dabei natürliche Folge und Zusammenstimmung von Tönen unsere Seele auf eine sanfte, angenehme Weise in Thätigkeit setzet.

Symmetrie, edle Einfalt und geschmackvolle Verzierungen sind die vorzüglichsten Eigenschaften, wegen deren wir einem Gebäude das Lob der Schönheit beilegen.

Abwechslung in den Gegenständen, eine nicht zu beschränkte, doch übersehbare Ausdehnung, und in die Augen fallende Tauglichkeit, lebenden, besonders vernünftigen Geschöpfen Unterhalt zu geben, sind, wenigstens nach meinem Gefühle, die wesentlichsten Erfordernisse, eine schöne Gegend zu bilden.

Gebet dem Jüngling eine seinem Alter angemessene Größe, eine richtige Proportion der Glieder, eine gesunde, lebhafte Farbe, lenksame, den Empfindungen der Seele getreue Gesichtsmuskeln, und vorzüglich ein sprechendes, von Wahrheitssinn und Menschenliebe glänzendes Auge; dann — und nicht eher — habt ihr einen wirklich schönen Jüngling.

Man hat, aus Mangel eigenthümlicher Worte, die Benennungen körperlicher Gegenstände auf geistige übertragen. So gieng es auch mit dem Worte, schön. Eine Seele, deren Kräfte so, wie die Bestands-

theile

theile eines Körpers, miteinander in schicklicher Proportion stehen, nennen wir eine schöne Seele. Eben so heißt eine Handlung, welche aus reiner Tugend, besonders aus Menschenliebe, und zwar mit einiger Aufopferung entspringet, schön. Ein Gedanke, welcher in uns ohngefehr eben die Empfindung erweckt, wie der Anblick eines schönen Gesichtes, also ein im hohen Grade deutlicher, und doch nicht alltäglicher, entweder von Witz, oder von Scharfsinn zeugender Gedanke wird für schön gehalten.

§. 75.

Fortsetzung.

Welche sind nun jene Eigenschaften, die den aufgezählten Gegenständen gemeinschaftlich zukommen? Sind es etwa folgende:

a) Einheit,

b) Mannigfaltigkeit,

c) Lieblichkeit?

Unter Lieblichkeit verstehe ich die Fähigkeit, ohne Rücksicht auf Nutzen zu gefallen.

Schönheit wäre also Uebereinstimmung des Mannigfaltigen zur Einheit, vermöge

den mit der Fähigkeit, ohne Rücksicht auf Nutzen zu gefallen. Schön wäre jener, und nur der Gegenstand, welcher diese drei Eigenschaften in sich vereinigte. Nun hätten wir also eine Erklärung der Schönheit, welche sich auf Induktion gründete.

§. 76.

Zweifel dagegen.

Ist aber auch diese Induktion vollständig? Läßt sich die gegebene Erklärung von Schönheit auch auf Farben und Bewegungen anwenden? Giebt es nicht schöne Farben ohne Mannigfaltigkeit? Wir können einzig aus dem Baue unserer Sehorganen und aus den Gesetzen der Ideenverbindung erklären, warum uns eine Farbe vor der andern gefällt. Umgekehrt giebt es Bewegungen ohne Einheit; die Maler ziehen immer die krummen Linien den geraden vor, und Hogarth bemerket ganz richtig, daß die Menschen in allen Bewegungen, deren Endzweck Nutzen ist, gerade; in solchen aber, deren Endzweck Reiz und Annehmlichkeit ist, krumme Linien beschreiben.

Auch die Schönheit des menschlichen Gesichtes scheinet nicht ganz zu der oben gegebenen Beschreibung zu passen; sie be-

ſtehet nicht ſo wohl in der Regelmäßigkeit der Züge, und Miſchung der Farben, als in einem gewiſſen unnennbaren Ausdrucke, in welchem wir den Abglanz moraliſcher Vollkommenheiten zu erblicken glauben. Es giebt zwei Klaſſen moraliſcher Vollkommenheiten, eine, welche ſich auf Verachtung der Gefahren und Leiden, die andere, welche ſich auf die geſelligen Tugenden beziehet. Jene drückt dem Geſichte ein Anſehen auf, das Bewunderung und Ehrfurcht erregt. Dieſe erwirbt ihm Liebe, gewähret ihm Schönheit.

Und hat es denn ſo ganz ſeine Richtigkeit mit dem Satze, daß Einheit, Mannigfaltigkeit und Lieblichkeit den (§. 75.) angeführten Gegenſtänden gemeinſchaftlich zukommen? Scheinet nicht der ſchönen Gegend das zu fehlen, was wir Lieblichkeit nannten? Giebt es nicht ſchöne Gedanken, die ganz einfach ſind? läßt ſich die Schönheit einer Handlung durch Einheit und Mannigfaltigkeit ohne ſichtbaren Zwang erklären?

§. 77.

Beruhigung.

Wie alſo, wenn wir eigentlich gar nicht beſtimmen könnten, was Schönheit ſei? —

Muſſen

Müssen wir es denn auch? Genug wenn wir es nur richtig empfinden! — Aber wer bürget uns für die Richtigkeit unsers Gefühls? — Die Uebereinstimmung aller gut organisirten, und zu einem gewissen Grade von Kultur gelangten Menschen.

° Ob die Schönheit etwas blos objektives, oder blos subjektives sei? Vergl. mit dem, was oben §. 31.) von dem Maasstabe des guten Geschmackes ist gesagt worden.

§. 78.

Größe.

Eine zweite Quelle ästhetischer Kraft ist die Größe. Es giebt eine physische und moralische Größe. Die erste kömmt körperlichen Gegenständen zu: die letztere wird nur an freien Wesen, und solchen Handlungen bemerkt, die aus freier Willkühr geschehen. Wir kühlen etwas eigenes bey dem Anblicke eines großen Flusses oder Waldes: und wenn wir einen vielumfassenden Gedanken, eine Handlung, welche große Thatkraft, ausgebreitete Kenntnisse, heftige, weitstrebende Leidenschaften voraussetzet, lesen, hören, denken; so verspüren wir etwas in uns, das jener Empfindung gleicht, welche der Anblick physischer Größe

in uns erregt. Die Muskeln unſers Geſichtes werden geſpannter, die Augen weiten ſich vor, der Blick ſtarret, die Seele fühlet ſich erweitert. Doch muß die Größe, wenn ſie äſthetiſche Kraft äuſſern ſoll, nicht ins Unermeßliche, noch weniger ins Unendliche gehen: denn in dieſem Falle würde die Seele ihr Unvermögen, den Gegenſtand zu überſehen, empfinden, und eben deswegen kein Wohlgefallen mehr daran haben.

° Intenſive, protenſive, extenſive Größe. S. Steinbart S. 75.

§. 79.

Das Erhabene.

Eine beſondere Art des Großen wird das Erhabene genannt. Auch dieſe Benennung wird ſo wohl phyſiſchen als moraliſchen Gegenſtänden beigelegt. Das Erhabene unterſcheidet ſich von dem Großen hauptſächlich dadurch, daß dieſes mehr auf die Ausdehnung in alle Theile, jenes auf die Höhe oder Tiefe eines Gegenſtandes ſich beziehet. Bei dem Anblicke eines hohen Berges erweitert ſich unſer Herz, wir empfinden eine gewiſſe Erhöhung unſerer Seele, ein Aufwärtsſtreben, welches wir oft durch Emporhebung unſeres Körpers ausdrücken.

Ein

Ein ähnliches Gefühl entstehet in uns, wenn wir eine Gesinnung oder Handlung uns vorstellen, welche einen hohen Grad von Geistesstärke, Selbstverläugnung, Uneigennützigkeit, Standhaftigkeit, Tapferkeit, Großmuth voraussetzet.

Blair vermischet das Große mit dem Erhabenen; und man kann es ihm verzeihen; weil es äusserst schwer ist, die feinen Nuancen, welche das moralisch Große vom moralisch Erhabenen unterscheiden, vermittelst willkührlicher Zeichen auszudrücken.

§. 80.

Unterschied des Großen und Erhabenen vom Schönen.

Beides, das **Große** und **Erhabene** unterscheidet sich unverkennbar von dem Schönen. Dieses erzeugt eine sanfte, süße Empfindung; jenes eine starke, heftige Erschütterung. Das Schöne weckt Liebe, das Große und Erhabene Bewunderung. Schönheit gewinnet durch Regelmäßigkeit: Größe und Erhabenheit bedürfen weniger, oder gar nicht der Ordnung. Sanfte, gesellige Tugenden lesen wir im Auge des Schönen, edle Gesinnungen, kühne Endschlüsse,

reifende Thaten im Auge des großen Mannes.

§. 81.

Mittel, das Gefühl des Erhabenen zu verstärken.

Das Gefühl des Erhabenen wird durch Nebenumstände, z. B. durch feierliche Nachtstille, Finsternisse, Einsamkeit, fürchterliche Szenen mächtig befördert. Der Anblick des sternbesäeten Himmels erhöhet unsere Seele mehr in dunkler Nacht, als der Anblick des Firmaments am hellen Tage. Wenn Virgil seinen Helden in die Hölle wandern läßt, so geschiehet dies in feierlicher Stille. Und Milton hüllet so, wie David, die Majestät Gottes in undurchdringliche Wolken ein.

§. 82.

Das Große und Erhabene in den Werken der Kunst.

Bisher haben wir von dem Großen und Erhabenen gehandelt, in soferne es in den Gegenständen liegt: jetzt wollen wir es auch betrachten, in soferne es in den Werken der Kunst, in der Darstellung liegt. Hier kömmt zuförderst das Meiste auf die Größe

und

und Erhabenheit des Subjektes, oder des Gedankens ſelbſt an. Fehlet es dieſem an Würde; ſo ſtrebt der Künſtler vergeblich nach Zierathen, die den Mangel derſelben erſetzen ſollen. Iſt aber der Gedanke, der Gegenſtand ſelbſt groß und erhaben; ſo darf der Künſtler ihn nur kurz, ſtark, und einfach darſtellen.

Kurz; weil die menſchliche Seele den hohen Schwung nicht lange aushalten kann.

Stark; weil jeder Gegenſtand, ſo erhaben er auch an ſich ſelber iſt, doch von ſolchen Seiten betrachtet werden kann, welche den Eindruck des Großen und Erhabenen ſchwächen.

Einfach; weil überhäufte Zierrathen die Größe des Gedankens mehr bedecken, als darſtellen. Gott ſprach: es werde Licht, und es ward Licht. Wie, wenn Moſes geſchrieben hätte: „Der Allherrſcher Jehova bedurfte nur eines Winkes, um das Licht aus dem Schoße der Finſterniß hervorzurufen"?

§. 83.

Die große Manier.

Wenn der Künſtler die Fertigkeit beſitzt, unter den Umſtänden, welche ſeinen Gegen-

ſtand begleiten, allemal diejenigen auszuheben, welche den Effekt des Großen und Erhabenen am beſten befördern; ſo beſitzt er das, was man die große Manier nennet. Ein einziger trivialer, kindiſcher Zug iſt im Stande, den ganzen Eindruck des Großen und Erhabenen zu verwiſchen.

§. 84.

Das Pathos.

Das Große und Erhabene, welches durch den Ausdruck der Leidenſchaften bewirket wird, nennet man beſonders das Pathos. Daher ſind nur jene Künſte, welche große Leidenſchaften ſchildern, oder ſolche hervorzubringen ſuchen, empfänglich für das Pathos. Die Baukunſt und Gartenkunſt können große und erhabene Werke erzeugen, aber kein Pathos. Dieſes kömmt vorzüglich der Muſik, der Redekunſt, der Dichtkunſt, den bildenden und den theatraliſchen Künſten zu. Das Pathos gehöret zu den erſten Schönheiten in den Werken des Geſchmacks; und eine Nation kann ſich nur alsdenn großer Kunſtgenies rühmen, wenn ſie Männer aufweiſen kann, die in ihren Werken das wahre Pathos zu erreichen gewußt haben.

S. Sternbart S. 22.

§. 85.

§. 85.

Das Edle.

Ein höherer Grad der Größe in Gedanken und Empfindungen heißet Adel. Eigentlich können nur moraliſche Weſen und Handlungen edel genannt werden. Wird dieſe Benennung zuweilen phyſiſchen Gegenſtänden beigelegt; ſo geſchieht es blos, weil ſie als Zeichen oder Sinnbilder moraliſcher Größe betrachtet werden. So ſagt man; Der edle Löwe.

§. 86.

Entgegengeſetzte Fehler.

Dem Großen ſtehet das Gemeine, dem Erhabenen das Niedrige, dem Edlen das Unedle entgegen.

Gemein iſt alles das, was ſich durch keinen beſondern Grad der Vollkommenheit vor Dingen ſeiner Art auszeichnet. Es kann etwas gemein ſein, in Abſicht auf den Gegenſtand ſelbſt, und in Abſicht auf die Behandlung. Ein an ſich gemeiner Gegenſtand kann durch ſchickliche Ideenverbindung über ſeine natürliche Stufe erhoben: ein erhabener Gegenſtand kann durch gemeine Behandlung unter ſeine urſprüngliche Würde herabgeſetzt werden.

Niedrig im äſthetiſchen Verſtande iſt alles das, was einen auffallenden Mangel an geiſtigen, beſonders moraliſchen Vollkommenheiten verräth. Die fruchtbarſte Quelle des Niedrigen iſt der Eigennutz.

Unedel nennen wir, was das Gefühl eines Menſchen von feiner Lebensart beleidigt, indem es unangenehme Nebenideen von häßlichen, eckelhaften Gegenſtänden, und ſelbſtiſchen Leidenſchaften erzeugt.

§. 87.

Warnung für junge Künſtler.

Nichts iſt ſo verführeriſch für junge Künſtler, als der Wunſch große und erhabene Werke zu liefern. Nur wenigen Sterblichen iſt die Kraft dazu gegeben: die meiſten verfallen entweder ins Wäſſerichte, wenn ſie Zeichen ohne Kraft und Bedeutung zuſammenhäufen; oder ins Schwulſtige, wenn ſie kleinen Gedanken ein prächtiges und weites Gewand umwerfen. Ein Körper wird dadurch nicht ſchöner, wenn ſein Volumen auseinander getrieben wird. Möchten junge Künſtler dieſe Wahrheit recht beherzigen! Möchten ſie nie ein Thema wählen, ohne vorher zu prüfen, quid ferre recuſent, quid valeant humeri.

Es iſt leichter, das Gemeine und Niedrige zu vermeiden, als das Große und Erhabene zu erreichen.

* Parenthyrſus. Phöbus. Bombaſt. Nonſenſe.

§. 88.

Klarheit.

Zu den Quellen der äſthetiſchen Kraft, oder vielmehr zu den weſentlichen Erforderniſſen jedes ſchönen Kunſtwerkes gehöret die Klarheit. Sie gewähret eine beſtimmte und lebhafte Erkenntnis von den Theilen und Bedeutungen des Kunſtwerkes. Der Zweck der ſchönen Künſte iſt, lebhafte Gefühle und Vorſtellungen ſinnlicher Vollkommenheit zu erwecken. Nun hängt aber die Lebhaftigkeit unſerer Empfindungen allemal von der Lebhaftigkeit und Beſtimmtheit der Darſtellung ab. Indeß muß ſich der Künſtler auch hier innerhalb gewiſſer Gränzen halten. Ein anders iſt äſthetiſche Klarheit, ein anders logiſche Deutlichkeit. Dieſe letzte ſtreitet wider den Zweck der ſchönen Künſte ſo gut, als die Dunkelheit.

§. 89.

Dunkelheit.

Ein beträchtlicher Mangel der äſthetiſchen Klarheit heißet äſthetiſche Dunkelheit. Uebertriebene Sparſamkeit, ungewiſſe Beziehung, zu künſtliche Zuſammenſetzung, und Vieldeutigkeit der Zeichen, Verworrenheit und Mangel der nöthigen Theile können als die Hauptquellen der Dunkelheit angeſehen werden.

§. 90.

Ordnung.

Die Klarheit gewinnet durch Ordnung, oder ſchickliche Zuſammenſtellung der Theile eines Kunſtwerkes in Rückſicht auf Raum und Zeit. Die Ordnung entſtehet aus der Befolgung der Geſetze, welche in der Zuſammenſtellung der Theile herrſchen. Herrſchet in einem Werke nur ein Geſetz, und wird es genau befolgt; ſo nennet man ein ſolches Werk **regelmäßig.** Werden mehrere Geſetze ohne Nachtheil der Klarheit befolget; ſo erheben ſie die Ordnung zu einer eigenen Quelle von äſthetiſcher Kraft. Die Schwierigkeit, welche der Künſtler in dieſem Falle zu überwinden hat, und die Leichtigkeit, mit welcher er ſie überwindet, gewähren uns eine beſon-

besondere Art des Vergnügens. Daraus läßt sich erklären, warum viele Kunstwerke, z. B. Gebäude, Gärten, Gedichte blos wegen der Ordnung gefallen. In höhern Kunstwerken muß zwar immer Ordnung liegen, aber sie darf nicht immer sichtbar sein.

* Eumetrie. Eurythmie. Melodie. Harmonie.

§. 91.

Lebhaftigkeit.

Lebhaft ist ein Kunstwerk, wenn es entweder auf unsere äussere Sinne, oder auf die untern Seelenkräfte, besonders auf die Einbildungskraft mit vorzüglicher Stärke wirket. Matt, schleppend, trocken sind die Benennungen, mit welchen wir den Mangel der Lebhaftigkeit aus Armuth der Sprache bezeichnen müssen. Matt, beziehet sich vorzüglich auf die Schwäche der Schilderung, schleppend, auf die langsame Fortschreitung der Vorstellungen, trocken, auf den Mangel zweckmäßiger Nebenideen und Verzierungen.

§. 92.

§. 92.

Mittel der Lebhaftigkeit.

Nichts belebt unſere Vorſtellungen mehr, als das Neue, Unerwartete, Wunderbare. Eine Schöne hat kein beſſeres Mittel die ſchwärmeriſche Liebe ihres Anbeters lebhaft zu erhalten, als wenn ſie ihm ſtäts neu zu werden trachtet; eben ſo die Werke der Kunſt. Die menſchliche Seele ſtrebet immer nach neuer Wirkſamkeit, nach Veränderung und Erweiterung ihrer Vorſtellungen. Nichts reizet ihre Aufmerkſamkeit mehr als das Ungewöhnliche. Wenn der Künſtler ihr gefallen will, ſo muß er ihre Neugierde, ihren Hang zum Seltnen und Wunderbaren zu reizen und zu benuzen wiſſen.

§. 93.

Das Neue.

Neu iſt, was wir noch nie, oder doch vor ſo langer Zeit empfunden haben, daß es denſelben Eindruck auf uns macht, als hätten wir es nie empfunden. Die Neuheit hat ihre Grade, und iſt relativ. Sie liegt entweder in dem Gegenſtande ſelbſt, oder in der Behandlungsart deſſelben. Vel nova, vel nove. Es giebt eine Neuheit des Produktes in ſeiner Art, und des Produktes

als Individuum betrachtet. Das erſte Heldengedicht war ein neues Produkt in ſeiner Art: Klopſtocks Meſſiade iſt ein neues Produkt als Individuum betrachtet. Nur ſolche Werke verdienen Originale genannt zu werden, denen eine von dieſen zwei Arten der Neuheit zukömmt. Jene, denen es an beiden mangelt, verrathen den Kopiſten, den mittelmäßigen für die Künſte verdorbenen Kopf. O imitatores ſervum pecus!

Iſt es aber noch möglich etwas Neues zu erfinden? Haben die Künſtler der Vorwelt nicht ſchon alles gethan? Sind nicht alle Gegenſtände der Kunſt bereits erſchöpfet? — Gewiß nicht! Das wahre Genie findet noch allenthalben Stoff zu bearbeiten, entdecket auch an dem abgenutzteſten Gegenſtande irgend eine neue, ergiebige Seite. Die Quelle der Erfindung iſt unerſchöpflich, die Bilder der Imagination unzählig, und die möglichen Verbindungen der Ideen unendlich. Immer werden ſich neue Gedanken einem Genie aufdrängen, welches die Gabe hat, da zu ſehen, wo andere blind waren, da zu empfinden, wo andere kalt blieben, da Zuſammenhang und Beziehungen zu entdecken, wo andere nur einzelne, voneinander getrennte Dinge ſahen, das

ist: einem Originalgenie. Für einen Künstler dieser Art, sagt Riedel, ist kein Objekt erschöpft; er hat nicht nöthig mit Hermann Axelen im Suidas auf die Fabeljagd zu gehen. Sein eigen Genie bietet ihm einen unermeßenen Vorrath zur Bearbeitung an, Quellen, die seine Vorfahren ungenutzt, und Felder, die sie unbebauet gelassen haben.

* S. Riedels Theorie S. 173.

§. 94.

Das Unerwartet.

Unerwartet nennen wir eine Erscheinung, auf welche wir nicht vorbereitet sind. Es kann also etwas unerwartet, und doch nicht neu sein. Das Unerwartete hat allemal die Wirkung, daß es die Aufmerksamkeit spannet, und die Lebhaftigkeit der Vorstellungen befördert. Die Empfindung, welche durch das Unerwartete erreget wird, heißt Ueberraschung. Man hat gefragt, ob diese Empfindung an sich selbst angenehm, oder ob sie blos nach Beschaffenheit des Gegenstandes bald angenehm, bald unangenehm sei? Home behauptet das letztere; ob er gleich kurz vorher sagte, die Verwunderung (also auch die Ueberraschung, welche nur ein höherer Grad der Verwunderung

ung ist) gehöret zu den angenehmen Empfindungen; indem sie einen natürlichen Trieb unserer Seele, die Begierde nach Neuheit und Abwechslung befriedige, und die Stillung eines Grundtriebes jederzeit Vergnügen gewähre. Wir halten es nicht für nöthig, diese Streitfragen hier zu entscheiden. So viel ist gewiß, daß unsere Empfindungen sich genau an ihre Ursachen anschmiegen, daß folglich die Ueberraschung nach Beschaffenheit des Gegenstandes, durch welchen sie bewirket wird, bald angenehm, bald unangenehm werde. Die Befriedigung des Triebes nach Veränderung ist zwar immer angenehm; aber dieses Gefühl ist nur transitorisch, und verschwindet bald, wenn es von einem an sich unangenehmen Gegenstande erreget wird. Eine angenehme Begebenheit verdoppelt unsere Freude, wenn wir keinen Grund hatten, sie zu vermuthen: ein Unglück beuget uns um so tiefer, je weniger wir es vorhersahen.

§. 95.

Ueberraschung.

Unter den Arten und Mitteln der Ueberraschung ist ein großer Unterschied. Wer mich aus einer Bauernhütte in einen Feenpallast, dann in eine Katakombe, dann in

eine Einsiedlerhöhle, dann in eine türkische Moschee führt, überraschet mich; aber auf eine nicht so ganz angenehme Weise, weil die Seele keinen Leitfaden findet, sich die Verbindung dieser Gegenstände zu erklären. Soll die Ueberraschung ästhetische Kraft äussern; so muß das, wodurch sie hervorgebracht wird, zwar unerwartet, aber nicht von ohngefehr, nicht ex machina kommen, es muß irgend eine Beziehung auf das Gegenwärtige haben: ich muß diese Beziehung bei seiner Erscheinung fühlen, und mir süße Vorwürfe darüber machen, daß ich nicht eher daran dachte. Ueberraschungen der ersten Art bedürfen keines großen Erfinders: die von der letzten sind das Werk des Genie's.

* Etwas über die änglischen Gärten, und über die Quodlibets.

* Von der Ueberraschung ist die Hintergehung der Erwartung verschieden. Diese ist nicht immer angenehm, oft unangenehm. Anwendung hievon auf das Schauspiel, die Epopee, die Redekunst u. s. w.

Parturiunt montes nascetur ridiculus mus.

§. 96.

§. 96.

Das Wunderbare.

Wunderbar nennen wir das, wovon wir den hinreichenden Grund nicht einsehen. Das Wunderbare ist also auch relativ. Es spannet die Aufmerksamkeit, und verstärket, wenn der Gegenstand groß ist, die Empfindung des Großen und Erhabenen.

§. 97.

Maschinen.

Maschinen sind künstliche Vorstellungen von der Einwirkung übernatürlicher Ursachen in eine natürliche Reihe von Handlungen. Sie taugen im Komischen, auch im Ernsthaften, so lange sie die Volksmeinungen nicht gegen sich haben. Die Maschinen, deren sich Homer und Virgil bedienten, waren gut; nicht so jene, deren sich Voltaire in der Henriade bediente. Milton und Klopstock hohlten die ihrigen aus der Bibel, wenigstens aus der Erklärung der Bibel. Wer in unsern Zeiten ein Heldengedicht schreiben wollte, würde, wenn sein Thema nicht etwa aus der Religion genommen wäre, Mühe haben, Maschinen zu finden. Sind sie aber auch nothwendig?

* Vorzug der redenden Künste vor den bildenden in Hinsicht auf das Neue, Unerwartete und Wunderbare.

** Beispiele des Neuen und Unerwarteten stehen in Riedels Theorie S. 170. folgg.

§. 98.

Kontrast.

Die Lebhaftigkeit gewinnet ferner durch den Kontrast, oder durch die Zusammenstellung solcher Dinge, welche einander entgegengesetzet sind. Contraria juxta se posita magis elucescunt. Ein Berg scheinet uns größer, wenn er mit dem nahen Thale verglichen wird. Riesen, welche sich um's Geld sehen lassen, bedienen sich des Kunstgriffes, Zwerchen in ihrer Gesellschaft herumzuführen. Das Laster fällt doppelt in die Augen, wenn es sich getrauet, an der Seite der Tugend aufzutreten.

§. 99.

Verschiedene Arten des Kontrastes.

Es giebt dreierlei Arten des Kontrastes.

1.) Wenn Gegenstände von verschiedener Art einander entgegengesetzt werden.

2.)

2.) Wenn Gegenstände von einerlei Art, aber entgegengesetzten Eigenschaften zusammengestellt werden. Ossians Helden sind alle Helden, doch jeder nach seiner Weise. In der korinthischen Säulenordnung kontrastiren die runden mit den eckigen, die flachen mit den gebogenen, die glatten mit den geschnitzten, die einfachen mit den verzierten Theilen.

3.) Wenn ähnliche Dinge, die aber der Größe oder dem Grade nach verschieden sind, nebeneinander gestellt werden.

Der Kontrast ist unentbehrlich in allen Künsten, besonders in der Malerei, Dichtkunst, Redekunst. Ein Theaterstück ohne Kontrast schläfert ein. Wenn er aber gefallen soll, so muß er nicht zu allgemein bekannt und auffallend sein; sonst zerstreuet sich die Aufmerksamkeit der Seele, weil sie schon weiß, was nach jedem Satze kommen wird. Er darf aber auch nicht gesucht und erkünstelt sein; sonst ermüdet er die Seele, ohne sie mit einer wichtigen Vorstellung zu bereichern. Wenn er zu grell in die Augen fällt; so blendet er, anstatt zu ergötzen: der Künstler muß ihn also durch Abstufungen zu mäßigen wissen.

§. 100.

Aehnlichkeit.

Auch die Aehnlichkeit kann als ein schickliches Mittel gebraucht werden, die Lebhaftigkeit der Darstellung zu befördern; indem sie einen Gegenstand oder Gedanken durch den andern beleuchtet. Hierauf gründet sich die Kraft der Metapher, der Allegorie, des Gleichnisses, des Parallelismus. Die Aehnlichkeit gefällt um so mehr, je verschiedener die Klassen der Dinge sind, unter welchen wir sie entdecken. Doch darf sie nicht allzusehr erkünstelt sein.

§. 101.

Feuer.

Die Lebhaftigkeit der Vorstellungen wird ferner durch die Geschwindigkeit ihrer Folge befördert, weil die Seele dadurch in den Stand gesetzt wird, eine größere Menge derselben in der nämlichen Zeit zu erhalten. Man nennet dies das ästhetische Feuer. Vermittelst desselben werden klare Vorstellungen miteinander verbunden, welche durch eine größere Menge dunkler Zwischenvorstellungen getrennet sind. Darauf gründet sich die ästhetische Kraft plötzlicher und rascher Uebergänge zu entgegengesetzten Vor-

stel-

stellungen. Nichts hindert das Feuer mehr, als wenn alle vergesellschafteten Zwischenvorstellungen mit gleicher Sorgfalt ausgemalet werden.

* S. Eberhards Theorie S. 106.

§. 102.

Licht und Schatten.

Weil in einem Werke nicht alle Theile einen gleichen Grad der ästhetischen Vollkommenheit haben dürfen; so muß ein derselben der vollkommenste sein, zu dessen Erhöhung die übrigen verhältnismäßig zusammen wirken müssen. Auf diesem Grundsatze beruhet die Lehre vom ästhetischen Licht und Schatten. Ein merklicher Grad der Lebhaftigkeit in den Vorstellungen wird das ästhetische Licht, ein geringerer Grad derselben der ästhetische Schatten genannt. Der höchste Grad des Lichtes heißet Glanz. Farbe ist eine gewisse Mischung oder Modifikation des Lichtes: die verhältnismäßige Vertheilung der Farben heißet das Kolorit. Wir finden, daß sich die Natur aller dieser Mittel bediene, um Schönheiten für das Auge zu bilden. Von ihr entlehnte sie der Maler, und vom Maler der Künstler in jedem andern Fache.

§. 103.

Mannigfaltigkeit und Einförmigkeit.

Wenn man auch die Mannigfaltigkeit und die Einförmigkeit nicht für die einzigen Beſtandtheile der Schönheit will gelten laſſen; ſo behaupten ſie doch die erſten Plätze unter den Quellen äſthetiſcher Kraft. Die menſchliche Seele ſtrebt immer nach Abwechslung ihrer Vorſtellungen und Gefühle: das Einerlei ermüdet in den Werken der Kunſt, wie in den Werken der Natur. Das Vielſeitige und Mannigfaltige hingegen reizet und nähret die Thätigkeit unſeres Geiſtes, und wird eben dadurch die ergiebigſte Quelle angenehmer Empfindungen.

Indeß muß auch die Mannigfaltigkeit ihre Gränzen haben, die Theile eines Werkes müſſen nicht zu gehäuft, nicht zu ſehr voneinander verſchieden ſein, müſſen in einem gemeinſchaftlichen Mittelpunkte zuſammen treffen, müſſen ein Ganzes ausmachen.

Sit quodvis ſimplex dumtaxat et vnum.

Sonſt irret die Seele unſtät von einem Gegenſtande zum andern, und findet keinen Ruhepunkt, auf welchem ſie den gemeinſchaft-

ſchaftlichen Eindruck aller Theile empfangen könnte. Nur darf die Einförmigkeit in Werken des Geſchmacks nicht zu ſehr in die Augen fallen: ſie muß empfunden, nicht geſehen werden. Magere Tabellen, unbedeckte Skelete, und ſchulgerechte Eintheilungen gehören nicht in Gedichte und Reden, welche Anſpruch auf äſthetiſche Wirkung machen wollen.

Dem Mannigfaltigen ſteht das Schüchterne und Trockne, dem Einförmigen das Ausſchweifende, Ungereimte, Ebentheuerliche entgegen. Humano capiti u. ſ. w.

§. 104.

Einfalt.

Von der Einförmigkeit iſt die Einfalt oder Einfachheit wohl zu unterſcheiden. Einfach im metaphyſiſchen Verſtande iſt, was keine zertrennbare Theile hat. Im phyſiſchen Verſtande, was aus homogenen Theilen beſteht. Im äſthetiſchen Verſtande aber nennen wir das einfach, was keine andere, als weſentliche, zur Hervorbringung der bezielten Wirkung erfoderliche Theile hat, wo alſo Alles, was Luxus und Ueberfluß heißt, wegbleibet.

Stein-

Steinbart unterscheidet fünf Arten der Einfalt.

1) Einfalt des Plans.
2) Einfalt der Ordnung.
3) Einfalt der Charaktere.
4) Einfalt der Gedanken.
5) Einfalt des Ausdruckes.

Wenn ein Gedanke oder ein Gegenstand, der an sich groß, edel, erhaben ist, auf eine kunstlose, ungeschminkte, aus den Umständen selbst entspringende Weise dargestellt wird, so nennet man dies die edle Einfalt.

Wider die Einfalt streitet das Weitläufige, Weitschweifige, Geschminkte, Tautologische.

§. 105.

Das Natürliche.

Einfalt ist eine der natürlichsten Eigenschaften, welche erfodert werden, wenn ein Gedanke, Ausdruck, Werk natürlich sein soll. Doch erschöpft sie den Begriff des Natürlichen nicht. Dazu gehöret noch eine gewisse Leichtigkeit, eine Ungezwungenheit,

heit, welche der Künstler seinem Werke einhaucht. Die Natur bringet ihre Schöpfungen ohne sichtbare Anstrengung hervor: so das Genie die seinigen. Der große Gedanke springt, wie Pallas aus Jupiters Gehirne, aus dem Kopfe des glücklichen Künstlers munter in voller Rüstung hervor. Jedermann glaubet sich fähig, ihn ebenfalls hervorzubringen. Lasset es aber den gemeinen Kopf versuchen; sudet multumque laboret auctus idem.

* In einem andern Sinne wird auch das natürlich genannt, was dem Gegenstande in der Natur, den es nachahmet, ähnlich ist. Nicht jede Aehnlichkeit verdienet den Namen der Schönheit. Beide, die physische und moralische Welt, haben tausend widrige Dinge, deren Nachahmung wir dem Künstler gerne erlassen. Die Griechen straften ihren Pauson, der das Häßliche in der menschlichen Bildung, und ihren Pyreikus, der Barbierstuben, Esel und Küchenkräuter am liebsten malte, jenen mit Armuth, diesen mit dem verächtlichen Beinamen des Rhyparographen (Rothmalers).

* S. Lessing Laok. S. 11.

§. 106.

Fehler wider das Natürliche.

Dem Natürlichen (im ersten Sinne des Wortes) stehet das Steife, Gezwungene, Gesuchte, Schulgerechte entgegen. Steinbart setzet ihm auch das Ebentheuerliche, Ehimärische, Phantastische, Uebertriebene entgegen; ich denke aber, diese Fehler streiten hauptsächlich wider die Einförmigkeit und Wahrscheinlichkeit, und gehören folglich nicht in dieses Kapitel. — Doch darüber wollen wir nicht streiten. Die ästhetischen Sünden verstossen, wie die moralischen, selten wider ein einziges Gesez.

§. 107.

Das Naive.

Eine besondere Art des Schönen ist das Naive, welches sich so wohl von der edlen Einfalt, als vom Natürlichen überhaupt unterscheidet. Von der edlen Einfalt, weil etwas naiv sein kann, ohne jene zu haben, z. B. komische Einfälle: vom Natürlichen, weil nicht alles, was natürlich ist, auch naiv genannt werden kann. Naiv nennen wir ein Betragen, welches Unwissenheit des Weltztons, und eine gewisse Zuversicht auf die Güte der Menschen, mit welchen man zu

thun

thun hat, aber dabei gesunden Menschenverstand, und ein gutes, wohlwollendes Herz verräth. Ein Ausdruck ist naiv, wenn er unter einem so ganz einfachen Gewande noch einen andern, wichtigen Sinn enthält. Naiv in der Gesichtsbildung ist das Ungesuchte, Kunstlose, welches ohne Absicht innere Vortreflichkeit anzeiget. Wenn man also im Allgemeinen bestimmen will, was Naiveté sei; so werden wir sagen müssen, sie sei diejenige Eigenschaft eines Gegenstandes, oder Gedankens, kraft welcher durch ein einfaches Zeichen etwas wichtigeres und interessanteres ausgedrückt wird, als im Zeichen selbst zu liegen scheint.

* Das Naive mit und ohne Bewußtsein. Unterschied des Naiven vom Niais der Franzosen. Beispiele des Naiven aus Mendelsohns Phil. Schriften, 2. Th. S. 219. folgg.

§. 108.

Wahrheit.

„Nichts ist schön, sagt Boilau, was nicht auch wahr ist". In jedem Werke der Kunst muß Wahrheit liegen, wenn es dem Manne von richtigem Geschmacke gefallen soll. Wahrheit, wie sie hier genommen wird, heißt sinnlich vollkommene Uebereins

einstimmung der Kunstwerke mit den Gesetzen der Möglichkeit, oder mit einem Worte, wahr im ästhetischen Sinne ist, was keine Ungereimtheit, keinen Widerspruch enthält. Ungereimtheit bezieht sich auf die innern, Widerspruch auf die äussern Verhältnisse eines Werkes. Ein Kunstwerk muß innere und äussere Gedenkbarkeit haben. Fehlt es an dieser oder jener, so kann auch keine idealische Gegenwart, keine Täuschung, also keine sinnlich vollkommene Darstellung bewirkt werden.

§. 109.

Grade der Wahrheit.

Die Wahrheit in den Künsten hat ihre Grade. Diese sind: Möglichkeit, Wahrscheinlichkeit, Nothwendigkeit. Möglich ist, was in seinen Theilen keinen Widerspruch enthält. Wahrscheinlich, was unter gewissen Bedingungen vermuthlich geschieht. Nothwendig, was nach gewissen Voraussezungen erfolgen muß. Achill und Agamemnon veruneinigen sich: dieser entführt jenem seine schöne Gefangene: Achill geräth darüber in unversöhnlichen Zorn. Das erste ist möglich, das zweite wahrscheinlich, das dritte nothwendig. Eben so bereitet in einem Schauspiel die

Mög-

Möglichkeit den Knoten, die Wahrscheinlichkeit schürzet ihn, die Nothwendigkeit löset ihn.

§. 110.

Verschiedene Arten von Wahrheit.

Riedel unterscheidet Wahrheit der Gegenstände, Wahrheit der Charaktere, Wahrheit der Handlungen, Wahrheit der Nachahmung, Wahrheit des Gedankens, Wahrheit des Ausdruckes.

§. 111.

Wahrheit des Gegenstandes.

Unter dieser Wahrheit verstehet Riedel Uebereinstimmung der Theile eines Körpers, oder irgend einer Sache, welche der Künstler darstellet. Wer lachet nicht über den Maler, welcher

Delphinum silvis adpingit, fluctibus aprum?

Unter dieses Kapitel gehöret a) die mechanische Wahrheit, welche vorzüglich in den bildenden Künsten erfordert wird. b) Das Costüme.

Jene besteht darinn, daß man nichts vorstellt, was nach den Regeln der Statik, nach

nach den Gesetzen der Bewegung, und nach den Grundsätzen der Optik unmöglich wäre.

° Vorzug der Gemälde in lebensgröße vor denen in Miniatur, in Rücksicht auf Wahrheit und Täuschung.

Unter dem Costüme verstehen die Künstler das Eigenthümliche der äussern Umstände, Sitten, Kleidungen, Gebäude, Waffen, Ergötzungen u. s. w., welches einer Nation, oder einem gewissen Zeitalter, oder einem bestimmten Stande nach der Geschichte und Ideenverbindung zukömmt.

° Anwendung hievon auf die bildenden Künste, das Schauspiel, und die Dichtkunst. Beispiele von verfehltem, und getroffenem Costüme sieh bei Riedel S. 189. 190.

§. 112.

Wahrheit des Charakters.

Wahrheit des Charakters fodert a) Gedenkbarkeit desselben, oder Uebereinstimmung der Eigenschaften, welche ihn miteinander ausmachen. b) Treue in der Zeichnung, daß er nämlich so geschildert werde, wie ihn entweder die Geschichte darbietet, oder, wenn er erdichtet ist, wenigstens

stens nicht übertrieben werde, nicht allzuweit von der gemeinen Erfahrung abweichen. c) Gleichheit: daß er durch das ganze Werk durchgeführt werde. So müssen im epischen oder dramatischen Gedicht alle Handlungen, welche einer bestimmten Person beigelegt werden, das Gepräge ihres eigenthümlichen Charakters tragen.

Dies gilt nicht allein vom Charakter überhaupt genommen; sondern auch von jeder individuellen Lage, in welcher sich ein empfindendes Wesen befindet. Der Künstler muß daher die verschiedenen Alter, Temperamente, Leidenschaften genau studieren. Auch Thiere haben gewissermassen ihre Charaktere, deren Kenntnis dem Fabeldichter, und bildenden Künstler unentbehrlich ist.

§. 113.

Wahrheit der Handlungen.

Wahrheit der Handlungen ist die Gedenkbarkeit des aufeinander Folgenden, so wie Wahrheit der Gegenstände die Gedenkbarkeit des Koexistirenden ist. In einer Reihe von Handlungen darf nichts Ohngefähres, nichts solches vorkommen, dessen hinreichender Grund sich nicht in dem Vorhergehenden entdecken läßt. Eben so muß

der Effekt seiner Ursache der Größe und der Beschaffenheit nach entsprechen. Ist ein Effekt zu groß, um durch natürliche Kräfte hervorgebracht zu werden; so steht es dem Artisten frei, eine Gottheit zu Hülfe zu rufen. Nur darf es keine solche Gottheit sein, an welche Niemand mehr glaubt. Sieh oben (§. 97.), wo von den Maschinen gehandelt wird.

§. 114.

Wahrheit der Nachahmung.

Wahrheit der Nachahmung besteht in der Uebereinstimmung der Kopie mit dem Originale, der Darstellung mit dem Dargestellten. Diese darf jedoch nicht zum Nachtheile der Schönheit ausgedehnt werden; denn nicht Wahrheit, sondern Schönheit ist der höchste Zweck der schönen Künste. Genug, wenn die Wahrheit der Nachahmung in soferne beibehalten wird, daß man ohne Mühe das Original erkennet. Dann mag dieses immer verschönert werden; es sei dann in Zeichnungen, welche aus besondern, nicht ästhetischen Absichten genau nach der Natur müßten verfertigt werden. Solche gehören aber auch nicht zu den schönen Künsten.

§. 115.

§. 115.

Wahrheit des Gedankens.

Wahrheit des Gedankens iſt ſinnliche Uebereinſtimmung des Prädikats mit dem Subjekte. Je größer die Uebereinſtimmung, deſto größer die Wahrheit. Je genauer ein Satz beſtimmt wird, deſto näher gränzt er an die Wahrheit, wo Alles beſtimmt iſt.

* Etwas von den Sentenzen.

§. 116.

Wahrheit des Ausdruckes.

Wahrheit des Ausdrucks beſteht in der Uebereinſtimmung der Zeichen mit dem Bezeichneten in Rückſicht a) auf das Materielle, und b) auf den Grad der Intenſion, Größe, Erhabenheit u. ſ. w. eines Gedankens oder einer Empfindung. Der Ausdruck eines Gemäldes iſt wahr, wenn der Maler ſeinem Bilde die ſchicklichſte Stellung und Miene gegeben hat, eine beſtimmte Leidenſchaft oder Empfindung anzudeuten. Der Ausdruck des Redners iſt wahr, wenn er dem Gedanken, wie ein leichtes Gewand angepaſſet wird, nichts Widerſprechendes, nichts Fremdartiges, nichts Uebertriebenes, nichts wider die Würde

des Gegenstandes enthält. Doch hievon wird an einem andern Orte weitläufiger gehandelt werden.

* Engel unterscheidet Materie und Ausdruck. Jene ist Darstellung des Gegenstandes selbst, dieser Aeusserung der Empfindungen unserer Seele.

§. 117.

Wahrscheinlichkeit.

Zuweilen kann etwas logisch wahr und dennoch ästhetisch unwahrscheinlich sein. Eine Bemerkung, welche Aristoteles in seiner Dichtkunst längst gemacht hat. Der Künstler muß danach streben, seinem Werke die höchst mögliche Wahrscheinlichkeit, oder was eben so viel ist, Gedenkbarkeit zu geben. Allein, könnte man sagen, Gedenkbarkeit nannten wir oben ja auch die Wahrheit. Was unterscheidet nun die ästhetische Wahrheit von der ästhetischen Wahrscheinlichkeit? — Ich denke, das: wenn ein Gegenstand, der in der Natur wirklich ist, dargestellt werden soll; so fordert er Wahrheit und Wahrscheinlichkeit: wenn ein Gegenstand, der erdichtet ist, dargestellt werden soll; so fordert er nur Wahrscheinlichkeit. Wahrscheinlich-

lichkeit iſt alſo ein allgemeineres Bedürfnis der Kunſtwerke, als Wahrheit. Der Romanendichter braucht nur Wahrſcheinlichkeit. Der Redner aber, welcher ein Faktum erzählt, beides, Wahrſcheinlichkeit und Wahrheit.

* Ueber die Urſachen der Unwahrſcheinlichkeit ſieh Sulzer Art. Wahrſcheinlichkeit.

§. 118.

Tugend.

Bisher haben wir geſehen, wie nothwendig dem Künſtler die Wahrheit ſei, und wie genau das Gefühl des Schönen mit dem Gefühl des Wahren zuſammenfliesſe. Aber auch das Gefühl des Guten hat ſeinen Antheil an Hervorbringung äſthetiſcher Kunſtwerke. Die Tugend, oder was eben ſo viel iſt, die ſittliche Vollkommenheit hat ihre eigenen Reize, mit denen ſie ſelbſt die Herzen derjenigen feſſelt, die ſie nicht ausüben. Will daher ein Künſtler unſeres Beifalls ſich verſichern, ſo muß er liebe zur Tugend in ſeinen Werken zeigen. Seine Lobſprüche müſſen nie das Laſter krönen: nie müſſe er ſeine Kunſt zur Beſchönigung unedler Handlungen misbrauchen.

* Etwas von der poetiſchen Gerechtigkeit.

§. 119.

Anstand.

Eben so fodern wir in den Werken der Künste einen gewissen Anstand. Dieser ist in Handlungen und Sitten, was Symmetrie in der Baukunst, und Harmonie in der Musik ist. Wir nennen das Betragen eines Mannes anständig, wenn er in seinen Geberden, Stellungen, Reden, Bewegungen eine wohlgeordnete Seele, Weltkenntnis und Höflichkeit bezeiget: wenn er das gehörige Verhältnis zwischen dem Stande deren, mit welchen er umgeht, und dem seinigen beobachtet, wenn seine Handlungen mit einer gewissen Anmuth und Leichtigkeit gestempelt sind. — Ein höherer Grad von Anstand heißt Würde. Diese entsteht ursprünglich aus einem lebhaften Gefühle von Ehre: der Mangel derselben ist Niederträchtigkeit. Das Gefühl der Ehre kann entweder aus allgemeinen, oder aus besondern Gründen quellen. Daher Würde der Menschheit, und relative Würde. Jene beruht auf den Eigenschaften, welche den Menschen über das unvernünftige Thier erheben: diese auf solchen, welche die Verschiedenheit des Alters, des Standes, des Geschlechtes, des Charakters u. s. w. mit sich bringen. — Der höchste Grad von Wür-

de

de heißt Majeſtät. Der Künſtler, welcher nach dem Beifalle der feinen Welt trachtet, muß erſtlich für ſich ſelbſt den Anſtand beobachten, dann auch ſeinen Werken ſelbigen verſchaffen. Seloſt im Komiſchen darf er ihn nicht völlig auſſer Acht laſſen, wenn er anders nicht den niedrigſten Pöbel zu beluſtigen ſuchet. Der Held, und das Stubenmädchen, der König und der Einſiedler, die keuſche Matrone, und der wollüſtige Jüngling müſſen, jeder nach ſeiner Weiſe, mit Anſtand erſcheinen, ſie mögen auf dem Theater, oder in einem Gedichte, durch den Meiſſel oder durch den Pinſel dargeſtellt werden. Nichts iſt alſo dem Künſtler unentbehrlicher, als feine Lebensart, und Beobachtung derjenigen Verhaltungsregeln, welche entweder aus natürlichen, oder aus konventionellen Gründen ſind gebildet worden. Eine Klippe, an welcher ſo manches Genie ſchon ſcheiterte.

* Laokoon. Lukretia.

§. 120.

Intereſſe.

Der Künſtler, welcher gefallen will, muß das Selbſtgefühl deſſen, welchem er gefallen will, zu erhöhen, die Wirkſamkeit ſei-

ner Seele ins Spiel zu sezen wissen; das heißt mit andern Worten: der Künstler muß sich bestreben, seinen Werken Interesse zu geben. Es giebt ein allgemeines, und ein relatives, oder transitorisches Interesse. Jenes entsteht aus Gründen, die in der allgemeinen Einrichtung der menschlichen Natur liegen: dieses aus besondern, lokalen, personellen, temporellen Verhältnissen. Der wahre Künstler zieht immer das erstere vor, oder verbindet es doch allemal mit dem leztern. Der Mittelmäßige ergreift das leztere, weil er nicht Kraft genug hat, den Menschen aller Zeiten und Nationen wichtig zu werden. Jener ist eine wohlthätige Sonne, welche immer leuchtet, immer erwärmt, immer befeuchtet: dieser ist ein Meteor, das einige Zeit lange in der Luft hängt, aber bald verschwindet und vergessen wird. Wer interessiren will, muß die Wege zum menschlichen Herzen genau kennen. Ihm ist das Studium der Ideenverbindung, und vorzüglich der geselligen Triebe unentbehrlich. Nichts reisset uns mehr hin, als die Gefühle der Furcht und des Mitleidens; besonders wenn der Held, den wir schildern, mit Gefahren und Hindernissen zu kämpfen hat. Wir versezen uns alsdenn in seine Lage, wir verfolgen ihn Schritt für Schritt, wir

zit-

zittern, ahnden, hoffen, wünschen für ihn.

Man sieht von selbst, daß in Rücksicht auf Interesse, das Meiste von der Wahl des Thema abhange, welches der Künstler zu bearbeiten wählet. Glückliche Köpfe wissen jedoch auch trockenen Gegenständen durch Hinzufügung solcher Umstände, die für die Menschheit wichtig sind, Interesse zu geben. Ein Meister in dieser Kunst ist Blumauer.

§. 121.

Interesse der Personen und Charaktere.

Von dem Interesse des ganzen Werkes läßt sich das Interesse der Personen unterscheiden, welche der Künstler schildert. Jenes entsteht aus der Wichtigkeit des Stoffes, dieses aus dem Charakter, und den Schicksalen der Personen. Soll der letzte bewirkt werden, so darf es den Charakteren und Handlungen ja nicht an Wahrscheinlichkeit fehlen, weil sonst die Täuschung und folglich alle Theilnahme verloren gienge. Eben so muß der Künstler sich hüten, sein Interesse zu vertheilen. Nur Eine Person, nur Eine Handlung muß die wichtigste im Stücke sein: alle andern müssen sich zu dieser in gehöriger Abstufung verhalten. Das

menschs

menſchliche Herz hat nicht Raum genug, ſich zu gleicher Zeit um das Schickſal mehrerer Helden, oder um den Ausgang mehrerer verwickelten Handlungen in gleichem Grade zu intereſſiren. — Suſpenſion, die jedoch gewiſſe Abſpannungen nicht ausſchlieſſet, erhöhet das Intereſſe. — Die höchſte ſittliche Vollkommenheit, zu welcher wir ſchwindelnd hinauf ſchauen, intereſſirt uns weniger, als eine ſolche, welche auch wir noch als erreichbar denken können.

§. 122.

Das Lächerliche.

Alles Schickliche gefällt: aber nicht Alles, an welchem wir Schicklichkeit vermiſſen, mißfällt. Es giebt vielmehr eine Art von Unſchicklichkeit, Ungereimtheit, Unproportion, welche in uns jene angenehme Bewegung erregt, die wir das Lachen nennen. Ein Gegenſtand iſt lächerlich, wenn wir an ihm eine unſchädliche, nicht allzubekannte, unwichtige Unſchicklichkeit entdecken. Ich glaube durch dieſe Beſtimmung, welche im Grunde von der ariſtoteliſchen nicht ſehr verſchieden iſt, die Gränzen des Lächerlichen känntlich genug bezeichnet zu haben. Home unterſcheidet

det das Lächerliche vom Belachenswerthen. Sieh Grundſ. der Kritik Kap. VII. und XII.

§. 123.

Wodurch das Lächerliche entſteht.

Es iſt äuſſerſt ſchwer, Regeln für das Lächerliche anzugeben. Keine Jagd iſt unbeſtändiger, als die, welche auf witzige und komiſche Einfälle gemacht wird. Es kömmt hier Alles auf die individuelle Anlage und den feinen Geſchmack des Kunſtlers an. Will man jedoch die Arten von Kontraſt und Ungereimtheit, welche Lachen erregen, klaſſificirt wiſſen, ſo leſe man Eberhard §. 76, und Steinbart §. 47.

§. 124.

Verſchiedene Arten des Lächerlichen.

Lachen iſt ein ſehr allgemeines und unbeſtimmtes Wort, welches verſchiedene, zum Theile einander entgegenſtehende Empfindungen ausdrückt. Man lacht vor Freude, man lacht über einen witzigen Einfall, man lacht über einen mislungenen Verſuch, man lacht über die Thorheit, zuweilen auch über das Unglück ſeines Feindes. Jedes nach ſeiner Weiſe. — Hieraus entſteht die Anwendung des Lächerlichen in den ſchönen

Künſten;

Künſten: es dienet entweder zur Beluſtigung, oder zur Warnung, oder zur Züchtigung und Rache.

* Scherz, Spott, Hohn, Schadenfreude.

G. F. Meiers Gedanken von Scherzen. Halle 1780.

Sulzer Art. Scherz, Spott.

§. 125.

Das Launichte.

Eine beſondere Art des lächerlichen iſt das Launichte. Wenn unſere Seele von irgend einer angenehmen, oder verdrießlichen Empfindung ſo erfüllet wird, daß alle ihre Vorſtellungen einen Anſtrich davon erhalten; ſo nennen wir dieſen Zuſtand Laune. Menſchen, welche oft in finſtere Launen verfallen, heißen launiſch, ſolche aber, welche gewöhnlich guter Laune ſind, oder die Fähigkeit beſitzen, ſich nach Willkühr in verſchiedene Launen zu verſetzen, heißen launicht. Die Laune macht, daß uns alle Dinge anders vorkommen, als ſie ſind. Das Unwichtigſte wird uns wichtig, das Entbehrlichſte nothwendig. Sind wir guter Laune, ſo lächelt uns die ganze Schöpfung an, und wir bleiben Optimiſten, wenn wenn auch das Haus über uns zuſammen fällt.

fällt. Sind wir übler Laune, ſo entfernen wir alles, was uns darinn ſtören könnte, und ſuchen allenthalben Gründe auf, unſere Mißmüthigkeit zu nähren, und zu rechtfertigen. Die Leichtigkeit ſich in verſchiedene Launen zu verſetzen, vertritt beim Künſtler zuweilen die Stelle der Begeiſterung, oder bahnt doch den Übergang dazu.

* Home Kap. XII. Eberhard §. 111. Steinbart §. 49.

Viertes Hauptſtück.

Allgemeine Vorſchriften.

§. 126.

Einleitung.

Bisher haben wir die Quellen der äſthetiſchen Kraft unterſucht: nun bleibet uns noch übrig, gewiſſe allgemeine Vorſchriften zu geben, wie der Künſtler jene Quellen finden, und benutzen ſolle, um ein äſthetiſch vollkommenes Werk hervorzubringen. Wir werden uns kurz faſſen, weil wir im Allgemeinen ſtehen bleiben, und die beſondern Vorſchriften an ihrem Orte wieder vorkommen werden.

§. 127.

Auswahl des Stoffes.

Das erſte, was der Künſtler zu beſorgen hat, iſt die Auswahl des Stoffes. Nicht jeder Gegenſtand iſt einer äſthetiſchen Bearbeitung fähig. Um dieſes zu ſein, muß er einen vortheilhaften Einfluß auf unſere Vorſtellungskraft und Meinungen haben, muß ſolche Eigenſchaften haben, welche das Gefühl des Schönen, Wahren und Guten in

uns

uns erweken, nähren, bestärken können, mit einem Worte, er muß dem Zwecke der schönen Künste entsprechen. Wählt der Künstler einen Stof, der mit diesem streitet, so sündigt er entweder wider den guten Geschmack, oder wider die heiligen Gesetze der Moral. Er mag den Wollüstling durch ungesittete Bilder, den lasterhaften durch Schmeicheleien, und den superklugen Kopf durch Tändeleien belustigen; aber auf die Achtung des wahren Kenners hat er keinen Anspruch.

§. 128.

Würdigung des Stofes.

Der Stoff eines Werkes ist entweder ergözend und unterhaltend, oder unterrichtend und belehrend, oder bewegend und rührend. Man sieht von selbst, daß der, welcher blos zur Belustigung dient, den geringsten Wehrt habe. Der Künstler, welcher, nach Horazens Vorschrift, das Nüzliche mit dem Angenehmen zu verbinden weiß, wird immer höher geschäzt, als der, dem es blos darum ist, ein vorübergehendes Wohlgefallen zu erregen. Horaz, dieser philosophische Dichter, wird mit Vergnügen von dem Manne gelesen, welcher an den Tändeleien und Scherzen eines Ovids keinen

Ge-

Geſchmack mehr findet. Wir ziehen ein Kunſtwerk, das unſern Verſtand mit neuen Wahrheiten bereichert, oder mit ſolchen, die wir bereits kennen, vertrauter macht, immer einem blos unterhaltenden vor. Die menſchliche Seele will beſchäftigt ſein, will zur Vollkommenheit fortſchreiten.

§. 129.

Erfindung.

Der Stoff iſt alſo das Erſte, was der Künſtler aufſuchen muß. Hat er ſeine Wahl getroffen, ſo erfindet er die Weiſe, ihn darzuſtellen. Erfinden, im äſthetiſchen Sinne, heißt eigentlich, das durch Ueberlegung und Nachſinnen entdecken, was dazu erfodert wird, ein Werk ſeiner Beſtimmung gemäß darzuſtellen, oder, was eben ſo viel iſt, die Verbindung zwiſchen Mittel und Zweck eines Kunſtwerkes aufſuchen. Es giebt alſo nur zwei Wege zur Erfindung: entweder ſuchen wir die Mittel aus dem gegebenen Zwecke, oder den Zweck aus den Mitteln zu entdecken. Ein Redner ſoll die Herzen ſeiner Zuhörer mit Menſchenliebe erfüllen: er ſucht in der Vernunft und im Evangelium die Gründe, in dem menſchlichen Herzen die Empfindungen, in der Sprache die Worte, in der Deklamierkunſt

die

die Ausdrücke, vermittels deren er jenen Zweck zu erreichen hofft. Ein Maler liest eine rührende Geschichte: nun sucht er den Gesichtspunkt, aus welchem er sie bearbeiten soll.

§. 130.

Erfindung des Zweckes aus den Mitteln.

Will der Künstler den Zweck aus den Mitteln erkennen, so muß er auf Alles, was auf irgend eine Weise Bezug auf seine Kunst hat, aufmerksam sein. Wer sein Netz immer ausgespannt hält, dem wird beinahe täglich etwas vorkommen, das ihm brauchbar werden kann. Voltaire trug beständig seine Schreibtafel in der Tasche, um jeden interessanten Gegenstand, jeden sinnreichen Einfall, jeden schönen, neuen, oder wichtigen Gedanken, auf den er gerieth, aufzubewahren. So kömmt mancher Maler durch den ohngefähren Anblick einer Miene, Stellung, Wendung, mancher Tonkünstler durch die ohngefähre Anhörung der Töne eines in Leidenschaft gerathenen Menschen auf neue, nützliche, wichtige Einfälle.

§. 131.

Erfindung der Mittel aus dem Zwecke.

Will aber der Künſtler die Mittel aus dem Zwecke erfinden; ſo muß ihm zuerſt dieſer beſtimmt und deutlich vorſchweben. Nie darf er ihn aus dem Geſichte verlieren. Dann rüttelt er, wenn ich ſo ſagen darf, ſeinen ganzen Schaz von Vorſtellungen auf, betrachtet Alles, was mit ſeinem Gegenſtande in Verbindung ſtehen könnte, mit unverrückter Aufmerkſamkeit, und ſo wird er allmälig eine reiche Aerndte von Ideen vor ſich reifen ſehen, aus denen er nur die ſchicklichſten und zweckmäßigſten zu wählen hat.

Die Alten erleichterten den Weg zu dieſer Art der Erfindung in der gerichtlichen Beredſamkeit durch die Topik. Anfängern mögen Gemeinplätze und ſogenannte locos einigen Dienſt erzeigen: aber der vollkommene Künſtler wird ſich ſchwerlich bei ihnen Raths erholen. Dieſer ſtudirt lieber die alten und neuen Muſter, und betrachtet die Kunſtwerke, die mit dem ſeinigen in Verwandtſchaft ſtehen. Für die Malerei haben wir noch keine Topik: für die Muſik hat Mattheſon einen Verſuch gewagt. In der Baukunſt empfiehlt Steinhart

hart Prethers Werk als das brauchbarſte. Ueber die Erfindung in der Tanzkunſt, welche unter allen ſchönen Künſten noch am weiteſten hinter dem Geſchmacke der alten Griechen zurücke zu bleiben ſcheint, hat Noverre in ſeinen Lettres ſur la danſe einen Anfang gemacht. Hirſchfelds Werk über die Gartenkunſt bedarf keiner Empfehlung.

§. 132.

Plan und Anlage.

Nach der Erfindung ſchreitet der Künſtler zum Plane der Ausarbeitung. Er ſammelt, ſichtet, ſondert, und ordnet die Materialien, dann ſezet er die Haupttheile ſeines Werkes feſt, und beſtimmet die Ordnung, in welcher ſelbige neben, oder nacheinander geſtellt werden ſollen. Jeder dieſer Haupttheile wird alsdenn wieder in kleinere Theile gebracht. Man nennet die Ordnung und Beſtimmung der Haupttheile Anlage: die ſchickliche Zuſammenſtellung der kleineren Theile Anordnung. Die Hauptſache iſt die Anlage: ſie muß dem Werke Leben und Konſiſtenz geben.

§. 133.

Ausarbeitung.

Ist die Anlage vollendet, so schreitet der Künstler zur Ausführung, und endlich zur Ausarbeitung fort. Unter der Ausführung verstehen wir jene Verrichtung, wodurch jeder kleinere Theil eines Kunstwerkes die zum Effekt des Ganzen gehörige Form, Grösse, und Verzierung erhält. Die Ausarbeitung ist das letzte Geschäfte des Künstlers bei einem Werke des Geschmacks. Wenn das Ganze bereits in den wesentlichen Stücken vollendet ist, so suchet sie das minder Wesentliche, Zufälige jedes Theiles näher zu bestimmen, feilet die Ausdrücke, berichtiget die Verbindungen und Uebergänge, giebt dem Ganzen Rundung, Ammuth, Politur.

§. 134.

Beschluß des ersten Theiles.

Dies wären ohngefähr die gemeinschaftlichen, jedem Zweige der schönen — und gleich wichtigen Vorschriften. Mit ihnen sei es erlaubt, dieses letzte Kapitel der allgemeinen Aesthetik zu beschliessen, um endlich unserm Zwecke, der speziellen Theorie der schönen Wissenschaften näher zu kommen;

men. Diese sind, wie Jedermann weiß, die Redekunst und Dichtkunst. Beide bedienen sich jener willkührlichen Zeichen, welche wir Wörter nennen. Ein zusammenhängender Inbegriff von Wörtern, die unter einem gewissen Haufen von Menschen eine gemeinschaftlich angenommene Bedeutung haben, heißt Sprache im engern Sinne des Wortes. Ehe wir also zur Theorie der schönen Wissenschaften selbst schreiten, wird es rathsam sein, zu untersuchen, was für Hülfsmittel die Sprache habe, sinnliche Darstellung zu befördern. Auf diese Weise wird dasjenige, was für den Redner und Dichter gleich anwendbar, nützlich und nöthig ist, von dem unterschieden, was jedem derselben insbesondere zukömmt. Den Theil, in welchem wir dieses zu leisten gedenken, wollen wir die ästhetische Sprachlehre nennen. Vielleicht gewinnet dadurch der Unterricht an Ordnung, Licht, und Gründlichkeit.

Ende des ersten Theils.

Zweiter Haupttheil.

Aesthetische Sprachlehre.

Erstes Hauptstück.

Von dem Ursprunge, Fortgange, und den Bestandtheilen der Sprache.

§. 135.

Vom Ursprunge der Sprache.

Die Philosophen unsers Jahrhunderts haben die Frage, ob die Sprache ein unmittelbares Geschenk des Schöpfers, oder eine Erfindung der Menschen sei, ihrer Untersuchung werth gehalten. Für beide Meinungen stehen wichtige Gründe. Es wird zu unserm Zwecke genug sein, sie anzuführen, ohne uns auf die Entscheidung einer

einer, in äſthetiſcher Rückſicht, nicht ſehr wichtigen Controverſe einzulaſſen.

Diejenigen, welche die Sprache für ein unmittelbares Geſchenk des Schöpfers halten, gründen ſich auf die großen Schwierigkeiten, welche der Erfindung derſelben im Wege geſtanden hätten, auf die Unmöglichkeit, einerſeits ſich die Erfindung der Sprache ohne vorhergegangene Vereinigung der Menſchen zur bürgerlichen Geſellſchaft, und andererſeits dieſe Vereinigung ohne vorhergegangene Erfindung der Sprache zu denken, auf die Analogie, welche zwiſchen allen Sprachen herrſchet, auf die Logik, auf welche ſie gebauet ſind, auf Verſuche, die mit Kindern angeſtellt wurden, nnd auf das Beiſpiel von Wilden, welche in Wäldern ſind entdeckt worden.

* Sieh Diſcours ſur l'origine & les fondemens de la Societé Par J. F. Rousseau S. 81. folgg. der Zweibr. Ausgabe.

Den Vertheidigern des Gegentheils dienet die innere Einrichtung unſerer Organen, die allzugroße Verſchiedenheit der Sprache, die unläugbare Vervollkommnung derſelben, welche die Fertigkeit, ſie zu erfinden, wenigſtens wahrſcheinlich macht, das ſtäts gleiche Verhältnis, in welchem

sich die Sprache eines Volkes mit dem Grade seiner Kultur befindet, endlich das an den Dingen unverkennbare Gesetz der Sparsamkeit, kraft dessen die Natur nichts durch besondere Freigebigkeit ertheilet, was ein Geschöpf durch Entwicklung der in dasselbe gelegten Kräfte von selbst hervorbringen kann. Die Anhänger der ersten Meinung, sagen die Vertheidiger der letzten, müssen uns eine physische Unmöglichkeit der Erfindung darthun, müssen zeigen, daß entweder in unsern Organen, oder in unsern Seelenkräften der hinlängliche Grund einer solche Erfindung platterdings nicht Statt haben könne.

§. 136.

Von der allmäligen Vervollkommnung der Sprache.

Wie gesagt, es kann uns gleichgültig seyn, welcher von beiden Meinungen man den Vorzug gebe: gesetzt aber, die erste wäre die richtigere; so bleibt doch immer so viel gewiß, daß die Sprache zur Zeit, da sie von Gott den Sterblichen mitgetheilt wurde, in einem sehr rohen, unvollkommenen, den wenigen Bedürfnissen und beschränkten Kenntnissen des Naturmenschen angemessenen Zustande war. Sie mußte

erst

erſt nach und nach vervollkommnet werden. Einige Bemerkungen über die Geſchichte dieſer Vervollkommnung möchten uns in der Folge nützlich werden.

Der Mechanismus unſers Körpers macht uns geneigt, bei gewiſſen heftigen Erſchütterungen der Furcht, des Schreckens, der Freude, des Unwillens u. ſ. w. gewiſſe unwillkührliche, jenen Empfindungen entſprechende laute hervorzubringen. Wir finden dieſe bei allen Völkern gleich, und können ſie als natürliche Zeichen, als die erſten Beſtandtheile der Sprache betrachten. Bei zunehmender Geſellſchaft gaben die Menſchen den Dingen, die ſie zunächſt zu ihrer Erhaltung brauchten, eigene Namen, welche nach aller Wahrſcheinlichkeit mit denſelben die möglichſte Aehnlichkeit hatten. Wollten ſie ein Geräuſch ausdrücken, ſo wählten ſie dazu ein rauhes, ſelbſt rauſchendes Wort: wollten ſie eine feinere Bewegung der Luft bezeichnen, ſo bedienten ſie ſich auch eines gleichlautenden Wortes, z. B. liſpeln, Säuſeln. Sie erfanden Wörter um zu malen, folglich mußten dieſe ihren Gegenſtänden ähnlich ſein. Dies trift beſonders ein bei Gegenſtänden des Gehörs, und der Beweis zulig.

Für

Für Gegenstände des Gesichtes war es schwerer, und für abstrakte oder moralische, gar unmöglich, Worte, die mit selbigen eine natürliche Aehnlichkeit hätten, zu erfinden.— Was der Präsident Desbrosses in seiner Abhandlung von der mechanischen Bildung der Sprachen behauptet, hat allerdings einigen Schein, der aber verschwindet, wenn man die Induktion auf mehrere Sprachen ausdehnt.— Aus dem Gesagten läßt sich nun auf die ehemals zwischen den Stoikern und Platonikern streitige Frage antworten, ob die Worte natürliche oder blos konventionelle Zeichen der Dinge seien: utrum nomina rerum sint natura, an impositione? Keine von beiden Sekten hatte Recht: die Wahrheit lag, wie gewöhnlich, zwischen ihnen in der Mitte. Im Anfange war die Sprache malerisch, aber auch desto ärmer: in der Folge wurde sie symbolisch, und gewann an Reichthum, was sie an Nachahmung verlor.

§. 138.

Gebehrdensprache. Gesang.

War die Wortsprache in ihrer Kindheit arm, so mußten ihr die Gebehrden zu Hülfe kommen. So behelfen auch wir uns, wenn wir mit einem Fremdlinge sprechen, dessen

Sprache

Sprache wie nicht recht inne haben. Auch näherte ſich die Ausſprache mehr dem Geſange, ſo lange die Menſchen durch Töne malen wollten. Eine Beobachtung, die wir durch das Beiſpiel der neuentdeckten wilden Völker beſtätigt finden.

Die ſingende Ausſprache unterſtützt von der Gebehrdenſprache, war anfangs Bedürfnis; aber ſie wurde doch noch beibehalten, nachdem das Bedürfnis nicht mehr Statt hatte. Nazionen von feuriger Einbildungskraft und reizbarem Temperamente bedienten ſich derſelben, um ihrem Vortrage mehr Lebhaftigkeit und Nachdruck zu verſchaffen. Wir ſind immer geneigt zur Gebehrdenſprache, ſo bald wir in Hize gerathen. — Daher die Accente der Griechen, daher die Heftigkeit ihrer Bewegungen auf der Bühne, daher die vielen und lebhaften Gebehrden ihrer Redner, daher der Unterſchied, welchen wir unter den Geſprächen der Engländer, Franzoſen, Italiäner bemerken. Ein Roſcius, den Rom anbetete, würde uns ſtegmatiſchen Nordländern im höchſten Grade übertrieben vorkommen. Die gefühlloſen Barbaren, welche Italien, Gallien und Spanien eroberten, verbannten jene Muſik größtentheils aus der Sprache, welche ſie verdarben.

§. 139.

§. 139.

Figürliche Sprache.

Eben so war die erste Sprache voll von Metaphern und solchen Redensarten, welche wir Figuren nennen. Der Mangel an eigentlicher Benennung nöthigte die Menschen, sich der uneigentlichen zu bedienen. Daher die Metaphern und Bilder. Je weniger die Menschen in der Kultur fortgerückt waren, desto mehr standen sie unter der Macht der Einbildungskraft und der Leidenschaften. Kein Wunder also, wenn der Gebrauch der Hyperbel, und Uebertreibung so häufig bei ihnen vorkam. Die empörte Leidenschaft redet gemeiniglich in Figuren.

§. 140.

Die Poesie ist älter als die Prosa.

Aus diesem läßt sich denn auch die paradox scheinende Behauptung erklären, daß die poetische Sprache älter sei als die prosaische. Doch hievon an einem andern Orte. — Bestimmtheit und Präcision, die wesentlichsten Eigenschaften der philosophischen Sprache, waren das Werk späterer Jahrhunderte, nachdem die Menschen weit in der Kultur fortgeschritten waren. Unter den Griechen war Pherecydes

von

von Tyros, des Pythagoras Lehrer, der erste, welcher als prosaischer Schriftsteller auftrat. Von dieser Zeit an verlor sich die alte poetische Sprache, ausser wenn es vorzüglich um Verzierung zu thun war.

§. 141.

Wortfolge.

Dieselben Ursachen, welche die Sprache der ersten Menschen mit Metaphern und Figuren überhäufte, hatten auch einen nothwendigen Einfluß auf die Weise, wie sie ihre Worte zusammen fügten. Beherrschet von der Sinnlichkeit und der Einbildungskraft nannten sie den Gegenstand ihrer Begierde, oder ihres Abscheues zu erst, und dann erst das, was sie demselben beilegten. Wenn z. B. ein Wilder von einem andern einen Apfel verlangte; so war gewiß seine Hauptidee der Apfel. Diese setzte er also zuerst, das Geben zuletzt, fast, wie im lateinischen: Pomum da mihi. — Diese Art der Wortfügung herrschet in den meisten alten Sprachen; in den neuen aber hat man sich mehr an die logische Ordnung der Gedankenfolge gebunden. Dadurch gewannen diese an Deutlichkeit, verloren aber viel an Stärke und Lebhaftigkeit. Sallustius sagt: Animi imperio, corporis

ris ſeruitio magis vtimur. Im Franzöſiſchen, Engliſchen, Italiäniſchen, Spaniſchen, ſelbſt im Deutſchen, das doch hierinn den ältern Sprachen näher kömmt, und mehr Freiheit hat, als die übrigen Europäiſchen Sprachen, müßten wir die Ordnung umkehren. „Die Seele, müßten wir etwa ſagen, hat vorzüglich zu gebieten, der Körper zu gehorchen". Die Strophe: Juſtum et tenacem propoſiti virum, Non ciuium ardor praua jubentium, Non vultus inſtantis tyranni mente quatit ſolida, würde ſich, in derſelben Stellung der Worte deutſch, aber nicht franzöſiſch, oder engliſch überſetzen laſſen. Blair führt, zum Nachtheile ſeiner Mutterſprache, noch ein Beiſpiel aus Cicero's Rede für den Marcellus an: Tantam manſuetudinem, tam inuſitatam inauditamque clementiam, tantumque in ſumma poteſtate rerum omnium modum, tacitus nullo modo praeterire poſſum. Auf Engliſch würde dieſes heißen: It is impoſſible for me to paſs over in ſilence ſuch remarkable mildneſs, ſuch ſingular and unheard of clemency, and ſuch unuſual moderation, in the exercife of ſupreme power. Wir Deutſche aber, die wir das Kraftvolle der alten Sprachen mit der Deutſich-

lichkeit und Bestimmtheit der neuen gewissermassen zu vereinigen wissen, würden übersetzen: „Ein so menschenfreundliches Betragen, eine so beispiellose Sanftmuth, eine so allgemeine Mäßigung im Besitze der unumschränkten Gewalt, kann ich unmöglich mit Stillschweigen übergehen".

§. 142.

Declination und Conjugation.

Auch der Wohlklang, oder die Musik der Sprachen mußte durch die Weglassung der Declination und Conjugation viel verlieren. Vermittelst dieser konnten die Römer und Griechen die Worte nach dem Wohlklange voneinander trennen, ohne der Deutlichkeit zu schaden. Die neueren Sprachen hingegen müssen Alles, wie es aufeinander gedacht wird, aufeinander folgen lassen. Virgil konnte, ohne dunkel zu werden, singen:

Extinctum Nymphae crudeli funere
Daphnim flebant.

§. 143.

Erfindung der Schrift.

Die Sprache mußte schon ziemliche Fortschritte gemacht haben, ehe die Schrift erfun-

funden ward, welche eigentlich eine Vervollkommung und Erweitung der Sprache ist. Vielleicht ist es nicht überflüßig, hier eine kurze Geschichte und Uebersicht der Schriftsprache zu geben.

§. 144.

Gemälde. Hieroglyphen.

Schriftliche Charaktere bezeichnen entweder Dinge, oder Worte. Von der ersten Art sind die Gemälde, Hieroglyphen, und Symbole; von der andern die Buchstaben. — Die erste Art, etwas aufzubewahren, war das Zeichnen und Malen: dies war die einzige Art von Schrift, welche in Meriko gefunden wurde. Da aber diese Art, sich auszudrücken, allzusehr beschränkt war; so erfanden die Menschen die Hieroglyphen, oder gewisse Symbolen, welche natürliche Gegenstände bezeichnen solten, mit denen sie irgend eine Aehnlichkeit hatten. So bedeutete das Auge die Wissenschaft, ein Zirkel die Ewigkeit. Oder sie drückten moralische Gegenstände durch Thiere aus, an welchen sie ähnliche Eigenschaften bemerkten. Der Undank ward durch die Viper, die Unbesonnenheit durch die Fliege, der Sieg durch den Falken, die kindliche Treue durch den Storch, ein verhaßter Mensch durch den Aal ausgedrückt.

§. 145.

Symbolische Sprache.

Die Hieroglyphen beruhten noch immer auf natürlichen Aehnlichkeiten: aber die angehäuften Bedürfnisse, und der Mangel an natürlichen Aehnlichkeiten veranlaßten einige Nazionen, auf ganz willkührliche Symbolen oder Zeichen zu denken. Von dieser Art war die Schrift der Peruaner. Diese hatten Stricke von verschiedenen Farben, und erklärten sich einander durch die Knoten, die Krümmung und Ordnung der Stricke. Hieher gehören auch die Chinesischen Charaktere, die nicht Worte, sondern Dinge ausdrücken, und deswegen 77000 an der Zahl sein sollen. Eine Art von solchen Symbolen sind unsere Zahlen, ob sie schon ausgesprochen werden.

§. 146.

Buchstaben.

Endlich bemerkten die Menschen, daß sie besser thun würden, wenn sie nicht Dinge, sondern Worte aufzeichneten. Sie fiengen an einzusehen, daß die Worte, so viel ihrer waren, doch in wenige einfache laute aufgelöst werden könnten. Sie erfanden also ein Alphabet, wahrscheinlich zuerst von

Sylben, ſpäterhin von Buchſtaben. Wer der Erfinder der Buchſtaben ſei, iſt ungewiß. Man hält gemeiniglich den Theut, oder Hermes der Aegyptier dafür. Vor Moſes waren die Buchſtaben ſchon erfunden. Kadmus, ein Phönizier, der nach Newtowns Zeitrechnung um Joſua's Zeit lebte, ſoll ſie nach Griechenland gebracht haben. Sein Alphabet hatte anfänglich nur 16 Buchſtaben. Die Aehnlichkeit zwiſchen der Hebräiſchen, Samaritaniſchen und Griechiſchen Schrift zeiget einen gemeinſchaftlichen (ägyptiſchen) Urſprung; denn die Phönizier ſind uns zwar als Kaufleute, aber nicht als Erfinder von Künſten und Wiſſenſchaften bekannt.

§. 147.

Verſchiedene Methode zu ſchreiben.

Man ſchrieb anfänglich, wie noch heutzutage bei den Hebräern, von der Rechten zur linken, wie man aus den älteſten Inſchriften, ſelbſt der Griechen, erſieht. Hierauf wechſelten die Griechen zeilweiſe ab (βουστροφηδόν). Dieſe Methode dauerte bis zu Solons Zeiten. Endlich wurde, aus Bequemlichkeit, von der linken zur Rechten geſchrieben. — Das erſte Schreiben war eine Art von Eingraben auf Säulen in Tafeln von Stein,

oder

oder weichem Metall, auch in hölzerne, mit Wachs beſtrichene Tafeln. Auch die Rinden und Blätter gewiſſer Bäume wurden dazu gebraucht. Hernach ſchrieb man mit Dinte auf gegärbte und geglättete Thierhäute. Das eigentliche Papier wurde erſt im vierzehnten Jahrhundert erfunden.

§. 148.

Würdigung der Schriftſprache.

Die Schriftſprache hat ihre Vorzüge vor der mündlichen Sprache, a) in Anſehung der Ausdehnung, b) in Anſehung der Dauer, weil man, was man nicht recht verſtanden hat, wiederholen kann. — Hingegen hat auch die Sprache wieder ihre eigenen Vorzüge vor der Schrift, a) in Anſehung der Stärke und des Nachdrucks, b) in Anſehung der Beſtimmtheit. Die Schrift taugt mehr zum Unterrichte der Menſchen, die Sprache mehr dazu, leidenſchaften zu erwecken.

§. 149.

Innere Einrichtung der Sprache.

Bisher von der Entſtehungs- und Bildungsgeſchichte der Sprache. Nun ſchreiten wir zur Unterſuchung ihrer innern Einrichtung und Beſtandtheile. In der erſten

Jugend lernten wir die Sprachlehre nur mechaniſch kennen: hier wollen wir ſie mit philoſophiſchem Blicke betrachten, und, da eine vollſtändige Abhandlung von der allgemeinen Sprachlehre uns zu weit führen würde, wenigſtens eine ſummariſche Ueberſicht davon geben.

Die Hauptheile der Sprache ſind, nach der alten, obſchon nicht ganz logiſch richtigen Abtheilung: das Nennwort, das Pronomen, das Zeitwort, das Participium, das Beiwort, die Präpoſition, die Interjektion, und das Bindewort. — Richtiger iſt allerdings die Eintheilung in Hauptwörter, Beiwörter, und Bindewörter. Blair und Harris nennen ſie ſubſtantives, adtributives, connectives. Nach Quintilians Benennung: Verba, nomina. & conuinctiones (L. I. cap. 4.) Indeß wollen wir doch jene gewöhnliche Eintheilung, weil ſie uns geläufiger iſt, beibehalten.

§. 150.

Von den Hauptwörtern.

Die Grundlage der Sprache ſind die Hauptwörter, ob ſie gleich erſt nach den Empfindungswörtern entſtanden ſind. Die Hauptwörter waren die Namen, welche

die

die Menſchen den Gegenſtänden beilegten, die ſie um ſich ſahen. Der Menſch, welcher Baumfrüchte ſah, konnte nicht jeder beſondern Gattung derſelben einen beſondern Namen geben. Anfänglich legte er demenigen, welche ſeinen Hunger ſtillten, eine Benennung bei; da er aber die Bemerkung machte, daß auch andere mit derſelben vieles Aehnliche hatten; ſo dehnte er ihre Namen auch auf dieſe aus: ſo entſtund z. B. der Name Frucht. Längere Erfahrung deckte ihm fernere Unterſchiede der Früchte auf, und lehrte ihn, ſelbige in Unterklaſſen abzutheilen, und Aepfel, Birne, Kirſchen u. ſ. w. zu benennen.— Dieſer Fortſchritt der Benennungen vom Allgemeinen zum Beſtimmten iſt in der Natur des menſchlichen Verſtandes gegründet, und wird durch das Beiſpiel der Kinder beſtätigt.

§. 150.

Vom Artikel.

Das Schwankende, und Unbeſtimmte, welches in dem bloſſen Hauptworte lag, veranlaßte die Erfindung des Artikels. Im Deutſchen haben wir einen beſtimmten, der, die, das, und einen unbeſtimmten, ein, eine, eines. Die Engländer desgleichen; nur mit dem Unterſchiede, daß unſer Ar-

tikel so, wie der Französische, Spanische, Italiänische, auch das Geschlecht des Hauptwortes, und zum Theile den Casus desselben ausdrückt. Die Griechen haben nur einen Artikel, nämlich den bestimmten: ὁ, ἡ, τό. Die Hebräer ersetzen den Artikel durch Vorsetzung des Buchstaben ה. Die Lateiner haben gar keinen Artikel. Man sieht leicht, daß unsere neuen Sprachen hierinn gewiß einen Vorzug vor den alten, besonders der lateinischen, haben. Folgende Wörter, die der Lateiner nur auf einerley Weise geben kann, sind wesentlich voneinander verschieden: Des Fürsten Sohn, der Sohn eines Fürsten, ein Fürstensohn.

§. 151.

Zahl, Geschlecht, Declination.

Bei den Hauptwörtern ist noch zu betrachten die Zahl, das Geschlecht, und die Declination. Die Zahl bestimmt, ob von einem oder mehreren, von den Gegenständen, die durch das Hauptwort benennt werden, die Rede sey. Daher der Singularis und Pluralis. Die Hebräische, Griechische, und noch einige andern alten Sprachen, haben auch einen Dualis, der vermuthlich seine Entstehung dem Mangel an Zahlwörtern in den rohern Zeiten der Sprache

che zu verdanken hat. Die Menschen konnten nur eins, höchstens zwei zählen: was darüber war, drückten sie durch den Pluralis aus.

Das Geschlecht sollte eigentlich denjenigen Unterschied bezeichnen, welcher zwischen den beiden Klassen lebender Wesen Statt hat. Ursprünglich mag es sich wohl auf diese Bestimmung eingeschränkt haben; bald aber wurden auch solche Gegenstände, welche weder auf das männliche, noch auf das weibliche Geschlecht Anspruch haben, zum einen oder zum andern, zuweilen nach einer dunkeln Analogie, oft aber auch ohne allen Grund gerechnet. Harris glaubt, die ersten Menschen haben die wirkenden Dinge männlich: die leidenden und empfangenden, weiblich gemacht. Unter den Beispielen, mit denen er dies belegt, führt er auch den Mond und die Sonne an, welches gerade im Deutschen umgekehrt ist. Was für ein Grund läßt sich angeben, warum cera weiblichen, und nasus männlichen Geschlechtes sey? — Hätte nicht der Eigensinn oder die Kaprize die natürliche Ordnung verkehrt; so würde das Masculinum und Foemininum blos den lebenden, wirklich dem Geschlechte nach verschiedenen Geschöpfen, das Neutrum hingegen allen übrigen Gegenständen beigelegt

werden. Die Lateiner und Griechen haben zwar ein Neutrum, das aber seiner Bestimmung nicht immer getreu bleibet. So die Deutschen. Die Franzosen und Italiäner haben keines. Die Englische Sprache ist die einzige, welche in diesem Stücke ganz der Natur gehorchet.

Die Abänderung durch Casus geschieht vermittelst einer am Anfange oder am Ende des Nennwortes angebrachten Veränderung. Die neuern Sprachen bedienen sich zu diesem Ende der Präpositionen. Dadurch verlieren sie unendlich viel an Stärke, Kürze, Nachdruck und Wohlklang. Blair glaubt, die Erfindung der Präpositionen sei später erfunden worden, weil sie mehr Scharfsinn verräth, als die Declinationen der alten Sprachen, und weil es den Barbaren, welche die lateinische Sprache theils verdrängten, theils verunstalteten, mehr um Deutlichkeit, als um Zierlichkeit zu thun war. Aber seiner Meinung steht die Erfahrung im Wege. Die Hebräische Sprache hat, ausser dem Genitiv, keine Deklination, ob sie gleich älter ist, als die Griechische und Lateinische. Der wahre Grund, warum die Gothen und Longobarden die Declination durch Präpositionen ersetzten, mag wohl in ihrer Trägheit und Ungeschicklichkeit

keit zu ſuchen ſein. Campbell vergleicht die neuern Sprachen mit dem Zimmerhandwerke in ſeinem roheſten und finſterſten Zuſtande: die alten mit demſelben in ſeiner Vollkommenheit, wo man die Beſtandtheile eines Hauſes ohne Klammern, Rägel und Schrauben, durch ſchickliche Zuſammenfügung und Ineinanderpaſſung verbindet. Sieh Campbell's Philoſophy of Rhetoric. Vol. II. p. 412.

§. 152.

Von den Adjectiven.

Die Adjective werden fälſchlich zu den Nennwörtern gerechnet, indem ſie blos eine Beſchaffenheit derſelben anzeigen. Man findet ſie in allen Sprachen, weil ſie unentbehrlich ſind, die Gegenſtände zu charakteriſiren.— Nicht alle Sprachen ändern ſie dem Geſchlechte, und der Zahl nach ab. Die Engländer laſſen ſie unverändert. Im Deutſchen müſſen ſie zwar, wie im Griechiſchen und lateiniſchen, mit den Subſtantiven durchaus übereinſtimmen; aber ſie dulden doch die Verſetzung und Trennung nicht, welche in manchen Fällen den Wohlklang und die Stärke jener alten Sprachen beförderen.

§. 153.

§. 153.

Das Pronomen.

Die Pronomina sind im Grunde nichts, als verkürzte Wiederholungen der Substantive, für welche sie gesetzt werden. Deswegen sind sie auch denselben Abänderungen des Geschlechtes, der Zahl, und der Declination unterworfen. Nur in den Pronominibus Ich und Du fällt in den meisten Sprachen die Aenderung des Geschlechtes weg, vermuthlich, weil die Bedeutung derselben, auch ohne dies, hinlänglich bestimmt ist. Jedoch machet die Hebräische Sprache hier, wenigstens in Ansehung des Du, eine Ausnahme.

Die Pronomina, besonders jene, die man persönliche nennet, werden gemeiniglich auch in solchen Sprachen declinirt, welche sonst keine Declination kennen. — Auch haben sie das Eigene, daß sie beinahe in allen Sprachen unregelmäßig declinirt werden, vielleicht, weil sie am häufigsten vorkommen, und deswegen am meisten der Veränderung unterworfen sind.

§. 154.

Vom Zeitworte.

Der vielbedeutendste Redetheil ist das Zeitwort; denn in allen Sprachen bedeutet es auf einmal nicht weniger, als drei Dinge, nämlich 1) eine Eigenschaft, oder Modification des Hauptwortes, 2) eine Bejahung, oder Verneinung dieser Eigenschaft, oder Modification, 3) die Zeit. Der Infinitiv kann als die Wurzel des Zeitwortes betrachtet werden. Er bestimmt nichts, sondern bietet nur den Stoff dar. Deswegen wird er auch oft als Substantiv gebraucht, z. B. Besser darben, als Unrecht thun. Die vorzüglichste Bedeutung des Zeitwortes ist die Bejahung oder Verneinung, woher es auch im lateinischen den Namen Verbum hat. Wir Deutschen haben es von der Bedeutung der Zeit benennet. Wahrscheinlicher Weise waren die ersten Zeitwörter von der Gattung derjenigen, die wir Impersonalia nennen. Sie sollten nur gewisse Begebenheiten ausdrücken, z. B. Es regnet, es schneiet, es blitzet. Spuren davon finden wir im Hebräischen. Erst nachdem die Pronomina erfunden waren, fieng man an die Zeitwörter nach ihnen abzuändern.

Die

Die Zeitwörter sind entweder **transitiv**, oder **intransitiv**, **aktiv**, oder **passiv**, persönlich, oder unpersönlich. Eine besondere Gattung derselben nennet man **Reciproca**. Die verschiedene Bestimmung des Zeitwortes, vermittelst gewisser am Ende oder im Anfange desselben angebrachten Veränderungen, nennet man **Conjugation**. An dieser ist zu bemerken a) die Art, Modus, b) die Zeit, Tempus — Wird das Prädikat dem Subjekt bestimmt und wirklich beigelegt, so ist dies der **Indikativ**. Wird ihm aber etwas nur bedingungsweise oder zweifelhaft beigelegt, so entsteht der **Conjunktiv**. Gebietet man, so ist es der **Imperativ**. — Die Zeit wird überhaupt eingetheilt in die gegenwärtige (Præsens), verflossene (Perfectum), und zukünftige (Futurum). Ist die Zeit, in welcher etwas geschah, ganz vorüber, und bezieht sich das Zeitwort auf keine andere Handlung; so macht man das eigentliche Perfectum: Ich habe gehört, ich bin gewandert. Bezieht sich aber das Verbum auf eine andere Handlung, die zu gleicher Zeit geschah, so wird das Imperfectum gebraucht. Da ich es hörte, zitterte er. Ich verkaufte mein Gut, ehe ich wanderte. Ist die Handlung schon ganz vorbei, ehe die andere anfängt, die ebenfalls

falls vorbei ist, so wird das Plusquamperfectum gesetzt. Ich hatte mein Gut verkauft, ehe ich wanderte. Die Griechen drückten die unbestimmt verflossene Zeit durch ihre Aoristen aus, welche wir in den heutigen Sprachen vermissen. — Die zukünftige Zeit ist wieder mancherlei Modificationen fähig, die wir Deutsche durch die Hülfswörter Werden, Sein, und Haben ausdrücken. Ich werde lieben, ich werde geliebt haben, ich würde lieben, ich würde geliebt haben. Uns endlich kürzer und kraftvoller ist die Conjugation der Griechen und Lateiner, jedoch der letzten nur im Activo. Wie viele Sachen drücket nicht der Grieche durch das einzige Wort: γράφω aus, und der lateiner durch: Scripsissem?

§. 155.

Von den Participien.

Das Participium ist im Grunde nichts, als ein Adjektiv, vom Verbo gebildet. Der Gebrauch desselben ebnet die Construction, und hemmet die allzuvielen Einschnitte. Nur muß man darinn, besonders in der deutschen Sprache, nicht zu weit gehen, und die deutschen Participien nicht so häufig, wie die griechischen und latinischen benutzen;

nutzen; weil zwischen beiden der wesentliche Unterschied herrschet, daß jene mit ihrem Hauptworte, dem Casus und Genus nach übereinstimmend abgeändert werden, sie mögen vor oder nach demselben stehen; im Deutschen aber nur alsdenn, wenn sie vor dem Substantiv stehen. Der Grieche sagt: [illegible]. Der Lateiner: Omnia ab eo dicta audiui. Hierinn kann ihnen der Deusche nachahmen. Ich habe alles von ihm Gesagte gehört. Der Grieche sagt aber auch: [illegible]. Der Lateiner hinkt schon etwas hinter ihm: Hannibal obiit, veneno hausto. Der Deutsche kann nicht sagen: Hannibal starb, Gift genommen habend. Er muß setzen: Hannibal starb, nachdem er Gift genommen hatte. Unsere neuern Schriftsteller haben es versucht, der deutschen Sprache durch häufigen und freien Gebrauch der Participien mehr Ründe, Geschwindigkeit, und Zusammenlaut zu verschaffen. Adelung schreiet dawider, und schränket ihren Gebrauch, wie es scheint, in zu änge Grenzen ein. Der gute Geschmack wird wohl zwischen beiden Extremen in der Mitte stehen bleiben.

§. 156.

§. 156.

Von den Adverbien.

Die Adverbien ſind eigentlich für die Zeitwörter und Adjective das, was dieſe für die Hauptwörter ſind. Sie bezeichnen nämlich eine gewiſſe Qualität, oder Quantität einer Wirkung, oder Eigenſchaft. Das Bild iſt ſtark colorirt, flüchtig gezeichnet, ſchlecht ausgeführt u. ſ. w. Alle Adverbien können leicht umſchrieben werden, und ſcheinen wirklich zur Verkürzung längerer Phraſen erfunden zu ſein.

§. 157.

Von den Präpoſitionen.

Die Präpoſitionen dienen dazu, die Verhältniſſe der Zeit, des Raums u. ſ. w. auszudrücken. Da die Verſchiedenheit dieſer Verhältniſſe oft nur dem feinen Beobachter kenntlich iſt; ſo war die Anzahl der Präpoſitionen in der Kindheit der Sprache ſehr unbeträchtlich. Sie vermehrte ſich in dem Maaße, in welchem die Verfeinerung und wiſſenſchaftliche Bildung eines Volkes zunahm. Ein richtiger Gebrauch derſelben iſt zur Deutlichkeit und Beſtimmtheit der Sprache unentbehrlich.

§. 158.

Von den Bindewörtern.

Die Bindewörter, oder Conjunktionen erfodern eine besondere Aufmerksamkeit des Schriftstellers und Sprachlehrers. Sie dienen die Verhältnisse der Sätze gegeneinander auszudrücken, so wie die Präpositionen die Verhältnisse der Hauptwörter gegeneinander bezeichnen. Sie enthalten den Grund des vernünftigen Zusammenhanges: und von ihrem Gebrauche hängt nicht allein die Schönheit, sondern oft auch die Gründlichkeit einer Schrift ab. Keine Sprache ist reicher darinn, als die Griechische: sie weiß die feinsten Striche der Verhältnisse auszudrücken.

§. 159.

Die Interjektionen.

Von den Interjektionen ist nichts besonders anzumerken, ausser der Warnung vor dem allzuhäufigen Gebrauche derselben. Ein Schriftsteller, der zu oft Ach! und Wehe! ruft, verräth zwar den Willen, aber wenig Kraft, die Empfindungen des Mitleids und des Schmerzens zu erwecken. Es erregt eben nicht das beste Vorurtheil für eine Schrift, wenn sie mit lauter Ausrufungszeichen durchspickt erscheint.

§. 160.

Geschichte der deutschen Sprache.

So viel von dem Ursprunge, dem Fortgange, und den Bestandtheilen der Sprache überhaupt. lasset uns noch einiges über unsere Muttersprache hinzufügen, weil uns diese zunächst interessirt.

Die Sprache, welche wir heutzutage sprechen, ist eine von den ältesten, welche in Europa herrschen. Sie war schon vor Julius Cäsars Zeiten die Sprache eines alten und zahlreichen Volkes, welches ursprünglich die Gegenden am schwarzen und Caspischen Meere bewohnte. Da es aber in verschiedene Stämme getheilt war, so zerfiel auch, nach der Natur der Sache, die Sprache in mehreren Mundarten, die aber den wesentlichen Eigenschaften nach immer deutsch blieben.

Die Sprache unserer Väter war lange Zeit so wild und rauh, wie ihre Sitten. Selbst die Kriege der Römer vermochten nicht, sie aus der Barbarei herauszureissen. Wahrscheinlicher Weise würden sie noch lange in ihrer Wildheit geblieben sein, wenn sie nicht die große Völkerwanderung im dritten, vierten, und den folgenden Jahrhun-

hunderten der christlichen Zeitrechnung gezwungen hätte, ihre Wohnsitze zu verändern, und sich mit verschiedenen Volksstämmen, die theils neue, theils verwandte Sprachen mit sich brachten, zu vermischen. Am meisten trugen die Gothen zur Bereicherung und Verbesserung der Sprache bei: von ihnen haben wir das älteste Denkmal einer deutschen Mundart, nämlich des Ulphilas Uebersezung des neuen Testaments.

Auf das Gedränge der nordischen Völker folgte Ruhe, und die Cultur nahm sichtbar unter den Deutschen, besonders den Franken zu. Mit der Cultur machte auch die Sprache einige, jedoch langsame Fortschritte. Eine der Haupturſache, warum es mit der Verbesserung der Sprache so langsam gieng, war die Alleinherrschaft des Lateins. Die Adelichen thaten nichts, die einzigen Gelehrten unter den Deutschen waren die Priester, die nichts weiter verstunden, als ihr elendes Latein. Die öffentlichen Documente wurden lateinisch ausgefertigt, und die Messe las man ohnehin lateinisch.

Erst mit der Regierung Karls des Großen begann die Dämmerung der deutschen Lite-

tera-

teratur. Karl stiftete Schulen, besetzte sie mit tüchtigen Männern, ehrte die Künste, ließ deutsch predigen, sammelte die alten Gesetze und Volkslieder, machte selbst Gedichte, und versuchte es so gar, eine deutsche Sprachlehre zu verfassen. Sein Sohn und Nachfolger, Ludwig der Fromme, blieb zwar in jeder andern Rücksicht hinter dem Ruhme seines Vaters zurück, doch liebte er seine Muttersprache mit gleicher Wärme. Er ließ zum Besten der neubekehrten Sachsen die Bibel in sächsisch-deutsche Reimen bringen. Ludwig der Deutsche war unter den folgenden deutschen Königen bis zum Ende des zwölften Jahrhunderts beinahe der Einzige, der etwas für die Sprache that. Erst um diese Zeit bildeten sich die Schwäbischen Dichter, welche in ganz Deutschland Bewunderung und Nachahmung fanden. Die alemannische Sprache wurde die Hofsprache deutscher Fürsten. Aber das Faustrecht, und die Raubsucht des Ritterstandes, verbunden mit der habsüchtigen Politik der Römer, und der Unwissenheit der Geistlichen stunden der allgemeinen Verbreitung des guten Geschmacks, und der Vervollkommnung der Sprache noch immer entgegen. Es mußten erst freie Städte entstehen, zu denen die Musen ihre Zuflucht nehmen konn-

ten. Das Papier ward erfunden: die Wissenschaften und Künsten blühten in Italien auf: die Buchdruckerkunst erleichterte den Umlauf nützlicher Kenntnisse: die Deutschen rückten weit in der Cultur vor, und nun mußte auch ihre Sprache einen neuen Schwung bekommen.

Endlich kam Luther, und wer will ihm das Verdienst absprechen, das er sich durch seine kernhafte Bibelübersetzung um die deutsche Sprache machte? Nun verbreiteten sich Wissenschaften und Künste immer weiter: und in der zweiten Hälfte des gegenwärtigen Jahrhunderts arbeitete sich die deutsche Sprache bis zu einer Höhe hinauf, welche ihr keine fremde Nazion zugetrauet hätte.

Die deutsche Sprache theilte sich von Alters her in zwei Hauptmundarten, die südliche oder oberdeutsche, und die nördliche oder niederdeutsche. Beide unterscheiden sich hauptsächlich dadurch voneinander, daß jene stärker, völler, und rauher, diese hingegen sanfter und fliessender ist.

Das sogenannte Hochdeutsche ist die jüngere, von den besten Schriftstellern angenommene Schriftsprache. Adelung

über-

übertreibt vielleibt seine Vorliebe zu der oberſächſiſchen Mundart, indeß können wir doch nicht läugnen, daß dieſe, wenigſtens was die Ausſprache betrift, den übrigen Dialekten Deutſchlands vorzuziehen ſei. Das Hochdeutſche wird dem Provinziellen, in der Wahl der Wörter, und in der Ausſprache entgegengeſezt.

Wir Deutſche haben die Bildung unſerer Mutterſprache keinen Belohnungen und Ermunterungen der Großen, ſondern unſerm eigenen Triebe zur Vollkommenheit, und den uneigennüzigen Bemühungen guter Köpfe zu verdanken. Was für Koſten verwandte nicht Frankreich auf die Verbeſſerung ſeiner Sprache! und was thaten unſere Fürſten noch dafür? Eine Bemerkung, die dem deutſchen Volke Ehre macht.

§. 161.

Charakteriſtik und Würdigung der deutſchen Sprache.

Wir haben ſchon oben, da wir von der Sprache überhaupt handelten, hie und dort Seitenblicke auf unſere Mutterſprache geworfen. Nur noch einige Betrachtungen über das Eigenthümliche und Vorzügliche derſelben.

Die Grundlage der deutschen Sprache ist, wie aus der Geschichte derselben erhellet, noch immer jene alte Ursprache, von welcher auch die Schwedische, Dänische, Finländische, Abspröslinge sind. Doch finden wir ohne Mühe Spuren von lateinischen und griechischen Stammwörtern darinn, welche vermuthlich durch die von Griechen bekehrten, und an ihren Gränzen wohnenden Gothen eingeführt wurden. In den neuern Zeiten bekamen noch mehrere fremde Wörter das Bürgerrecht, was auch die Puristen dawider lärmten. Eben so haben wir durch Nachahmung der griechischen Construktion, besonders durch den Gebrauch der Participien, unserer Sprache mehr Ründung und Harmonie verschafft. Indeß bleibet doch immer ihr Eigenthümliches unverkennbar. Sie schließt sich bald mehr an die griechische und lateinische, bald mehr an die französische, italiänische und englische an. Griechische Schriftsteller lassen sich schwerlich in eine Sprache besser, als in die unsrige übersetzen. Auch das Einfache und Lose des Hebräischen weiß sie glücklich nachzuahmen. Der Französischen kömmt sie nicht völlig in der Lebhaftigkeit, Feinheit, und Annehmlichkeit bei; hingegen übertrift sie selbige an Stärke und Mannichfaltigkeit. In Ansehung der Harmonie bleibt sie freilich hinter

ter der italiänischen zurück; aber doch nicht so weit, daß unsere Tonkünstler sich schämen sollten, ihre Muttersprache für den Gesang zu bearbeiten. Die Härte der Aussprache entsteht gemeiniglich aus der Anhäufung einsylbiger Wörter, und mehreren aufeinander folgenden Consonanten. Zwei Fehler, welche man verhüten kann, sobald man ernstlich will. Die Wortfolge ist im Deutschen weder so zwangvoll, wie im Französischen, noch so frei, wie in den alten Sprachen. Den Mangel an Feinheit ersetzt sie durch den Gebrauch der Inversionen. Einer ihrer wesentlichen Vorzüge besteht darinn, daß sie Wörter auf mannigfaltige Weise zusammensetzen kann. Dadurch gewinnt sie an Reichthum, Ründung, Kürze und Nachdruck. Hierinn hat sie nur die Griechische zum Muster, und die Englische zur Nebenbuhlerinn. Sie tauget sowohl zum lyrischen, als zum historischen, didaktischen, rednerischen Stil. Wer die philosophischen und theologischen Schriften der zwei letzten Jahrhunderte liest, wird uns die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß wir es mit Beihülfe weniger griechischen Kunstwörter, unter den jetzigen Sprachen im didaktischen Vortrage am weitesten gebracht haben. Wir haben in allen Arten der Dichtkunst, selbst die tän-

delnde anakreontische nicht ausgenommen, untadeliche Produkte aufzuweisen. Unsere Messiade wird so lange bewundert werden, als Menschen Gefühl für das Schöne und Erhabene behalten werden. Die Franzosen und Italiäner können uns nichts gleich großes dagegen halten. Unsere Moosheims, Spaldings und Zollikofers wägen zum wenigsten eben so schwer, als die Massillons und Bourdaloues der Franzosen.

Nur Schade, daß der Eifer für die Veredlung unserer Muttersprache seit einigen Jahren wieder zu erkalten scheint. Der herrschende Geschmack lenkte sich zur Philosophie; und die Dichtkunst, die von jeher so entschiedene Verdienste um die Vervollkommnung der Sprache hatte, wurde mit Gleichgültigkeit, zuweilen gar mit Verachtung angesehen. Besonders fehlt es noch gewaltig im katholischen Deutschland. Man studieret noch immer fremde Sprachen, als Hauptsache, und auf die Muttersprache wirft man nur flüchtige Blicke. Wie viele Männer, die in den Rathsstuben obenan sitzen, sind nicht im Stande, auch nur eine Zeile ohne Sprachschnitzer zu schreiben. Da diese gewöhnlich auf die Auswahl ihrer künftigen Collegen Einfluß haben;

ben: ſo entfernen ſie oft geſchickte junge Männer, die ein reines Deutſch ſchreiben, unter dem Vorwande, ſie ſeien Belleetriſten. Selbſt der Adel bekümmert ſich zu wenig um ſeine Mutterſprache. Genug, wenn eine Franzöſinn im Hauſe iſt: wozu einen Lehrer der deutſchen Sprache? Dieſe lernt ſich, heißt es, von ſich ſelber. Freilich wohl; aber auch erbärmlich genug. So viel von der Sprache überhaupt, und der Deutſchen insbeſondere. Nun laſſet uns zur Lehre vom Stil übergehen.

Zweites

Zweites Hauptſtück.

Von den Mitteln, welche die Sprache hat, Darſtellung zu befördern, oder von der Schreibart.

§. 162.

Begriff der Schreibart.

Die meiſten Kunſtrichter gerathen in Verlegenheit, wenn ſie beſtimmen ſollen, was eigentlich Schreibart ſei. Um den Begriff derſelben feſtzuſetzen, müſſen wir den Sprachgebrauch zu Rathe ziehen. Man ſagt von einem Menſchen, er habe eine gute, oder ſchlechte, gedrängte, oder weitſchweifige, populäre, oder ſchwulſtige, natürliche, oder affektirte Schreibart. Damit wollen wir nun ſagen, was für ein charakteriſtiſches Merkmal ſeine Schriften von andern unterſcheidet. Schreibart, in Hinſicht auf den Verfaſſer, wäre alſo die ihm eigenthümliche Art, ſeine Gedanken vermittelſt der Sprache auszudrücken. Die Schreibart iſt eine Art von Geſicht, in welchem wir das Bild der Seele erblicken. Es

giebt

giebt Geſichter von regelmäßigen Zügen, und glatter Haut; aber ſie gefallen uns nicht, weil keine Seele aus ihnen ſpricht. Nur jene intereſſiren uns, in welchen wir den Abdruck intellectueller, oder moraliſcher Vollkommenheiten bemerken. Eben ſo mit der Schreibart. Hieraus erklärt ſich die Verſchiedenheit des Stils, welche zu verſchiedenen Zeiten und in verſchiedenen Ländern herrſchet.

Schon aus dem Geſagten erhellet, daß Schreibart und Denkungsart genau mit einander verbunden ſind. Wer richtig empfindet, und ordentlich denkt, wird ſich ganz gewiß auch richtig und ſchön ausdrücken, wenn er anders die Sprache, die er reden will in ſeiner Gewalt hat.

Rem bene perſpectam verba haud invita ſequuntur.

Es erreget immer einen gegründeten Verdacht wider einen Schriftſteller, wenn ſein Stil verworren und dunkel iſt. Die meiſten Dunkelheiten, welche wir in den Schriften gewiſſer neuen Philoſophen antreffen, ſcheinen daher zu entſtehen, weil die Herren eigentlich ſelbſt nicht wiſſen, was ſie ſagen wollen.

§. 163.

§. 163.

Verſchiedene Arten des Stils.

Jede Art von Aufſatz hat ihre eigene Beſtimmung, und folglich ihre eigenthümliche Schreibart. Die römiſchen Schriftſteller unterſcheiden daher drei Hauptarten von Stil. Genus dicendi ſublime, mediocre, tenue, die erhabene, mittlere, und niedere Schreibart. Ferner läßt ſich die Schreibart, in Rückſicht auf den Inhalt eines Werkes, eintheilen in die poetiſche, epiſtolariſche, redneriſche, hiſtoriſche, komiſche, welche wieder ihre Unterarten haben. Daraus entſtehen nun für jede Art von Stil eigene Vorſchriften, welche wir aber erſt an ihrem Orte erklären werden.

§. 164.

Allgemeine Eigenſchaften einer guten Schreibart.

Nebſt den beſondern Vorſchriften, die aus dem nähern Zwecke und der Natur einer Schrift genommen werden, giebt es auch allgemeine, welche ſich auf alle Arten von ſchriftſtelleriſchen Werken erſtrecken, und ohne deren Befolgung Niemand einen Anſpruch auf äſthetiſche Vollkommenheit machen

machen darf. Diese allgemeine Vorschriften, oder vielmehr Erfodernisse einer guten Schreibart sind eigentlich der Gegenstand dieses Hauptstückes.

§. 165.

Deutlichkeit und Zierlichkeit.

Deutlichkeit und Zierlichkeit können als die zwei Haupterfodernisse einer guten Schreibart betrachtet werden; denn wir sprechen und schreiben zuerst um verstanden zu werden, dann um zu gefallen. — Die Deutlichkeit ist also das Erste, worauf ein Schriftsteller zu sehen hat. Ohne diese gleichen die Zierrathen der Rede nur den Irrwischen, welche verführen, anstatt aufzuklären.— Oratio, sagt Quintilian, debet negligenter quoque audientibus esse aperta; ut in animum audientis, sicut sol in oculos, etiamsi in eum non intendatur, occurrat. Quare non solum ut intelligere possit, sed ne omnino possit non intelligere curandum. Libr. VIII. cap. 2.

Deutlichkeit ist nicht blos eine negative Vollkommenheit, sondern die Quelle einer positiven ästhetischen Kraft. Wir empfinden ein wahres positives Vergnügen,

wenn

wenn die Rede eines Schriftstellers gleich einem hellen Strome dahinfließt, und jede Mühe des Nachsinnens über die Bedeutung seiner Worte uns erspart.

Wodurch wird aber Deutlichkeit, wodurch Zierlichkeit bewirkt und befördert? Diese zwei Fragen müssen wir noch beantworten.

§. 166.

Aufzählung der vorzüglichsten Mittel, die Deutlichkeit zu befördern.

Die wesentlichsten Mittel, Deutlichkeit zu bewirken, sind:

1) Sprachrichtigkeit,
2) Reinigkeit,
3) Angemessenheit,
4) Bestimmtheit,
5) Ordnung,
6) Einheit.

§. 167.

Sprachrichtigkeit.

Sprachrichtig nennen wir, was den Regeln, d. i. den verbindlichen Vorschriften der Sprache gemäß ist. Diese Regeln sind

ſind in todten Sprachen theils durch die Analogie, theils durch den Sprachgebrauch der vorzüglichſten Schriftſteller feſtgeſetzt. In den lebendigen werden ſie ebenfalls theils aus der Analogie, theils aus dem Sprachgebrauche abgenommen. Unter der Analogie verſteht man ein übereinſtimmendes Verfahren in ähnlichen Fällen. Unter dem Sprachgebrauche aber nicht den allgemeinen Gebrauch, welcher ein wahres Unding iſt, ſondern den des gebildeten, und um die Cultur der Sprache vorzüglich verdienten Theils der Nation, beſonders aber der beſten Schriftſteller. Es würde elend mit der Sprache ausſehen, wenn die Mehrheit der Stimmen die Entſcheidung geben ſollte.— Conſtituendum imprimis, ſchreibt Quintilian, id ipſum quid ſit, quod *conſuetudinem* vocemus. Quae ſi ex eo, quod plures faciunt, nomen accipiat, periculoſiſſimum dabit praeceptum, non orationi modo, ſed (quod magis eſt) vitae. Unde enim tantum boni, ut pluribus, quae recta ſunt, placeant? Igitur ut velli, et comam in gradus frangere, et in balneis perpotare, quamlibet haec inuaſerint ciuitatem, non erit conſuetudo, quia nihil horum caret reprehenſione, at lauamur, et tondemur, et conuiuimus

ex

ex conſuetudine: ſic in loquendo, non ſiquid vitioſe multis inſederit, pro regula ſermonis accipiendum erit. Nam ut tranſeam, quemadmodum vulgo imperiti loquuntur, tota ſaepe theatra, et omnem circi turbam exclamaſſe barbare ſcimus. Ergo conſuetudinem ſermonis vocabo conſenſum eruditorum; ſicut vivendi, conſenſum bonorum. Lib. I. cap. 6.

Der Sprachrichtigkeit ſtehen die Sprachfehler entgegen, welche von den Sprachlehrern in Barbarismen, und Solöcismen getheilt werden. Jene ſündigen in dem Baue und der Beugung einzelner Wörter, dieſe wider den Syntax. Sieh von beiden Quintilian L. I. cap. 5.

§. 168.

Reinigkeit.

Rein iſt die Sprache, wenn ſie mit keinen fremdartigen Theilen vermiſchet iſt. Solche fremdartige Theile ſind:

a) Veraltete,
b) Provinzielle,
c) Ausländiſche,
d) Sprachwidrig gebildete neue Wörter und Redensarten.

Die alten Sprachlehrer rechneten alle dieſe Fehler zu den Barbarismen.

* Die weitere Ausführung kann aus Adelung und Blair genommen werden. Wir dürfen nicht vergeſſen, daß wir keine eigentliche Grammatik ſchreiben.

§. 169.

Angemeſſenheit.

Unter dieſer Eigenſchaft verſtehen wir die ſchickliche Auswahl derjenigen Wörter und Redensarten, welche den jedesmaligen Gedanken eines Schriftſtellers am leichteſten und natürlichſten ausdrücken. Sie ſetzet die Reinigkeit voraus, erſtreckt ſich aber weiter, als dieſe. Ein Aufſatz kann rein, das heißt, frei von veralteten, fremden, neugebackenen Wörtern und Redensarten, und doch nicht angemeſſen ſein. Dazu gehöret, daß er nach dem Sprachgebrauche die ſchicklichſten Wörter zu ſeinem Zwecke wähle, und ſelbige ſeinem Stoffe, wie ein Gewand dem Körper, anpaſſe. Weichet er von dem Sprachgebrauche ab, und haſchet nach beſondern Ausdrücken, ſo verwirrt er den Leſer, und macht ihm unnütze Mühe. Selbſt ein allzu ängſtliches Streben nach Reinigkeit hindert die Angemeſſenheit der Schreibart,

Dem Angemessenen steht das Steife, Gesuchte, Unnatürliche, Erkünstelte entgegen. Begriffe, die wir im mündlichen Vortrage entwickeln werden.

§. 170.

Bestimmtheit.

Ein Ausdruck ist bestimmt, wenn er alles das, und nur das sagt, was bei ihm gedacht werden soll. Er muß also einerseits den Gedanken entschöpfen, und andererseits nichts überflüßiges enthalten. Diese letzte Eigenschaft wird besonders Präcision genennt, weil durch sie Alles, was nicht zur Sache gehört, gleichsam weggeschnitten wird.

Bestimmtheit ist eine unentbehrliche Eigenschaft der Schreibart, wenn diese auf Deutlichkeit Anspruch machen will. Der menschliche Verstand ist zu beschränkt, um mehr, als einen Gegenstand zu gleicher Zeit anzuschauen. Siehet er mehrere vor sich, besonders solche, die Aehnlichkeit und Verbindung miteinander haben, so geräth er in Verwirrung. Er kann ihre Verschiedenheiten und Aehnlichkeiten nicht bemerken. Ein General, der einen Mann aus seinem Regimente recht will kennen lernen, läßt

ihn

ihn hervortreten, um ihn abgesondert von den übrigen zu betrachten. Wenn wir uns einen deutlichen Begriff von einem Thiere machen wollen, so lassen wir es von allem, was nicht zu seinem Wesen gehört, entblößen. Ein gleiches müssen wir mit den Wörtern thun. Umstände, die nicht zur Sache gehören, Anhäufung synonymischer Ausdrücke, überflüßige Veränderung des Ausdruckes verschieben den Gesichtspunkt, und entfernen uns von der Hauptsache. Wir sehen alsdenn zu viel, um recht zu sehen. Hieraus läßt sich schliessen, was von den sogenannten Variationen in der Sprachübung zu halten sei. Schwache Schriftsteller verfallen oft in den Fehler, daß sie, um verständlich zu werden, Worte auf Worte häufen. Sie suchen durch eine Menge von Wörtern die Unbestimmtheit ihrer Gedanken zu ersetzen, in der Hoffnung, andern dadurch begreiflich zu machen, was sie im Grunde selbst nicht begreifen. Dieses unmächtige Ringen nach Deutlichkeit sehen wir meistens in den Schriften der Mystiker, und unserer Halbgelehrten.

Der Bestimmtheit stehen drei Fehler entgegen. Entweder drücken die Worte, deren sich der Schriftsteller bedient, nicht das aus, was sie ausdrücken sollen, son-

dern etwas verwandtes, ähnliches; od
sie drücken zwar seinen Gedanken aus, ab
unvollständig; oder sie drücken mehr au
als nöthig ist.

Das beste Mittel, zur Bestimmthe
in der Schreibart zu gelangen, ist anha
tendes Bestreben, bestimmt zu denken
und fleißiges Nachdenken über die Bede
tung jedes Wortes. Eine reichhaltige Que
von Sünden wider die Bestimmtheit lie
in dem Misbrauche der Wörter, welch
wir Synonyme nennen. Vielleicht giebt e
in keiner Sprache auch nur zwei Wörte
welche ganz das Nämliche bedeuten.* S
mögen wohl zu einer Art von Farben geh
ren, aber sie bedeuten verschiedene Schat
tirungen dieser Farbe. Zum Beweise, wi
leicht es sei, sich hierinn zu betrügen, da
man sich nur mit Stoschens kritische
Anmerkungen, und in Ansehung der Franzö
sischen mit Girard bekannt machen.

* Die Liebe zur Präcision und Kür
muß nicht so weit gehen, daß auch we
sentliche, zur Deutlichkeit nothwendig
Theile darunter leiden. Alii brevitati
aemuli necessaria quoque orationi sub
trahunt verba, et velut satis sit, sein
ipsos, quae dicere velint, quantum a
alios pertineant, nihil putant. At eg
ctiosi in sermonem diversum, quem audi
tor suo ingenio non intelligit. QUIN
TILIAN. VIII. cap. 2.

§. 171.

Ordnung.

Daß eine zweckmäßige Stellung der Wörter und Sentenzen zur Deutlichkeit unentbehrlich sei, darauf keines Beweises. Wir beobachten im gemeinen Leben die Ordnung am pünktlichsten, wenn es uns um sichere und deutliche Erkenntnis eines Gegenstandes zu thun ist. Ein Feldherr stellet seine Krieger in Ordnung, um sie leicht und deutlich zu übersehen: ein Oekonom hält Ordnung, um den Zustand seines Hauswesens ohne Mühe zu berechnen: ein Kaufmann sieht auf Ordnung in seinen Büchern, um genaue Kenntnis seines Gewinnes, oder Verlustes zu haben. Warum soll es also nicht der Schriftsteller? Sich selber wird er durch pünktliche Ordnung seine Arbeit erleichtern, und seinen Lesern wird er verständlicher werden.

Seine Pflicht wird also sein:

1) Die Worte,

2) Die Sätze wohl zu ordnen.

In Ansehung der Worte hat er darauf zu sehen, daß er jedes an den Ort hinstelle, wo es nicht allein nach den Regeln der Sprachlehre, sondern nach der jedesmali-

gen Absicht des Schriftstellers hinzehöret. Vorzügliche Aufmerksamkeit fodern gewisse Partikeln, die oft unerheblich scheinen, aber im Grunde durch eine kleine Veränderung ihrer Stelle den ganzen Sinn ändern. Solche Partikeln sind: Wenigstens, doch, noch, aber, schon, gar, u. s. w. Zweideutig ist, wenigstens in der Schrift, folgender Satz: Ich habe ihn wenigstens gesehen. Man weiß nicht, ob man den Ton auf ihn, oder auf gesehen legen soll. Im ersten Falle müßte es heißen: Ich habe wenigstens ihn gesehen, im zweiten: Gesehen habe ich ihn wenigstens. Noch ein anderer Sinn läge in der Stellung: Wenigstens habe ich ihn gesehen. (Der Satz: Er ist noch nicht gekommen, hat nicht die Bedeutung) wie dieser folgende: Noch ist er nicht gekommen. — Ich habe ihn doch lieb, doch ihn lieb, doch habe ich ihn lieb, u. s. w.

Ferner darf keine Ungewißheit in Ansehung des Casus bleiben. Ein Fehler, der durch den Misbrauch der Inversion oft begangen wird. Die schöne Phillis beklagte die ganze Flur. Audiui Clementem Danum percussisse. Gesetzt auch, man wisse wohl, welches der Nomi-

nati-

nativus oder Accuſativus ſei; ſo ſtreitet es doch wider die Genauigkeit, und verräth eine Sorgloſigkeit, die wir dem Schriftſteller nicht gern vergeben; weil er uns ohne Noth zu ſchaffen macht. Quintilian führt folgendes Beiſpiel an: Se vidiſſe hominem librum ſcribentem, und tadelt es, obſchon Jedermann weiß, daß nicht das Buch ſich ſelbſt, ſondern der Mann es geſchrieben habe. Nam etiamſi librum ab homine ſcribi pateat, non certe hominem a libro; male compoſuerat, feceratque ambiguum, quantum in ipſo fuit. Zur Ordnung gehöret noch die ſchickliche Vertheilung der Partikeln, oder die Präpoſitionen, wenn ihrer mehrere in einem Satze zuſammenkommen. Ich erhielt von ihm geſtern mit Vergnügen die Nachricht. Beſſer: Mit Vergnügen erhielt ich geſtern die Nachricht von ihm. Oder: Geſtern erhielt ich mit Vergnügen die Nachricht von ihm.

In Anſehung der Sätze iſt Folgendes zu beobachten. Die Beziehungswörter müſſen allzeit ſo geſtellet werden, daß man nicht erſt errathen muß, worauf ſie ſich eigentlich beziehen. Die Wichtigkeit der Lehre, welche Paulus vertheidigte, erfüllte ihn mit dem Eifer

eines Apostels, welchen die ganze Welt an ihm bewunderte. — Hier weiß der Leser nicht, ob das welche auf Wichtigkeit, oder auf die Lehre, das, welcher, auf den Eifer, oder auf den Apostel sich beziehe. Besser also: Die Wichtigkeit, der von Paulus vertheidigten Lehre, erfüllte ihn mit jenem apostolischen Eifer, welcher u. s. w.

Ein gleiches gilt von den Wörtchen: sie und ihnen, deren Stellung oft den ganzen Sinn verwirrt. Die Türken haben sich mit den Kaiserlichen geschlagen, nachdem sie ihnen den Waffenstillstand aufgekündet hatten. Niemand weiß, wer den Waffenstillstand zuerst aufgekündet habe.

§. 172.

Einheit.

In einzelnen Wörtern herrschet Einheit, wenn sie nur eines einzigen Sinnes in ihrer gegenwärtigen Stellung fähig sind. Alles, was mehrere Sinne darein legen kann, stehet der Einheit entgegen. Der Schriftsteller muß, wenn er sich eines Wortes von schwankender Bedeutung bedienen will, den Begriff, den er damit verbindet, fest-

festsetzen, und diesem in der Folge getreu bleiben. Ein Gesetz, das noch wenige unserer besten Schriftsteller in seinem ganzen Umfange erfüllet haben.

Einheit der Sätze ist diejenige Eigenschaft, kraft welcher dieselben in einem einzigen gemeinschaftlichen Hauptvorwurfe, als ihrem Mittelpunkte zusammenlaufen. In ganzen Sätzen wird die Einheit durch folgende Regeln befördert.

1) Muß keine Veränderung der Person, oder des Subjekts, welches einmal erscheint, ohne Noth vorgenommen werden. „Nachdem wir Anker geworfen, stieg ich an's Ufer, wo ich von meinen Freunden empfangen ward, welche mich mit der größten Höflichkeit aufnahmen".

2) Nichts darf in einen Satz geschoben, oder hinten angehängt werden, das nicht dahin gehört. z. B. „Cicero, welcher seine Tochter unglücklicher Weise verheirathet hatte, starb auf Befehl des rachsüchtigen Antonius". „Tillotson, sagt ein Englischer Schriftsteller, war sehr beliebt bei der Königinn Elisabeth, welche den D. Tennison, Bischof von Lincoln, zu seinem Nachfolger bestimmte.

3) Ver-

3) Vermeidung der Parentheſen, beſonders der langen; ſo viel es möglich iſt. „Iſt das Philoſophie, dem Tode die Senſe gewaltſam aus der Hand winden, um (Worte und Begriffe fliehen einander) ſich ſelbſt eine zu wählen“?

4) Die Präpoſition der Verborum muß nicht zu weit von ihnen getrennt werden. „Die Religion flößet uns Troſt, Muth, und Standhaftigkeit in den widrigſten Zufällen unſers Lebens ein“. Wir haben das flößet ſchon vergeſſen, da wir das ein hören.

§. 173.

Zierlichkeit.

So viel von den Mitteln, die Deutlichkeit zu befördern. Nun haben wir noch von der Zierlichkeit, dem vorzüglichſten Gegenſtande des äſthetiſchen Schriftſtellers zu handeln. Deutlichkeit allein machet noch kein äſthetiſch vollkommenes Werk: ſie macht das Zimmer, wenn ich mich dieſes Ausdruckes bedienen darf, helle: ſie richtet es zur Nothdurft ein; aber ſie ſchmücket es nicht mit reizenden Bildern und geſchmackvollen Möublen. Dafür ſorget die Zierlichkeit.

Die

Die vorzüglichſten Eigenſchaften, welche einem Werke Anſpruch auf Zierlichkeit geben, ſind Stärke, Wohlklang, Würde, Lebhaftigkeit. Laſſet uns von jeder insbeſondere handeln.

§. 174.

Stärke.

Geſundheit und Stärke ſind eben ſo wohl Beſtandtheile der Schönheit in einer Schrift, als im menſchlichen Körper. Wir nennen einen Menſchen ſtark, wenn ſeine Knochen feſt, ſeine Muskeln dauerhaft, und ſeine Nerven mit Schnellkraft verſehen ſind. Die Schreibart iſt ſtark, wenn in allen ihren Theilen Conſiſtenz, das heißt, Sinn und Bedeutung liegt. Zur Stärke gehöret alſo

1) **Gedrängtheit.** Es müſſen ſo viele Gedanken, als möglich, in ſo wenig Worten, als möglich, enthalten ſein. Dadurch wird die Eigenliebe des Leſers geſchmeichelt, indem er den reichen Vorrath an Ideen, den ihm der Schriftſteller darbietet, in ſich ſelbſt zu finden glaubt. Wörter, die blos die Lücke ausfüllen, ſchwächen allemal den Eindruck.

Eſt brevitate opus, ut currat ſententia, neu ſe
Impediat verbis, laſſas onerantibus aures.
HORAT.

Schriftsteller, die dem Leser nichts zu denken lassen, gleichen jenen lästigen Gesellschartern, welche die alltäglichsten Dinge bis zum Eckel erklären, und dadurch ihren Zuhörern eben kein groſses Kompliment machen. Obskur, quidquid non adjuvat, sagt Quintilian sehr richtig. Und Pope:

Words are like leaves; and where they most abound,
Much fruit of sense beneath is seldom found.

Wenn entbehrliche Wörter den Stil erklären; so thun dies überflüßige Sätze um so mehr. „Jede, auch die kleinste Entdeckung von Schönheit, erfüllet die Seele mit Freude, und verbreitet Wonne durch jede ihrer Kräfte". Addison. „Mensch, hast du einmal die Lebens- und Leidensgeschichte des Hochgelobten gelesen, oder lesen hören: fandest du nicht, daß seine Lebensreise, von der Geburt in der Höhle zu Bethlehem bis zum Leiden auf Golgotha, mit Dornen dicht besäet war, daß die letzten drei Jahre, und besonders die letztern Stunden seines Lebens die lehrhafteste Leidensgeschichte der Menschheit liefern; daß aber jede Stufe des Leidens für ihn eine höhere Stufe zur Herrlichkeit, und daß die höchste Stufe des Leidens, das Geistaufgeben am Kreuzespfahl, die nächste Stufe zum

Throne

Throne der Herrlichkeit für ihn ward" u. ſ. w. „Allein dieſe Selbſtliebe iſt keine vernünftige (von den Grundſätzen der Vernunft geleitete) Selbſtliebe".

2) Zweckmäßiger Gebrauch, oder Nichtgebrauch der Partikeln: aber, und, u. d. g. Veni, vidi, vici. Wie ungleich wäre der Ausdruck: Veni, et vidi, et vici. Ein ähnliches Beiſpiel ſteht in dem Commentar deſſelben Helden, der obige Worte ſprach. Noſtri, emiſſis pilis, gladiis rem gerunt: repente poſt tergum equitatus cernitur: cohortes aliae adpropinquant: hoſtes terga vertunt: fugientibus equites occurrunt: fit magna caedes. Bell. Gall. L. 7. Ein andermal bedient er ſich des Verbindungswörtchens *et* mit Nachdruck: His equitibus facile pulſis ac perturbatis, (Neruii caeſi) incredibili celeritate ad flumen decurrerunt; vt pene vno tempore, et ad ſiluas, et in flumine, et iam in manibus noſtris hoſtes viderentur. Bell. Gall. L. 2. Es laſſen ſich eigentlich keine allgemeine Vorſchriften geben, wann dieſe Partikeln weggelaſſen, oder gebraucht werden ſollen. Es kömmt hier das Meiſte auf das Gefühl an. Doch ſcheinet die

die Beobachtung Blairs richtig zu ſeyn, daß man die Bindewörtchen weglaſſen ſolle, wo es hauptſächlich auf Geſchwindigkeit der Vorſtellungen ankömmt; brauchen ſoll man ſie aber, wo man auf mehrere Dinge aufmerkſam machen will. „Die Kräfte meiner Seele und meine gute Neigung haben ihr Maas behalten; und ich habe noch das Vermögen, Gutes zu thun". Fräul. von Sternheim. „Sage, daß ich der Tugend getreu, aber unglücklich, in den Armen des bitterſten Kummers, meine Seele voll kindlichen Vertrauens auf Gott, und voll Liebe gegen meine Mitgeſchöpfe ihren Schöpfer zurückgegeben, daß ich zärtlich meine Freunde geſegnet, und aufrichtig einen Freund vergeben habe". Ebendaſ. „Hier haben Sie ihren jungen Rich; Gott gebe ihm mit Ihren Namen Ihren Geiſt, und Ihr Herz! — Ein entzückender Schmerz durchdrang meine Seele: „Er ruht in mir, Niemand ſoll jemals eine Beſchreibung von ihm haben". Ebendaſ.

Und iſt noch, und denkt noch, und ſuchet,
Daß er noch iſt. Klopſtock.

3) Vortheilhafte Stellung des Hauptwortes. In jedem Satze herrſchet ein Hauptbegriff; dieſer muß an den Ort geſtellt werden, wo er den ſtärkſten Eindruck

macht.

macht. Soll eine Idee mit besonderm Nachdrucke dargestellt werden, so muß uns die Inversion zu Hulfe kommen, versteht sich, ohne die Gesetze der Sprache zu übertreten.

* Von der Inversion, in wie ferne sie erlaubt, oder nicht erlaubt sei. S. Abhandlung von dem Stil. S. 301.

4) Schickliche Gradation oder Steigerung. Der Schriftsteller muß dem Gange des menschlichen Herzens folgen, welches immer mehr, nie weniger wünscht. Sagt er uns das Wichtigste zuerst, so beleidigt er uns durch das Minderwichtige, welches hinten drein kömmt. Wir glaubten, in hohen Regionen zu wandeln; jetzt zwinget er uns, wieder in ein niederes Thal herabzusteigen. Hätte er die Ordnung umgekehrt, so würde er uns eine angenehme Empfindung gemacht haben. Diese Stufenordnung wußte Cicero genau zu beobachten, und dadurch seinen Reden Kraft und Nachdruck zu verschaffen. Wie kraftvoll ist nicht folgende Stelle aus der Rede für Milo. Clodius wird beschuldigt, er habe den Pompejus ermorden wollen. „Atqui si res, si vir, si tempus vllum dignum fuit, certe haec in illa causa summa omnia fuerunt. Insidiator erat

in

in foro collocatus, atque in vestibulo ipso Senatus; ei viro autem mors parabatur, cujus in vita nitebatur salus civitatis; eo porro reipublicae tempore, quo si unus ille occidisset, non haec solum civitas, sed gentes omnes concidissent".

Ja auch euch, so die ewige Nacht im Abgrunde quälet,
Und in der Nacht ein strafendes Feuer, im Feuer Verzweiflung,
In der Verzweiflung Ich! euch will er vom Tode befreien!
Klopstock.

Miltons Satan beschliesset seine Rede an die übrigen gefallenen Engel mit folgendem Verse:

Awake, arise, or be for ever fall'n!

Cauendum est, ne decrescat oratio, et fortiori subjungatur aliquid infirmius: sicut sacrilego, fur: aut latroni, petulans. Augeri enim debent sententiae et insurgere. QUINTILIAN.

Eine Folge dieser Regel ist, daß man den Satz, oder die Rede mit keinem unbedeutenden Worte beschließe. „Intoleranz" hat die schrecklichsten Uebel in der Menschheit gestif-

geſtiftet; ſie hat die Ruhe der Familien zerſtört, die Grundfeſten der Staaten erſchüttert, blutige, und langwierige Kriege erzeuget, wie man aus der Geſchichte weiß".

5) Schickliche Stellung der Parallele und Antitheſen. Aehnlichkeit und Contraſt fallen beſſer in die Augen, wenn die Worte, welche die Aehnlichkeit, oder den Contraſt bezeichnen, in einem Satze, wie im andern gereihet werden. Genaue Schriftſteller nehmen ſo gar auf die Zahl und Länge der Sylben Rückſicht. Ein wahres Meiſterſtück iſt die Vergleichung, welche Pope zwiſchen Homern und Virgiln anſtellt: „Homer was the greater genius, Virgil the better artiſt: in the one, we muſt admire the man, in the other the work. Homer hurries us with a commanding impetuoſity: Virgil leads us with an attractive majeſty. Homer ſcatters with a generous profuſion; Virgil beſtows with a carefull magnificence. Homer like the Nile, pours out his riches with a ſudden overflow; Virgil, like a river in its banks, with a conſtant ſtream. And when we look upon their machines, Homer ſeems like his own

Jupiter in his terrors, shaking Olym
pus, scattering the lightnings, an
firing the heavens; VIRGIL, like th
ſame Power, in his benevolence
counſelling with the Gods, layin
plans for empires, and ordering hi
whole creation". Preface on HOMER

„Homer war mehr Genie, Virgi
mehr Künſtler: an dem Einen bewunder
wir den Meiſter, am Andern das Werk
Homer reiſſet uns fort mit gebieteriſche
Ungeſtümme, Virgil leitet uns mit ſanf
ter Majeſtät. Homer theilt ſeine Reich
thümer mit großmüthiger Verſchwendung
Virgil mit kluger Prachtliebe aus. Ho
mer überſtrömet, gleich dem Nil, und er
gießet auf einmal ſeinen befruchtenden Se
gen: Virgil wallet gleich einem in ſei
nen Ufern eingeſchloſſenen, immer gleiche
Strome daher. Betrachten wir ihre Ma
ſchinen, ſo dünkt uns Homer ſeinem ei
genen Jupiter zu gleichen, wenn er den
Olympus erſchüttert, Blitze ſchleudert,
und die Himmel in Flammen ſetzet. Vir
gil aber gleichet demſelben Gotte, wenn
er gut iſt, wenn er ſich mit ſeinen Göttern
berathſchlaget, Plane zu Königreichen ent
wirft, und ſeine ganze Schöpfung regiert"

Mach'

Mach' deinen Raupenſtand, und einen Tropfen Zeit,
Den nicht zum letzten Ziel, den nicht zur Ewigkeit.

Haller.

§. 175.

Würde.

Quintilian ſagt: Nihil poteſt placere, quod non decet. Menſchen von feinem Gefühle und edler Denkungsart können an keinem Werke ein Vergnügen finden, in welchem nicht Anſtand und Adel herrſchet. Der Anſtand bezieht ſich auf die Beobachtung derjenigen Verhaltungsregeln, welche uns entweder die Natur, oder die Convention der gebildeten Stände vorſchreiben. Der Adel ſchließet alle ſolche Wörter und Redensarten aus, welche nur von rohen, ungebildeten Menſchen gebraucht werden. Anſtand und Adel zuſammengenommen machen die Würde der Schreibart aus.

§. 176.

Anſtand.

Wider den Anſtand ſündigt der Schriftſteller durch unmoraliſche Schilderungen, durch Unkunde der großen Welt, und Ver-

nachläßigung der guten Lebensart. Das beste Mittel, zu erkennen, ob man wider den Anstand sündige oder nicht, ist, sich in Gedanken vor eine große Gesellschaft feiner Menschen zu stellen, und zu fragen: Würdest Du dir erlauben, dies zu sagen? und so zu sagen?

§. 177.

Adel.

Adel in der Sprache nennet man eine gewissenhafte Auswahl solcher Wörter und Redensarten, welche nur von den höhern und gebildetsten Volksklassen gebraucht werden. Was diese ausgemustert haben, nennt man unedel; und, wenn es selbst in den mittlern Klassen nicht gebrauchet wird, niedrig, pöbelhaft. Die Sprache stehet, wie schon oben erinnert worden, im ängsten Verhältnisse mit der Cultur und Verfeinerung einer Nazion. Sie veredelt sich in eben dem Maase, in welchem sich die Denkungs- und Empfindungsart der Nazion veredelt. Sie mustert also von Zeit zu Zeit solche Ausdrücke und Benennungen aus, welche die Feinheit ihres Geschmacks beleidigen.

§. 178.

§. 178.

Gränzlinien des Edlen und Unedlen.

Allein, wo finden wir die edelste Sprache? Wer zeiget uns die Gränzen, welche das Edle vom Unedlen trennet? Bestimmt läßt sich nun diese Frage so im Allgemeinen freilich nicht beantworten; aber sie zernichtet deswegen den Unterschied des Edlen und Unedlen nicht. Wer hat auch die Gränzen des Pflanzen- Thier- und Geisterreiches ausgesteckt? Indeß wissen wissen wir doch in den meisten einzelnen Fällen zu bestimmen, in welches von den dreien ein gegebenes Individuum gehöre. Eben so, wenn vom Edlen oder unedlen der Sprache und Schreibart die Rede ist.

§. 179.

Absolute und relative Würde.

Es giebt Wörter und Redensarten, welche schlechterdings in keiner guten Gesellschaft, und folglich in keiner Art von schriftlichen Aufsätzen, ohne Verletzung des Anstandes, können gebraucht werden. Die Vermeidung derselben macht die absolute Würde der Schreibart aus. Andere Wörter taugen zwar nicht für den ernsten, feierlichen Umgang, doch werden sie in ver-

trauten, oder scherzhaften Unterhaltungen geduldet. Die Person, der Ort, der Stoff, die Absicht, sind eben so viele Gesichtspunkte, auf welche der Schriftsteller sehen muß, um in seinen Worten die schicklichste Auswahl zu treffen. Die Vermeidung aller unschicklichen, mit der jedesmaligen Lage, Person, Absicht des Schriftstellers, und der Wichtigkeit des Stoffes nicht übereinstimmenden Ausdrücke heißt relative Würde.

§. 180.

Sünden wider beide Arten der Würde.

Es streitet wider die absolute Würde a) wenn man gewisse Handlungen, die man im gemeinen Leben sich scheuet öffentlich zu thun, mit dürren Worten benennet. b) Wenn man sich solcher Wörter bedient, welche einen eckelhaften Nebenbegriff erwecken. — In Ansehung der relativen Würde lassen sich keine bestimmte Vorschriften geben. Die sichersten Mittel, sich vor Fehlern wider dieselbe zu bewahren, sind a) Umgang mit feinen und gebildeten Menschen. b) Aufmerksame Lektüre der besten Schriftsteller seiner Zeit.

* Etwas vom Gebrauche der Sprüchwörter.

§. 181.

§. 181.

Positive Würde.

Bisher haben wir die Würde blos als eine negative Vollkommenheit betrachtet; es giebt aber auch eine positive Würde. Unter dieser verstehe ich die Auswahl solcher Ausdrücke, aus denen man auf einen hellen Kopf, und ein edles Herz, mit einem Worte, auf geistige Vollkommenheiten von Seiten des Verfassers schließet. Der Grund dieser Würde liegt aber hauptsächlich in der Empfindungs- und Denkungsart; so wie die Würde im Betragen eines Mannes durch keine Kunst wird nachgeahmt werden, wenn's an der Seele fehlt. Es ist mit den Worten, wie mit den Gesichtszügen, Blicken, und Bewegungen eines Menschen.

§. 182.

Wohlklang.

Bisher haben wir die Wörter und Redengarten in Rücksicht auf ihre Bedeutung betrachtet. Jezt wollen wir sie in Rücksicht auf den Eindruck, welchen sie auf die Gehörswerkzeuge machen, noch kürzlich betrachten. Vor allem muß hier nachgelesen werden, was oben von der Musik der Sprache gesagt worden.

Unter dem Wohlklang verstehe ich jene Eigenschaft eines Aufsatzes, kraft welcher er, wenn er vorgelesen wird, die Werkzeuge des Gehörs auf eine angenehme Weise beweget. In Ansehung des angenehmen Eindruckes, welche die Wörter auf das Gehör machen, müssen wir Euphonie und Numerus unterscheiden. Die Euphonie bezieht sich auf die angenehme Aussprache einzelner Wörter und Redensarten. Der Numerus bezieht sich auf die Anzahl der Sylben, welche in einem Athemzuge ausgesprochen werden, auf die Länge und das Ende der Construktionen.

§. 183.

Nothwendigkeit des Wohlklanges.

Die Hauptsache in jeder Rede oder Schrift ist freilich der Sinn: aber der Wohlklang darf doch nicht, besonders in mündlichen Vorträgen, vernachläßigt werden. Vermittelst desselben wird die Aufmerksamkeit des Zuhörers gereizt, die Gemüthsbewegung, welche man erwecken will, befördert, und mit dem Vergnügen, das aus dem Sinne entsteht, jenes des Gehörs verbunden.

§. 184.

Euphonie.

Es wäre vergeblich hierüber etwas Allgemeines bestimmen zu wollen. Es ist in der Rede, wie in der Musik. Jeder Ton kann, wenn er am rechten Orte gebraucht wird, gute Wirkung thun; eben so jedes Wort. Selbst die Dissonanzen tragen oft zur Schönheit bei. Uebrigens weiß Jedermann, daß wir jene Wörter gerne hören, welche aus einer Mischung von kurzen und langen Sylben, von Hauptlautern und Hülfslautern bestehen.— Man kann es als einen Grundsatz annehmen: Je schwerer ein Wort auszusprechen ist, desto unangenehmer ist es zu hören. Lange Wörter hören wir lieber, als einsylbige; aus dem leichtzubegreifenden Grunde der Mannigfaltigkeit. Am wenigsten können wir die einsylbigen Wörter am Ende leiden; besonders in feierlichen Sentenzen. Da hören wir lieber Wörter, wie diese sind: Bedauern, bereit, unverwerflich, verherrlichen, preisen u. s. w.

Dem Wohlklang einzelner Wörter steht die Härte entgegen. Härte entsteht a) durch angehäufte Consonanten, b) durch aufeinander folgende Vokalen, c) durch gewalt-

gewaltsame Zusammenziehungen. Baur, Feur, statt Bauer, Feuer. Auf'm, aus'm, wo das Auslassungszeichen (') umsonst zu Hülfe genommen wird. d) Durch Weglassung des Buchstaben (e) am Ende des Wortes. Die Lieb'. e) Durch öftere Wiederholung derselben Sylben und Buchstaben, besonders im Anfange.

Er stifter einst ein eigenes Reich.
Die ältesten Urkunden der Hebr. Kap. 16.

Laudamus verba bene rebus accommodata: sola est quae notari possit velut vocalitas, quae ὀξεῖα dicitur, cujus in eo dilectus est, vt inter duo, quae idem significant, ac tantundem valent, quod melius sonat, malis. Quintil. I, 5.

§. 185.

Numerus.

Die Euphonie hat es, musikalisch zu reden, mit der Auswahl der weichen, oder harten, hohen, oder tiefen Töne zu thun; der Numerus besorgt die Einschnitte, Ruhepunkte, und Cadenzen. Die Worte einer Schrift mögen noch so gut gewählt sein; fehlt es ihnen an schicklicher Vertheilung und Stellung, so machen sie auf den Zu-

hörer

hörer einen unangenehmen Eindruck. Unter den Römern zeichnet sich vorzüglich Cicero durch die Beobachtung des Numerus aus. Was kann schöner lauten, als folgender Satz, aus der vierten Rede gegen den Catilina. Cogitate quantis laboribus fundatum imperium, quanta virtute stabilitam libertatem, quanta Deorum benignitate auctas exaggeratasque fortunas una pene nox delerit. Ein Beispiel einer rythmischen Erzählung steht in Wielands goldenem Spiegel. I. Theil. S. 45. — Zollikofers Reden verdienen hier auch als Muster gerühmt zu werden. So auch Duschens moralische Briefe. Abt erlaubet sich viele Härten. Unsere neuern Schriftsteller scheinen auf den Numerus zu wenig Rücksicht zu nehmen.

§. 185.

Eine Bemerkung über die alten Sprachen in Ansehung des Numerus.

Die Ursachen, warum die alten Sprachen uns hierinn übertreffen, sind hauptsächlich folgende. a) Sie hatten eine festgesetzte Prosodie, wir nicht so ganz. b) Ihre Wörter waren länger und vollönender,

der, als die unserigen. c) Die Deklinationen und Conjugationen erlaubten ihnen die zur Harmonie schicklichen Versetzungen. d) Die Griechen waren empfindlicher gegen die Musik, als unsere Landsleute. Ihre Schauspiele waren nie ohne Gesang. Aristoteles betrachtet diesen als einen wesentlichen Bestandtheil des Schauspieles. So auch bei den Römern. Daher das modos fecit, das tibiis dextris et sinistris beim Terenz. Alle öffentliche Vorträge waren eine Art von Recitativen. Bei den Athenienſern war für das Vorlesen der Gesetze eine eigene Melodie bestimmt. Melodia nomica. Gracchus, der berühmte römische Redner, hatte bei seinen öffentlichen Reden einen Pfeifer hinter sich stehen, der ihm den Ton angeben mußte. Conciones, sagt Cicero, saepe acclamare vidi, cum verba apte cecidissent. Orator.

§. 187.

Einschnitte.

Die Einschnitte müssen so eingerichtet sein, daß sie für Ruhepunkte gelten können, in welchen der Sprechende Athem schöpfet. Gegen das Ende muß die Rede wachsen, nicht allein wegen der Stärke, sondern auch wegen des Gehörs. Das

Ohr

Ohr verlanget ſo gut, als der Verſtand, das Vollkommenſte gegen das Ende. Indeß machet der Stoff und die Abſicht des Schriftſtellers einen großen Unterſchied zwiſchen den Einſchnitten. Die conciſe Schreibart wird in Briefen und in der Geſchichte, die periodiſche in Reden und feierlichen Verordnungen vorgezogen. Aber auch hier muß immer Abwechslung Statt haben.

* Topaliſcher Numerus.
Sieh Batteux von Ramler überſetzt. Abſchn. IV. Kap. 8.

§. 188.

Cadenz.

Der Schlußfall iſt der empfindlichſte Theil für das Gehör; er fodert alſo die größte Sorgfalt. — Quintilian ſagt: Non igitur durum ſit, neque abruptum, quo animi velut reſpirant ac reficiuntur. Haec eſt ſedes orationis; hoc auditor exſpectat; hic laus omnis declamat. Indeſſen laſſen ſich auch hierüber keine beſtimmte Vorſchriften geben. Die Schlußfälle in der Poeſie ſind durch die Kunſt beſtimmt; alle Abſätze der Verſe ſind gleich, oder doch ſymmetriſch geordnet; das Ohr fühlt allzeit, auf welchem Punkte

seines Weges es ist. Nicht so in der Prosa. Hier hat das Ohr keinen andern Führer, als die natürliche Empfindung. Diese muß allein von der Periode, ihren Einschnitten, ihrer verhältnismäßigen Ausdehnung, und von den Endungen urtheilen, die sie nach Maßgebung des Vorhergehenden oder des Nachfolgenden haben muß. Es kömmt hier Alles auf den Geschmack, auf jenes unbeschreibliche Gefühl des Schicklichen an, welches den glücklichen Künstler charakterisirt. Die Alten versuchten es, die Füße zu bestimmen, welche sich am besten zu den Schlußfällen schickten. Sie sagten: der doppelte Trochäus (Dichoräus beim Cicero) klinge majestätisch, comprobavit, der Päon voll, definite; der Jambus lebhaft, der Daktylus prächtig, der Spondäus ernsthaft, der Molossus schwülstig u. s. w. Aber der Redner oder Schriftsteller, welcher auf solche Schlußfälle Jagd machen wollte, würde oft Gefahr laufen, ins Affektirte und lächerliche zu verfallen. Selbst Cicero, der sich durch seine numerosa Oratio so vortheilhaft auszeichnete, warnet vor der allzuängstlichen Wahl der Schlußwörter. Neque vos paeon aut herous ille conturbet; ipsi occurrent et respondebunt non vocati. Ich glaube, wer richtig denkt, und seiner

Spra-

Sprache mächtig ist, wird in den Schlußwörtern selten eine unglückliche Wahl treffen. Gedanke und Ausdruck hängen so genau aneinander, daß es meistens nur an jenem fehlet, wenn dieser dem Ohre lästig ist.

§. 189.

Fehler wider den Numerus.

Wider den Numerus sündigt der Schriftsteller a) durch allzulange Perioden, in welchen weder für den Gegenstand, noch für den Verstand, noch für den Athem Ruhepunkte gefunden werden. Man nennet diesen Fehler das Schleppende. b) Durch Vernachläßigung der Proportion in den verschiedenen Theilen der Perioden, und der ganzen Rede. c) Durch Mangel an Abwechslung. Nichts schläfert leichter ein, als Monotonie, ein Fehler, in welchen studierende Jünglinge leicht verfallen, weil sie ihre Perioden nach der Angabe des Schullehrers, nicht nach ihrer eigenen Empfindung machen dürfen. Besser kein Numerus, als das ewige Einerlei.

* Die Sorgfalt für den Numerus hat ihre Granzen, welche von schwachen Rednern nur allzuoft überschritten werden. Wenn etwas nicht voll genug tönt; so behilft man

man ſich mit leeren Tönen, die man complementa Numerorum nennt. Solche complementa Numerorum ſind kindiſche Zierrathen, welche die wahre Schönheit nur verhüllen, und den Ausdruck entkräften. Die Hauptſache iſt der Sinn: dieſem muß der Wohlklang untergeordnet ſein. Nachdem Quintilian eine Menge Vorſchriften für den Wohlklang in der Proſa gegeben hat, kömmt er endlich, geleitet den ſeinem geſunden Menſchenverſtande, auf dieſe Bemerkung: In vniuerſum, ſi ſit neceſſe, duram potius atque aſperam compoſitionem malim eſſe, quam effoeminatam ac eneruem, qualis apud multos. Ideoque vincta quaedam de induſtria ſunt ſoluenda, ne laborata videantur; neque vllum idoneum aut aptum verbum praetermittamus, gratia lenitatis. L. IX, 4. Selbſt Cicero trieb die Sorge für den Numerus zu weit. In der Rede pro Lege Manilia bedient er ſich nicht weniger als elfmal des Wortes videatur am Schluſſe der Periode. Demoſthenes bekümmerte ſich weniger darum; ihm war es einzig um hohe Gedanken, ernſthafte Bemerkungen, eindringende, erſchütternde Vorſtellungen zu thun. Der Numerus war zu klein für ſeine Aufmerkſamkeit; ob er ihm gleich nicht überall fehlte.

** Sieh Ramlers Batteux Th. II. Kap. VIII. Sulzer Theorie Art. Numerus. Ciceros Orator. Adelungs über den Stil Ka. 8.

§. 190.

§. 190.

Lebhaftigkeit.

Unter der Lebhaftigkeit verſtehen wir jene Eigenſchaft der Schreibart, kraft welcher ſie auf die untern Seelenkräfte wirkt, oder was eben ſo viel iſt, anſchauende Erkenntnis gewähret. Man ſieht ſchon aus dieſem Begriffe, wie unentbehrlich ſie in jedem Werke ſei, das auf Schönheit Anſpruch machen will. Die ſchönen Künſte haben es ja überhaupt mit der ſinnlichen Darſtellung ſinnlicher Vollkommenheit zu thun. Selbſt in didaktiſchen Schriften muß Lebhaftigkeit, wiewohl in geringerem Maße, herrſchen. Denn ob ſie gleich hauptſächlich auf die obern Kräfte der Seele gerichtet ſind; ſo dürfen ſie doch die niedern nicht vernachläßigen, weil dieſe noch immer großen Einfluß auf jene behaupten. Adelung glaubt, Lebhaftigkeit ſei Schönheit der Schreibart im ängern Sinne des Wortes; indem die bisher aufgezählten Eigenſchaften einer guten Schreibart, z. B. die Sprachrichtigkeit, Würde, Wohlklang u. ſ. w. nur negative Eigenſchaften ſeien.

Unter den neuern Schriftſtellern hat, meines Erachtens, Adelung die Lehre von der Lebhaftigkeit des Stils in das beſt

 licht

Licht gesetzt: ich werde ihm also darinn folgen dürfen.

§. 191.

Figuren.

Alle Lehrer der Wohlredenheit kommen darinn überein, daß die Figuren die besten Mittel sind, dem Stil Lebhaftigkeit zu verschaffen. Aber keiner hat noch so gut, wie Adelung, bestimmt, was eigentlich eine Figur sei. Wer Lust hat, die schwankenden, zum Theile sehr elenden, und nichtssagenden Beschreibungen, welche die alten Lehrer davon gaben, zu lesen, der mag den 3ten §. des IX. Kapitels von Adelung nachsehen.

Blair sagt, „Figuren seien überhaupt die Sprache der Einbildungskraft und der Leidenschaften". Wir sagen noch bestimmter: Figuren nennen wir jene Modifikationen des Ausdruckes, oder jene Hülfsmittel in einzelnen Fällen, welche uns die Sprache darbietet, auf die untern Seelenkräfte zu wirken. Daraus ergiebt sich von selbst die Eintheilung in Figuren der Aufmerksamkeit, Figuren der Einbildungskraft, Figuren der Leidenschaften, Figuren des Witzes und des Scharfsinnes; denn dies sind eigentlich die Kräfte, welche hier in Betrachtung kommen.

men. Die Eintheilung in Wort- und Sachfiguren ist von keinem Nutzen.

§. 192.

Ursprung der Figuren.

Quintilian giebt folgende Beschreibung von den Figuren. Figura est conformatio quaedam orationis remota a communi et primum se offerente ratione. Ein Beweis, daß er dem Ursprunge der Figuren nicht genug nachgespüret hat. Denn dieser liegt in der Natur selbst; die figürliche Sprache ist die Sprache der Urwelt, des Barbaren.— Die Armuth der Sprache, die Heftigkeit der Leidenschaften, die Macht der Einbildungskraft sind die besten Lehrerinnen der figürlichen Sprache. Dies beweisen die ältesten Urkunden der Vorwelt, die Art, mit welcher sich wilde Völker ausdrücken, und mit welcher selbst gesittete Menschen sich ausdrücken, wenn sie in der Leidenschaft sprechen. Von dem Ursprunge der Tropen insbesondere wird unten noch etwas nachkommen.

Die Benennung: Figur (griechisch σχημα) mag daher kommen; weil die meisten Figuren wirklich dem Ausdrucke etwas bildliches geben. Dieser Name wurde

dann auch auf jene übertragen, welche dies nicht leisten.

§. 193.

Nutzen der Figuren.

Die Figuren gewähren der Schreibart große und viele Schönheiten. 1) Sie bereichern die Sprache, indem sie die Ausdrücke auf mancherlei Weise vervielfältigen, und dadurch uns in den Stand setzen, auch die kleinern Schattirungen unserer Gedanken auszudrücken, welches wir ohne Hülfe der Tropen und Eigenschaften wahrscheinlicher Weise nicht könnten. 2) Sie geben der Schreibart Würde. Worte, die zu oft gebraucht werden, erniedrigen den Stil. Wir nehmen also unsere Zuflucht zu den Figuren, um Gegenstände, die eben nicht durch ihre eigene Größe schon genug glänzen, in ein großes Licht zu setzen. Figuren leisten hier, was prächtige Kleider, Meubeln, und Gebäude bei vornehmen Personen leisten müssen. Die Prosa kann vielleicht dieses äusserlichen Schmuckes entbehren; aber die Poesie nicht. Wenn ich in einem Gedichte sage: Selbst die Lästerer schwiegen; so ist dies ein gemeiner, unpoetischer Ausdruck. Dafür sagt Klopstock:„

Selbst

Selbſt der Läſternden Menge
Ungeſtümm legte ſich, wie am unbeſtürmten Geſtade
Sich der Ocean legt.

Meſſ. IX.

Milton ſinget nicht: „Die Sonne gehet auf; ſondern:

But yonder comes the pow'rfull king of day
Rejoiciny in the eaſt.

Wir müſſen alle ſterben. So etwas kann auch der elendeſte Kapuziner predigen. Horaz weiß dieſer wichtigen Wahrheit ein ſchöneres Gewand umzuwerfen.

Pallida mors aequo pulſat pede pauperum tabernas
Regumque turres.

Oder:

Omnes eodem cogimur; omnium
Verſatur vrna, ſerius, ocyus
Sors exitura, et nos in aeternum
Exilium impoſitura cymbae.

Wenn Pope die Begränztheit des menſchlichen Geiſtes ſchildern will, ſo ſaget er nicht: Wenn eine unſerer Seelenkräfte zunimmt, ſo nimmt die andere ab; ſondern:

As on the land while here the ocean gains,
In other parts it leaves wide sandy plains;
Thus in the soul while memory prevails,
The solid pow'r of understanding fails.
Where beams of warm imagination play,
The memory's soft figures melt away.

3) Die Figuren machen uns oft das Vergnügen, zu gleicher Zeit zwei Gegenstände ohne Verwirrung zu erkennen. Dies gilt besonders bei den Metaphern. Die Seele denkt nebst der Idee, welche durch die Metapher soll dargestellt werden, auch den Gegenstand, von welchem die Metapher genommen ist. Dadurch wird sie angenehm beschäftiget, und findet schon in dem Gefühle ihrer Kraft, beide zu vergleichen, und die Aehnlichkeit von beiden so leicht zu fassen, eine besondere Art von Wohlgefallen. Wenn ich z. B. sage: Der Frühling des Lebens; so denket die Seele an die Jugend, und malt sich zugleich das Bild des Frühlings. Ohne Mühe entdeckt sie in einem Augenblicke zwischen jener und diesem eine Menge von Aehnlichkeiten und Beziehungen: dadurch wird ihr Selbstgefühl erweitert.

4) Die figürliche Sprache giebt uns oft deutlichere Begriffe als die prosaische, eigens

thüm-

thümliche Sprache des Verstandes. Sie malet den Gegenstand, sie kleidet abstrakte Ideen in sinnliche Gewande, sie erwecket Nebenbegriffe, welche die Aufmerksamkeit fesseln: sie befördert sogar die Ueberzeugung, und vertritt zuweilen die Stelle eines Beweises. Ein Beyspiel davon finden wir in Youngs Schriften: „Wenn wir zu tief in die Wollust uns versenken, so rühren wir allemal einen Schlamm auf, der sie trübe und schädlich macht". Oder: „Ein Herz, das von heftigen Leidenschaften kocht, sendet immer einen betäubenden Rauch ins Gehirn empor".

5) Endlich ziehen die Figuren den Leser oder Zuhörer in unser Interesse, erfüllen seine Einbildungskraft mit feurigen Bildern, bereiten ihn vor zu den Leidenschaften, und Entschlüssen, welche wir zu erwecken wünschen. Der Verstand wird auf solche Weise ins Spiel gezogen, und zur Erfüllung unserer Wünsche gestimmt.

"—— Then the inexpressive strain
Diffuses its enchantment. Fancy dreams
Of sacred fountains and Elysian groves,
And vales of bliss. The intellectual power
Bends from his awful throne a wond'ring ear,
And smiles.

Akenside Pleasures of Imagination. I, 124.

Aber wozu eine lange Abhandlung von den Figuren, wenn sie die Sprache der Natur sind? Wozu Vorschriften hierüber? — Ich gebe zu, daß man sehr schöne Figuren sagen und schreiben kann, ohne ihren Namen je gehört zu haben. Aber daraus folget nicht, daß die Regeln, welche darüber gegeben werden, überflüssig seien. Alle Theorien entstanden erst nach der Praxis. Erst wurden gute Gedichte gemacht, ehe man die Regeln eines guten Gedichtes abstrahirte. Allein diese Regeln haben nach der Hand auch wider die Künste verbessert. Wir sehen täglich Leute, die ohne Kenntnis der Musik ganz artig singen; werden wir darum behaupten wollen, die theoretischen Kenntnisse der Musik seien ganz entbehrlich? Schönheit des Stils kann eben so gut vervollkommnet werden, als Schönheit der Stimme: gewinnt diese durch die Kunst, warum nicht auch jene? Indeß dürfen wir nicht glauben, die Figuren machen die einzigen, oder auch nur die vorzüglichsten Schönheiten der Schreibart aus. Nein; Figuren sind nur das Gewand, die Gedanken aber die Substanz. Oft stehet der Gedanke am besten in seiner eignen Größe da. Erhabene Wahrheiten, große Empfindungen können nicht einfach genug gesagt werden. So werden die größten

Schön-

Schönheiten nakt gemalt. Das zierlichſte Gewand iſt nicht im Stande, die Natur zu erreichen. Klopſtock beſchließt ſeinen zehnten Geſang ohne alle Figur.

Er rufte mit lechzender Zunge: Mich dürſtet!
Rifa's, trank, dürſtete: bebte, ward bleicher, blutete, rufte:
Vater, in deine Hände befehl' ich meine Seele!
Drauf .... (Gott, Mittler! erbarme dich unſer, es iſt vollendet:
Und er neigte ſein Haupt und ſtarb. — —

§. 254.

Figuren für die Aufmerkſamkeit.

Eigentlich befördern alle Figuren die Aufmerkſamkeit; aber nicht alle wirken auf die Einbildungskraft, das Empfindungsvermögen, den Witz und den Scharfſinn. Einige begnügen ſich blos damit, den Zuhörer oder Leſer auf gewiſſe Hauptbegriffe aufmerkſam zu machen. Zu dieſen werden vorzüglich gerechnet

1) **Die Annomination.** Vermittelſt derſelben werden Wörter eines Stammes miteinander verbunden, um durch den Gleich-

Gleichklang die Aufmerksamkeit auf den Hauptbegriff zu lenken.

Aber die Stille ward stiller. —

Pilatus richtet den Thäter dieser Thaten. —
Laß, den meine Seele geliebt hat,
Den ich liebe, mit viel mehr Liebe, wie Liebe der Brüder,
Laß mich mit Dir, Du Heiligster, sterben!
Klopstock.

Adelung rechnet die zwei letztern Beispiele unter die fehlerhaften; aber man weiß schon, daß der sonst verdienstvolle Mann in Sachen des Geschmackes nicht immer gerecht entscheidet.

* Ob eine Annomination gut sei, oder nicht; muß aus ihrem Zwecke, und aus ihrer Schicklichkeit zu diesem Zwecke bestimmt werden. Sie ist allemal fehlerhaft; wenn sie nicht den Ausdruck verstärkt.

Der Verfasser des Werkes ad Herennium, welches unter Ciceros Schriften stehet, giebt folgende Erklärung von der Annomination. Annominatio est, cum ad idem verbum, et idem nomen accedit commutatione vnius literae, aut literarum, syllabae aut syllabarum: aut ad res dissimiles similia verba

ba accommodantur. Nachdem er hierauf verſchiedene Arten dieſer Figur beſchrieben hat, macht er die richtige Bemerkung: Haec tria genera proxima exornationum, quorum vitium in ſimiliter cadentibus, alterum in ſimiliter deſinentibus verbis, tertium in annominationibus poſita eſt, perraro ſumenda ſunt, cum in veritate dicemus: propterea quod non haec videntur reperiri poſſe ſine elaboratione et conſumtione operae. Ejusmodi autem ſtudia ad delectationem, quam ad veritatem videntur accommodatiora. Quare fides, et gravitas, et ſeveritas oratoria minuitur his exornationibus frequenter collocatis: et non modo tollitur auctoritas dicendi, ſed offenditur quoque in ejusmodi oratione auditor, propterea quod eſt in his lepos, et feſtivitas, non dignitas, neque pulcritudo. Quare quae ſunt ampla et pulcra, diu placere poſſunt: quae lepida et concinna, cito ſatietate afficiunt aurium ſenſum faſtidioſiſſimum. Quo modo igitur ſi crebro his generibus vteremur; puerili videbimur eloquutione delectari; ita ſi raro has interjeremus exornationes, et in cauſſa tota varie diſpergemus, commode

mode luminibus distinctis illustrabimus orationem. L. IV, 21.

2) **Die Wiederholung.** Wenn man Jemand auf einen Begriff recht aufmerksam machen will, so wiederholet man denselben auf eine geschickte Weise. Vobis istud attribuendum est, vobis gratia habenda, vobis res ista erit honori. — Scipio Numantiam sustulit, Scipio Carthaginem deleuit, Scipio pacem peperit, Scipio ciuitatem seruauit. (l. cit.)

Portia bittet bei Klopstock:

Ihr Götter! euch mein' ich, ihr edlern
Bessern Götter, die mir in dem Traume voll
Ernst sich entdeckten!
Jupiter heißt ihr nicht, ihr heißt nicht Phöbus Apollo!
Aber wie euer Namen auch heißt, ihr seid es, ihr sandtet
Mir die Mutter des größten der Menschen,
wenn er ein Mensch ist!

Anderswo:

Eine getreue, leutselige Zähre, die seh' ich noch immer,
Netzte sein Antlitz, ich küßte sie auf, die seh' ich noch immer.

In

In Nikolais Gedichten ſetzt ſich Rüdiger auf den bezaubernden Hippogryph, und:

Fliegt auf, und fleat und fliegt bis an den Himmel.

Sein Blut, ach! ſollt' es ſchon, ſollt' es vergoſſen ſeyn?

Weiße.

Du erſter Druck von ihrer ſanften Hand,
Und du, mit dem ich mein entſeeltes Leben
Auf ihren Lippen wieder fand,
Du erſter Kuß! euch kann kein Gott mir wiedergeben.

Wieland.

Die angeführten Beiſpiele zeigen den mannigfaltigen Gebrauch, der ſich von der Wiederholung machen läßt, und erſparen uns die undankbare Arbeit, die verſchiedenen Benennungen, welche ihr die Alten gaben, auswendig zu lernen.

Schwache Schriftſteller glauben recht ſchön zu ſchreiben, wenn ſie ihre Werke mit vielen Wiederholungen durchſpicken. Solche mögen ſich an das Schickſal des Jakob Thomſons erinnern; dem für die Wiederholung: o Sophonisbe, o! o Sophonisbe! einer aus den Zuſchauern zurief: o Jakob Thomſon, o! o Jakob Thomſon!

3) Die Inversion. Unsere Sprache leidet, unbeschadet ihrer Gesetze, mannigfaltige Versetzungen der Wörter. Will man nun die Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand vorzüglich gerichtet haben; so stellet man ihn, wider die gewöhnliche Ordnung, an den Ort, wo er am stärksten in die Augen fällt. Unter den neuen Sprachen hat die Deutsche die größte Stärke und Freiheit in der Inversion. Doch müssen beim Gebrauche dieser Figur folgende Regeln beobachten werden.

1) Die Inversion soll nie, ohne wichtige Ursache, gebraucht werden.

2) Sie darf der Sprache keine Gewalt anthun. Soll gänzlich, wie eine Blume, mein Leben, erstickt vom Unkraut, verblühen? Kleist.

3) Muß alle Zweideutigkeit vermieden werden.

4) Muß die Inversion nur, als Würze, selten gebraucht werden. Unsere neuen Dichterlinge glauben, sie müssen Alles durch Inversionen sagen. Dadurch wollen sie gerne ihren Alltagsgedanken ein feierliches Gewand umwerfen.

Zu den Figuren der Aufmerksamkeit gehören 4) verschiedene Formen des Gesprächsstils, welche in mancherlei Rücksicht dem Schriftsteller gute Dienste thun. Denn nebst dem, daß sie die Aufmerksamkeit, wär es auch nur, durch die Abwechslung des Vortrages, rege machen; mildern sie auch den didaktischen Ton, und geben dem Unterrichte die reizende Gestalt eines freundschaftlichen Gespräches. Sie erhalten den Leser mit Achtung gegen den Verfasser, der bei großen Kenntnissen so viel Bescheidenheit äussert. Sie schmeicheln endlich der Eigenliebe desselben, indem sie Manches, das sie im positiven Tone sagen könnten, fragend oder zweifelnd vorbringen, wodurch sie ihn verleiten, sich selbst viel Einsicht und Beurtheilungskraft beizulegen. Auch die Einbildungskraft wird dadurch beschäftiget; man versetzet sich an den Ort, wo der Schriftsteller spricht, man hört ihn selbst, man unterhält sich persönlich mit dem gefälligen Manne. Lauter Gründe, warum die Gesprächsformen die Aufmerksamkeit im hohen Grade reizen und erhalten müssen.

Die merkwürdigsten von diesen Formen sind a) die **Frage**, b) der **Zweifel**, c) die **Correktion**, d) die **Apostropesis**, e) die **Concession**, f) die **Prätercition**.

a) Jedermann weiß was Frage sei: Man kann sich selbst, oder seinen Leser und Zuhörer fragen. Im ersten Falle stießt die Frage gemeiniglich mit dem Zweifel zusammen. Im andern fodern wir den Leser gleichsam auf, uns die Unrichtigkeit dessen, was wir behaupten, darzuthun. Wir dürfen uns also der Frage nicht bedienen, so lange wir unserer Sache nicht ganz gewiß sind. Neulinge in der Redekunst bringen oft in der Hitze solche Fragen vor, auf welche der Zuhörer gerne antworten möchte: Nein; oder ich zweifle noch, Herr Prediger! Bei Adelung steht ein Beispiel solch einer kühnen Frage: Je mehr sich die Anzahl guter Köpfe vermehrte, desto kleiner mußte die Anzahl der ausserordentlichen Genien erscheinen. Ist es indessen nicht mit der Massa der Kenntnisse und Einsichten, wie mit der Massa des Gelds und der Glücksgüter beschaffen?

Beispiele von guten Fragen sind folgende:

„Nie kann ein geiziger Mensch mit freudiger Seele Gott anbethen, und die Seligkeit geniessen, die der Umgang mit ihm verschaffet, denn er fühlet es, daß ein so kaltes liebloses Herz unwürdig sei, sich dem vollkommensten Geiste zu nahen, dessen

Ge-

Geschäfte das Wohlthun ist. Ist ein solcher Zustand nicht wahres Elend"? Salzmann. „Der Heuchler kann kaum den ernsthaften Blick eines Menschen aushalten, wie ist es denn möglich, daß er sich die Gegenwart des heiligen Gottes lebhaft denken kann? wie ist es möglich, daß ein Mensch, der in Trägheit sein Leben zubringt, mit dem Gott umgehen könne, der lauter Thätigkeit ist, und von uns verlanget, daß wir ihm ähnlich werden sollen"? Ebendas.

Wie sieghaft geht er nicht mit seinen Schönen um?

Haller.

Vehementer autem adtinere ad bella administranda, quid hostes, quid socii de imperatoribus vestris existiment, quis ignorat, quum sciamus, homines in tantis rebus, vt aut contemnant, aut metuant, aut oderint, aut ament, opinione non minus famae, quam aliqua certa ratione commoueri? Cicero pro L. Manilia.

* Tiberius Rhetor nimmt vier Absichten der Frage an, die Aufmerksamkeit, die Deutlichkeit, die Ueberzeugung, und den Verweis: jeder dieser Absichten widmet er eine eigene Art von Frage. Die Lateinischen Schriftsteller theilen

len die Fragen ein in ratiocinationem, wenn man sich selbst um die Ursache seiner Behauptung fragt; subjectionem, wenn man seine Gegner oder Zuhörer zur Widerlegung auffodert; epinomen, wenn man aus voller Zuversicht, daß man Recht habe, fragt; communicationem, wenn man den Zuhörer um Rath, um seine Meinung fragt. Hieher gehöret auch die Conversio und Complexio der Lateiner.

b) Der Zweifel ist ein selbstgemachter Einwurf wider seine eigene Behauptung. Er befördert die Aufmerksamkeit im hohen Grade, wie jeder bemerken wird, der das Volk bei einer öffentlichen Rede beobachtet. Er befestiget auch das Ansehen des Redners oder Schriftstellers: indem er von seiner Wahrheitsliebe vortheilhafte Begriffe erzeugt. Am besten thut man, wenn man ihn ohne Umschweif anführet.

Ja, Reichthum wünsch ich mir. — Doch hab' ich auch bedacht,
Ob das der Reichthum ist, wozu der Schein ihn macht?

At enim vir clarissimus, reipublicae et vestris beneficiis amplissimis adfectus, Q Catulus; itemque summis ornamentis honoris, fortunae, virtutis, ingenii, praeditus Q. Hortensius

sus ab hac ratione dissentiunt: quorum ego auctoritatem apud vos multis locis plurimum valuisse, et valere oportere confiteor: sed in hac causa, tametsi cognoscitis auctoritates contrarias fortissimorum virorum, et clarissimorum; tamen omissis auctoritatibus, ipsa re et ratione exquirere possumus veritatem. Cicero pro L. Manilia.— Diese Art von Einwurf heißet auch Prolepsis, Praeoccupatio.

Noch eine andere Art von Zweifel ist jene, welche der Verfasser des Werkes ad Herennium beschreibt: *Dubitatio* est, quum quaerere videtur orator, vtrum de duobus potius, vel quid de pluribus potissimum dicat, hoc modo: Obfuit eo tempore plurimum reipublicae consulum— siue stultitiam, siue malitiam dicere oportet, siue vtrumque.

c) Vermittelst der Correktion (Epanorthosis) scheint der Redner sich selbst Einhalt zu thun, und das, was er eben gesagt hat, zurückzurechnen. **Wir wollen — doch was wir? — Der Herr will durch uns, daß ihr diesen Rath annehmet.** Mosheim.

d) **Die Aposiopesis** (bei den Lateinern Praecisio) unterbricht den Satz vor seiner Vollendung. Quos ego — sed motos etc. Tu ista nunc audes dicere, qui nuper alienae domui — non audim dicere, ne quum te digna dixero, me indignum quidpiam dixisse videar. Ad Herenn. IV.

Das große Werk kann nur durch viele Stufen
Zur Zeitigung gedeih'n. Die erste ist, den Geist
Von aller Wirksamkeit zum Ruhen abzurufen.
Die zweite: nach und nach ihn von der Sinnlichkeit,
Von Allem, wo wir uns den Thieren ähnlich finden,
Selbst vom Bedürfnis loszuwinden.
Die dritte Stufe — Doch so weit
Kam unser Pärchen nicht. Denn, leider! auf der zweiten
Schon auf der zweiten gleicht der Fuß den guten Leuten.

Wieland.

e) Es erreget eine gute Meinung von der Billigkeit des Schriftstellers, wenn er Sachen, die ihm entgegen zu stehen scheinen, zuweilen einräumt. So machte es Cicero im obigen Beispiele.

Ja,

Ja, lebten wir im Lande der Ideen,
Dann gäb' ich's zu! Allein in unsrer Welt,
In dieser Werktagswelt, wo, blos vom langen Stehen,
Selbst der Koloß von Rhodus endlich fällt,
Wird, glaube mir, so lang sie selbst noch hält,
Nichts unvergängliches geschehen.

Wieland. (an Psyche.)

f) Die Präterition zeugt von der Zuversicht, welche der Redner oder Schriftsteller auf seine Hauptgründe setzet. Omitto socios, exteras nationes, reges, tetrarchas, ... a liberis dico, a liberis medius fidius, et conjugibus vestris numquam ille effraenatas suas libidines cohibuisset. Cicero pro Milone.

4) Die Aufmerksamkeit wird ferner durch eine regelmäßige Fortschreitung vom Geringern zum Größern, vom Minderwichtigen zum Wichtigern befördert. Die Figur, welche dies bewirkt, heißet Gradation, Steigerung. Es giebt eine Gradation für das Ohr, und eine für den Sinn. Von jener haben wir oben §§. 188. 189, von dieser §. 174. das Nöthige gesagt. Nur wollen wir noch bemerken, daß förm-

liche Gradationen selten müssen angebracht werden. Sie verrathen zu viel Kunst; der Zuhörer oder Leser schöpfet dadurch Verdacht wider die Redlichkeit des Redners oder Schriftstellers: und verwahret sich wider seine Kunstgriffe. Beispiele von einer schicklichen Gradation liefert Blair Lectures on Rhetoric. Tom. I. S. 409. — Der Verfasser des Werkes ad Herennium unterwirft die Gradation zu engen Fesseln. Gradatio est, in qua non ante ad consequens verbum descenditur, quam ad superius adscensum est, hoc modo: Nam quae reliqua spes manet libertatis, si illis et quod libet, licet: et quod licet, possunt: et quod possunt, audent: et quod audent, faciunt: et quod faciunt, vobis molestum non est?

§. 195.

Figuren der Einbildungskraft.

Hieher gehören alle die Hülfsmittel, welche die Sprache darbietet, die Versinnlichung der Vorstellungen zu befördern. Dies geschieht auf eine dreifache Weise, indem a) sinnliche Gegenstände noch sinnlicher, b) vergangene als gegenwärtig, und unsinnliche als sinnlich dargestellt werden. Es wird nicht nöthig sein, die Nothwendigkeit

keit der Versinnlichung hier besonders darzuthun, da sie schon aus dem Zwecke jedes schönen Kunstwerkes erhellet.

Die Sprache kann nicht allein ausdrücken, sie kann auch, wie wir an einem andern Orte bemerkten, für das Ohr gewissermassen malen. Dies geschieht vermittelst der Harmonie, oder der Aehnlichkeit der Zeichen mit dem Bezeichneten. Diese Aehnlichkeit kann sich sowohl auf den Laut, als auf den Takt der Gegenstände beziehen. Daher Harmonie des Klanges oder des Tons, und Harmonie des Takts oder der Bewegung. Es lassen sich viele schöne Beobachtungen über beide machen; aber gefährlich würden jungen Schriftstellern bestimmte Vorschriften werden. Sie könnten sie zu Spielereien und gesuchtem Wesen verleiten. Gute Beispiele können hier das Beste thun.

Beispiele der Harmonie des Klanges.

Quadrupedante pedum sonitu quatit ungula campum.

VIRGIL.

Tief unten brauset der Ton mit einer donnernden Stimme
Furcht und Entsetzen zum staunenden Ohr,

So wie ein wilder Orkan in Höhlen des Harzes verſchloſſen,
Die ſchallenden Felſen murmelnd durchbrüllt.
Zachariä.

Chiama gli abitator delle ombre eterne,
Il rauco ſuon della tartarea tromba:
Treman le ſpazioſe atre caverne,
E l'aer cieco a quel romor rimbomba;
Nè ſtridendo mai dalle ſuperne
Regioni del cielo, il folgor piomba,
Nè sì ſcoſſa giammai trema la terra,
Quando i vapori in ſen gravida ſerra.

Gierusalemme liberata Cant. IV, Stanz. 3.

Tis not enough, no harſhneſs gives offence,
The ſound muſt ſeem an Echo to the ſenſe.
Soft is the ſtrain, when Zephyr gently blows,
And the ſmooth ſtream in ſmoother numbers flows:
But when loud ſourges laſh the ſounding ſhore,
The hoarſe, rough verſe ſhould like the torrent roar.
When Ajax ſtrives ſome rock's vaſte weight to throw,
The line too labours, and the words more ſlow.

Not

Not ſo when ſwift Camilla ſcours the plain,
Flies o'er th' unbending corn, and
ſkims along the main.

Pope.

Hier haben wir zugleich ein Beiſpiel der Harmonie des Taktes. Niemand hat dieſe glücklicher erreicht, als Hieronymus Vida. Ich kann mich nicht enthalten, die ganze große Stelle hier abzuſchreiben, welche im 3ten Buche ſeiner Dichtkunſt ſtehet.

Multa adeo incumbunt doctis vigilanda poëtis.
Haud ſatis eſt illis utcunque claudere uerſum,
Et res uerborum propria vi reddere claras:
Omnia ſed numeris vocum concordibus aptant,
Atque ſono quaecunque canunt imitantur, & apta
Verborum facie, & quaeſito carminis ore.
Nam diuerſa opus eſt veluti dare verſibus ora,
Diverſosque habitus, ne qualis primus & alter,
Talis & inde alter, vultuque incedat eodem.
Hic melior motuque pedum, & pernicibus alis
Molle viam tacito lapſu per leuia radit:
Ille autem membris, ac mole ignauius ingens
Incedit tardo molimine ſubſidendo.
Ecce aliquis ſubit egregio pulcerrimus ore,
Cui laetum membris Venus omnibus afflat honorem.

Contra alius rudis informes oſtendit & artus,
Hirſutumque ſupercilium, ac caudam ſinuoſam,
Ingratus viſu, ſonitu illaetabilis ipſo.
Nec uero hae ſine lege datae, ſine mente figurae,
Sed facies ſua pro meritis, habitusque, ſonusque
Cunctis, cuique ſuus, vocum diſcrimine certo.
Ergo ubi jam nautae ſpumas ſalis aere ruentes
Incubuere mari, videas ſpumare reductis
Conuulſum remis, roſtris ſtridentibus aequor.
Tunc longe ſale ſaxa ſonant, tunc & freta, ventis
Incipiunt agitata tumeſcere: littore fluctus
Illidunt rauco, atque refracta remurmurat unda
Ad ſcopulos, cumulo inſequitur praeruptus aquae mons.
Nec mora, Trinacriam cernas procul intremere omnem
Eunditus, & montes concurrere montibus altos,
Cum uero ex alto ſpeculatus caerula Nereus
Leuiter in morem ſtagni, placidaeque paludis,
Labitur uncta vadis abies, natat uncta carina.
Hinc etiam ſolers mirabere ſaepe legendo,
Siquibi Vulcanus ſylvis incendia miſit,
Aut agro ſtipulas flamma crepitante cremari,
Nec minus exultant latices, cum taeda ſonore
Virgea ſuggeritur coſtis undantis aheni.
Carmine nec leui dicenda eſt ſcabra crepido.
Tum, ſi laeta canunt, hilari quoque carmina vultu

Incedunt, laetumque sonant haud segnia verba,
Seu cum vere nouo rident prata humida, seu cum
Panditur interea domus omnipotentis Olympi:
Contra autem sese tristes inamabile carmen
Indult in ultus, si forte inulta volucris
Nocte sedens serum canit importuna per umbras,
Vt quondam in bustis, aut culminibus desertis.
Verba etiam res exiguas angusta sequuntur,
Ingentesque iuuant ingentia, cuncta gigantem
Vasta decent, vultus immanes, pectora lata,
Et magni membrorum artus, magna ossa, lacertique.
Atque ideo, si quid geritur molimine magno,
Adde moram, & pariter tecum quoque verba laborent.
Segnia, seu quando vi multa gleba coactis
Aeternum frangenda bidentibus, aequore seu cum
Cornua velatarum obuertimus antennarum.
At mora si fuerit damno, properare jubebo.
Si se forte caua extulerit mala vipera terra:
Tolle moras, cape faxa manu, cape robora pastor:
Ferte citi flammas, date tela, repellite pestem.
Ipse etiam versus ruat, in praecepsque feratur,
Immenso cum praecipitans ruit Oceano nox,
Aut cum percussus grauiter procumbit humi bos.
Cumque etiam requies rebus datur, ipsa quoque vitro

Carmina paulisper cursu cessare videbis,
In medio interrupta quierunt cum freta nauti.
Postquam aurae posuere, quiescere protinus ipsum
Cernere erit, mediisque incepta sistere versum.
Quid dicam, senior cum telum imbelle sine ictu
Invalidus jacit, & defectis viribus aeger?
Nam quoque tum versus segni pariter pede languet
Sanguis hebet, frigent effoetae in corpore vires.
Fortem autem juvenem decet prorumpere in arces,
Euertisse domos, praefractaque quadrupedantum
Pectora pectoribus perrumpere, flernere turres
Ingentes, totoque ferum dare funera campo.

Nur noch einige Beispiele aus deutschen Schriftstellern.

Dem Sterbenden brechen die Augen und starren,
Sehen nicht mehr. Ihm schwindet das Antlitz der Erd' und des Himmels
Tief in die Nacht. Er hört nicht mehr die Stimme des Menschen,
Nicht die zärtliche Klage der Freundschaft. Er selbst kann nicht reden,
Kann mit bebender Zunge den bangen Abschied nicht stammeln,
Athmet tiefer hinauf, und kalter ängstlicher Schweiß läuft
Ueber sein Antlitz; das Herz schlägt langsam, dann stehts, dann stirbt er.

Klopstock.

Abbadona vergieng nicht, sondern
Senkte betäubt vom ewigen Kummer,
Wie ein geheimvoller Berg, wo vormals Menschen sich würgten,
Im Erdboden versinkt, langsam zur Erde sich nieder.

Ebendersf.

Wo bin ich, o Himmel!
Ich athme noch Leben?
O Wunder! ich walle
Im Meere? Mich heben
Die Wellen empor? Ramler.

Die Harmonie des Klanges muß Nachahmung, nicht Identität sein. Das Vergnügen, welches sie gewähret, entsteht aus dem dunklen Gefühle, daß es Nachahmung ist. Zu große Aehnlichkeit verhindert dieses Gefühl, und verleitet die Seele, die Nachahmung für den Gegenstand selbst zu halten. Eine schöne Bildsäule aus Stein gefällt um so mehr, je mehr sich die Ueberzeugung aufdringt, daß sie mit Mühe aus Stein verfertiget worden. Ueberstreicht man sie mit Farben nach dem Leben; so gleichet sie zu sehr der menschlichen Gestalt, und das Vergnügen höret auf. Vielleicht ist dies der Grund, warum Leute von feinem Gefühle beim

beim Anblicke großer, in Lebensgröße pus-
sirter Wachsfiguren etwas Unangenehmes
empfinden, welches bei kleineren Figuren,
aus demselben Stoffe, nicht geschieht.

Unsere Sprache ist, wie jede Sprache
es ursprünglich war, reich an nachahmen-
den Wörtern, die an die Onomatopäie
gränzen. Krachen, Schmettern, Brül-
len, Rollen, Säuseln, Lispeln, Brau-
sen, Stürmen, Heulen, Athmen, Mur-
meln, Rieseln u. s. w. Fehlerhaft sind voll-
ständige Onomatopäien aus dem kurz vor-
her angeführten Grunde. Das Ihaen der
Esel, das Quaxen der Frösche u. s. w.
Wenn sie einen unedlen Begriff ausdrücken,
können sie auch nicht gebraucht werden.
Larschen, Fleetschen, Patschen, Knäs-
chen, Panschen, Schmatzen, Schlen-
kern u. d. g.

§. 196.

Anknüpfung eines sinnlichen Nebenbegriffes.

Begriffe oder Wörter, welche zu oft im
gemeinen Leben vorkommen, verlieren all-
mälig ihre Stärke und Lebhaftigkeit. Man
suchet diesem nothwendigen Uebel durch
Verknüpfung eines sinnlichen Nebenbegrif-
fes mit dem zu schwachen Hauptbegriffe zu
begegnen. Dies geschieht auf eine dop-
pelte

pelte Weise, entweder in einem und demselben Worte, oder durch Hinzufügung anderer Wörter. Im ersten Falle heißt ein solches Wort, in welchem der Hauptbegriff durch einen sinnlichen Nebenbegriff anschaulich gemacht wird, ein nachdrückliches, emphatisches Wort, zuweilen auch ein Kraftwort. Wird aber der sinnliche Nebenbegriff vermittelst eigener Wörter beigefügt; so heißen diese verschönernde Beiwörter (Epitheta).

1) Nachdrückliche Wörter sind diejenigen, welche vermittelst einer sinnlichen, mit dem Hauptbegriffe verbundenen Idee die Anschaulichkeit desselben befördern. Wenn Ramler einen Sturm beschreibt, so saget er:

Ungewitter umhüllen den Himmel; in Flocken, in Regen
Stürzt Jupiter herab aufs Land;
Boreas heulet im Meere,
Heulet im traurigen Hain.

Die Wörter: umhüllen, stürzen, heulen, sind emphatisch: man setze statt derselben, bedecken, fälle, weht; und sehe, wie schwach alsdenn Ramlers Gemälde sein würde.

Hieher gehören die zusammengesetzten Wörter: niederdonnern, aufstreben, hinstürmen u. s. w.

Die emphatischen Wörter müssen aus Gründen, die wir nicht zu wiederholen brauchen, der Absicht des Sprechenden oder Schreibenden, und der Würde des Gegenstandes angemessen sein. Alltägliche Gedanken in nachdrückliche Wörter gehüllt, werden lächerlich. Es darf der Emphase nicht an Würde fehlen. In den Gedichten eines Franziskaners las ich einst: „Schon lange brummet ein Lied im Busen mir". Die Sprache muß nicht über den Nachdruck gerabbrecht werden. Der Gefühlsblick. —Hieher gehöret auch der falsche Nachdruck, der durch Verlängerung der Endesylben bewirkt werden soll. Hört, erhöre mich gnädiglich, tausendfältiglich u. s. w.

b) Stärker, als die nachdrücklichen Wörter, wirken verschönernde Beiwörter auf die Einbildungskraft; indem sie den Nebenbegriff, den jene in sich einschließen, besonders, also klärer ausdrücken. Sie heißen verschönernde Beiwörter im Gegensatze mit denen, welche zur Bestimmtheit und Deutlichkeit des Hauptbegriffes gebraucht

braucht werden. Die vorzüglichsten Eigenschaften der verschönernden Beiwörter sind a) Anschaulichkeit, vermittelst eines sinnlichen Bildes. b) Interesse. Sie müssen auf das Begehrungsvermögen wirken. Nasse Thränen, kaltes Eis, gefiederte Vögel, beschuppte Fische u. d. g. bedeutungslose unwichtige Prädikate gleiten unempfunden über die Seele hinüber. c) Bestimmtheit. Der Nebenbegriff darf nicht zweideutig, schwankend, dunkel, oder verworren sein. Dem begeisterten Haine bei Bodmer fehlt es an Bestimmtheit. d) Einheit und Verhältnis. Es darf nur Ein Nebenbegriff ausgedrückt werden. Fodern zuweilen die Umstände mehrere, so hüte sich der Schriftsteller, sie nicht gewaltsam in ein Wort zusammen zu schmieden. Die zartenervig geschaffene Hand, der fußgeflügelte Merkur, der engelbewachte Boden, die verderbenschwangere Wolke u. d. g. gehören hieher. e) Würde. Niedrige Bilder müssen aus jedem Werke des Geschmackes verbannt bleiben. Der Eckel ist um so größer, je lebhafter die Vorstellung des eckelhaften Gegenstandes ist. Einige unserer Kraftmänner setzen sich über diesen Zwang hinweg; ich mag ihre Sünden nicht aussprechen. Beispiele unedler Beiwörter

stehen in Königs erstem Gesange von dem Lager. f) Neuheit. Auch die schönsten Beiwörter verlieren ihre Kraft, wenn sie zu oft vorkommen. Auch sie erfahren die zerstörende Macht der Mode. g) Sparsamer Gebrauch. Sie müssen nie ohne Absicht dastehen, müssen nicht die Schönheit bedecken, sondern erhöhen. — Ueberhaupt sollen die Beiwörter für den Hauptbegriff das sein, was der Putz für das Frauenzimmer ist. Eine Parallele zwischen beiden könnte vielleicht eben so lehrreich als angenehm werden.

§. 197.

Auflösung des Ganzen in einzelne Theile.

Ein ferneres Mittel, die Einbildungskraft zu beschäftigen, ist die Auflösung eines Ganzen in seine einzelne Theile, die Amplifikation der Alten, welche jedoch die Bedeutung dieses Wortes zu schwankend und unbestimmt ließen. Man sehe Quintilian VIII. 4., wo er die Gradation, die Beiwörter, den Beweis, und wer weiß noch was alles dahin rechnet. Wegen dieser Unbestimmtheit ist es besser, sich mit Adelung des Wortes Amplifikation gänzlich zu enthalten.

Das

Das Ganze, welches hier in Betrachtung kömmt, iſt entweder ein Individuum, oder ein allgemeiner abſtrakter Begriff. In beiden Fällen hat die Seele wenig Beſchäftigung. Das Individuum iſt ihr zu bekannt; der abſtrakte Begriff ohnehin nur ein Wort, bei dem ſie ſich nichts denken kann, ohne das Allgemeine bei ſich ſelbſt zu vereinzeln. Werden ſie aber in ihre Beſtandtheile aufgelöſet; ſo entſteht daraus Mannigfaltigkeit, und Anſchaulichkeit. Dies geſchieht nun vermittelſt der Synonyme, der Umſchreibung, der Beſchreibung, und der Vereinzelung.

a) Synonyme Ausdrücke. Wir haben ſchon oben bemerkt, daß mit den Synonymen viel Unfug getrieben werde. So ſchwierig aber der Gebrauch derſelben iſt, ſo zweckmäßig kann er auch, in Rückſicht auf Lebhaftigkeit werden. Nur müſſen ſie nicht blos zum Ausfüllen, nicht als complementa numerorum daſtehen, ſondern zur jedesmaligen Abſicht des Schriftſtellers mitwirken.

b) Umſchreibung (Periphraſis). Umſchreiben, heißt etwas mit andern Worten kenntlich machen, weil man es mit ſeinem eigenen Namen nicht nennen

will, oder nicht nennen kann. Es giebt eine Umschreibung aus Bedürfnis, eine Umschreibung aus Anstand, eine Umschreibung aus ästhetischem Grunde. Nur die letzte gehört eigentlich hieher. Sie bezeichnet einen Gegenstand vermittelst einer oder mehrerer seiner Bestimmungen, oder Verhältnisbegriffe. Dadurch kömmt sie der Einbildungskraft zu Hülfe, indem sie von dem Ganzen, d. i. von dem Gegenstande, den sie umschreibt, interessante Theile aushebet, bei deren Anschauung die Seele lieber und leichter verweilet, als bei dem zu sehr zusammengesetzten, oder zu gelaufigen Begriffe des Gegenstandes selbst. So nennet Ramler die Kanonen eherne Schlünde, den Wein, das schäumende Blut des Weinstocks: Hagedorn nennt die Stunde des Todes den Augenblick, vor dem auch Helden zittern.

Eine gute Umschreibung muß 1) zweckmäßig, 2) interessant, 3) nach der Fassungskraft des Lesers oder Zuhörers eingerichtet sein.

Wider die erste Regel verstößt man, wenn man Sachen umschreibet, welche keiner besondern lebhaften Darstellung bedürftig oder fähig sind. Manchmal zerstört eine

solche

ſolche Umſchreibung die ganze Abſicht des Schriftſtellers. Ein Fehler, in den unvorſichtige Schriftſteller häufig verfallen. Schubart ſagt irgendwo in ſeiner Chronik, er gehöre zu den einfältigen Leuten, die da glauben, der Sohn einer Judinn ſei Gott! Das heißt doch gewiß nicht, ſeinen Vortheil verſtehen!

Wider die zweite Regel verſtoßen diejenigen, welche gleichgültige, unbedeutende Eigenſchaften wählen, um ihren Gegenſtand damit kenntbar zu machen. Wer denket hier nicht an den gekrönten Propheten, oder an den gepurperten Sohn des heiligen Franziskus (den h. Bonaventura)? Ein gewiſſer Mönch in Schwaben hatte die Gewohnheit, keinen Heiligen mit ſeinem Namen zu nennen. Da kamen denn die wunderbarſten Umſchreibungen heraus. Bernard wurde (wegen ſeiner großen Liebe zu der ſeligen Jungfrau) der heilige Ehebrecher, und Hieronymus der bethlehemitiſche Herzklopfer genannt.

Die dritte Regel folgt aus der Natur der Sache; dennoch wird ſie nicht immer beobachtet. Ein Prediger kann ſich, vor einem aufgeklärten Auditorium mancher Umſchreibungen bedienen, welche bei dem

landvolke ein wahres Räthsel sein würden. Oft geschieht es auch, daß ein Schriftsteller sich einbildet, die ganze Welt denke, wie er, und dann mit unbestimmten Umschreibungen hervortritt. Noch weiß ich nicht, wer es eigentlich gemeint ist, wenn unsere Oberflächler (man vergebe mir diesen Ausdruck) schreiben: Der größte Kopf unsers Jahrhunderts — der Wiederaufrichter der Philosophie — der Vermalmer des Dogmatismus — der Vater der deutschen Dichtkunst u. d. g. Und wenn ichs auch weiß, wen sie meinen; so verdrießt mich's doch, daß sie ihre Ehrentitel so eigenmächtig und so eilfertig austheilen.

c) Beschreibung. Diese ist eigentlich eine fortgesetzte Umschreibung durch alle Merkmale eines Gegenstandes. Es giebt eine historische, und ästhetische Beschreibung. Jene hat die Absicht den Verstand zu unterrichten, diese die Einbildungskraft zu beschäftigen. Beispiele von jener liefern uns die Naturforscher und Reisebeschreiber: Beispiele von diesen finden wir in den Werken der schönen Geister.

Ist der Gegenstand, welcher beschrieben wird, sinnlich; so nennt man's Schilderung.

derung, (Hypotypoſis, Energia, Effictio, Demonſtratio). Sie leiſtet große Dienſte, wenn ſie gut bearbeitet wird. Alsdenn muß ſie aber nicht bloſſe Aufzählung der Theile ſein, ſondern das Coexiſtirende ins Conſecutive, die Schönheit in Reiz, den Gegenſtand in Handlung verwandeln. — Daß ſie ſchicklich, intereſſant, edel, einförmig ſein müſſe, verſteht ſich von ſelbſt. Beiſpiele von guten Schilderungen liefern uns die deutſchen Schriftſteller häufiger, als die Ausländer.

* Sieh Home's G. d. K. Th. II. Kap. 21. Blankenburg über den Roman. S. 30. f. Engels Theorie der Dichtungsarten Th. I. S. 131. f.

d) Allgemeine Begriffe und Urtheile gehören für den Verſtand: die Einbildungskraft fodert individuelle. Daher drücken ſich rohe Völker immer durch einzelne Fälle aus, wo geſittete allgemeine Begriffe haben. Wenn der Irokeſe die Ewigkeit oder eine lange Zeit ausdrücken will, ſo nennt er das ſo lange als die Flüſſe ſtrömen, als das Gras wächst, und als Sonne und Mond die Erde erleuchten. Dadurch gewinnet die Lebhaftigkeit; und dies iſt der Grund, warum Dichter und Redner ſich der Auflöſung allgemeiner Urtheile

in einzelne Fälle, und allgemeiner Begriffe in individuelle mit so vielem Vortheile bedienen. Die Auflösung allgemeiner Begriffe in individuelle gehöret eigentlich zu den Tropen: wir bleiben also hier bei der Auflösung allgemeiner Urtheile in einzelne Fälle stehen. Diese heißt bei den Rhetorikern die Distribution. Wann eine Steigerung in den einzelnen Fällen Statt hat, so muß sie nicht vergessen werden. Klopstock wußte sie in folgender Stelle sehr gut zu beobachten.

Wenn durch ihn der Blinde sein Antlitz zur Sonne
Freudig erhebt, und mit sehenden Augen den leite-den Vater
Staunend anblickt: wenn Tauben das Ohr der Stimme des Menschen
Wieder sich öffnet, wenn es die Rede des segnenden Freundes
Wieder vernimmt, und die Stimme der Braut, und die warnende Mutter,
Und das feiernde Chor und die Hallelujagesänge.

§. 198.

Erläuterung durch ein sinnliches Bild.

Die Einbildungskraft wird ferner beschäftiget, wenn man eine Idee durch ein sinn-

sinnliches Bild erläutert. Die Figuren, durch welche dies geschieht, sind die Allusion, das Beispiel, und das Gleichnis.

a) Die Allusion besteht in der Beziehung auf einen einzelnen bekannten Gegenstand, aus der Absicht, einen allgemeinen Begriff, oder doch eine minder lebhafte Idee anschaulich zu machen. Ich sammle nur einzelne Züge zur Bürgerkrone dieses Menschenfreundes. Sturz. Wenn Alles schön ist, was einem wohl organisirten Beobachter gefällt, warum fliegt das Schnupftuch auch unter Männern von Geschmack oft nach den Kocolanen? Ebenders.

Schicklichkeit, Deutlichkeit, und Würde sind die Haupteigenschaften einer guten Allusion. Obscoenitas non a verbis tantum abesse debet, sed etiam a significatione. Quintilian. VI, 3.

b) Das Beispiel in ästhetischem Sinne, ist ein einzeler Fall, welcher zur Versinnlichung einer allgemeiner Wahrheit angeführt wird. Es befördert die Anschaulichkeit im hohen Grade, wenn es passend, nicht zu fremd, aber auch nicht zu abgenutzt ist. Ein erdichtetes Beispiel heißt eine Fabel oder Parabel.

c) Das Gleichnis, welches wohl von der Vergleichung und dem Parallelismus zu unterscheiden ist. Es bestehet in der Anführung eines ähnlichen Falles oder Gegenstandes, um das, was man sagen will, dadurch anschaulicher zu machen. Am rechten Orte angebracht, befördert es die Deutlichkeit der Vorstellungen, gefällt durch Neuheit, erhöhet das Gefühl der Seelenkräfte, und verstärket das Interesse. Die Gleichnisse müssen nicht von unedeln, nicht von allzugemeinen, aber auch nicht von unbekannten Dingen hergenommen werden. Id est praecipue custodiendum, ne id, quod similitudinis gratia adsciuimus, aut obscurum sit, aut ignotum. Debet enim, quod illustrandae alterius rei caussa adsumitur, ipsum esse clarius eo, quod illuminat. QUINTIL. VIII, 3. Eben so wenig darf es ihnen an Wahrheit und wirklicher Aehnlichkeit fehlen. Muß diese letzte erst mühsam erzwungen werden; so entsteht dadurch ein äusserst unangenehmes Gefühl in dem Leser von Geschmack. — Indeß ist nicht nöthig, daß sich die Aehnlichkeit auf alle Theile eines Gegenstandes erstrecke; genug, wenn sie in dem Punkte der Vergleichung herrschet. Je neuer und unerwarteter ein Gleichnis ist, desto angenehmer wird es

es die Seele beschäftigen. Auch die Einheit gehört zu den Eigenschaften eines guten Gleichnisses. Im ernsthaften Stil muß man nie große Gegenstände mit kleinen vergleichen; wohl aber im komischen.

Hier stehen Beispiele von guten und fehlerhaften Gleichnissen untereinander:

Siehe, meine Freundinn, du bist schön. Dein Haar ist wie die Ziegenheerde, die beschoren sind auf dem Berge Gilead. Deine Zähne sind wie eine Heerde Schafe, die aus der Schwemme kommen, die allesamal Zwillinge tragen, und ist keine unter ihnen unfruchtbar. Deine Lippen sind wie eine rosinfarbene Schnur. Dein Hals ist wie der Thurm Davids, mit Brustwehr gebauet, daran tausend Schilde hangen, und allerlei Waffen der Starken. Deine zwei Brüste sind, wie zwei junge Rehzwillinge, die unter den Rosen weiden. Deine Augen sind wie die Teiche zu Hesbon, am Thor Bathrabbim. Deine Nase ist wie der Thurm auf Libanon, der gegen Damaskus steht.

Im Hohenliede Salomons.

Mit schneller Eile beflügelt
Floh ein künstlicher Haufen dahin. Wie Schaaren Mimirer
Vor des Eroberers Heer, mit Picken und Spaden bewaffnet,

Herziehn über das Feld, ein ſicheres Lager zu zeichnen.

Milton verlorn. Paradies.

Hörte nicht Oſſian eine Stimme? oder iſt es die Stimme der Tage, die nicht mehr ſind? Oft kömmt, wie die Abendſonne, das Gedächtnis vergangner Zeiten in meine Seele.

Angenehm ſind die Worte des Geſangs, ſagte Cuchullin, und lieblich die Geſchichten vergangener Zeiten. Sie ſind, wie der ſtille Thau des Morgens auf dem Rehhügel, wenn die Sonne ſchwach auf ſeine Seite ſchimmert, und der Teich unbewegt und blau im Thale ſteht.

Oſſian.

Unlucky, as Fungoſo in the play,
Theſe ſparks with awkward vanity diſplay,
What the fine gentleman wore yeſterday.

Pope. Eſſay on Criticism.

Some foreign writers, ſome our own deſpiſe;
The ancients only or the modern priſe;
Thus wit, like Faith, by each man is apply'd
To one ſmall ſect, and all are damn'd beſide.

Ebendeſ.

Vergebens, daß der gelaſſene vernünftige Menſch den Zuſtand eines Unglücklichen überſieht, vergebens, daß er ihm zuredet, eben

als wie ein Geſunder, der am Bette des Kranken ſteht, dem von ſeinen Kräften nicht das geringſte einflößen kann.

Göthe.

Inſtant ardentes Tyrii, pars ducere muros,
Molirique arcem, et manibus ſubuoluere ſaxa.
Pars optare locum tecto, et concludere ſulco.
Jura, magiſtratusque legunt, ſanctumque Senatum.
Hic portus alii effodiunt: hic alta theatri
Fundamenta locant alii, immanesque columnas
Rupibus excidunt, ſcenis decora alta futuris.
Qualis apes aeſtate noua per florea rura
Exercet ſub ſole labor, quum gentis adultos
Educunt fetus, aut cum liquentia mella
Stipant, et dulci diſtendunt nectare cellas,
Aut onera accipiunt venientum, aut agmine facto
Ignauum fucos pecus a praeſepibus arcent.
Feruet opus, redolentque thymo fragrantia mella.

Virgil. Aeneid. I.

Ipſum me melior quum peteret Venus,
Grata detinuit compede Myrtale
Libertina, fretis acrior Adriae
Curuantis Calabros ſinus.

Horat. I, 33.

Denkt er, so ist ein Gedanke von ihm so schön,
als die Seele,
Als die ganze Seele des Menschen, geschaffen
der Gottheit,
Wenn sie, ihrer Unsterblichkeit würdig, ge-
dankenvoll nachsinnt.

Klopstock.

Wie vom schwermüthigen Alp gedrückt, der Träumende schnell zum Lichte erwacht, so lag dem scharfen Blicke Daniels der große Knoten seines Kummers vor Augen; allein dem Feldherrn gleich, der gleich entschlossen zum Siegen oder Sterben bei der Nachricht eines feindlichen Ueberfalles dem forschenden Auge des treulosen Ueberläufers sich verhüllt, blickt der Freund des Herrn mit edlem Kaltsinn auf den Sklaven herab. Moser.

Fliehe nicht, Mädchen! oder flieh, wie die Rose flieht, wenn ein Zephyr sie küßt; sie biegt sich von ihm weg, und kömmt lächelnd zu seinen Küssen zurück.

Geßner.

* Beispiele von komischen Gleichnissen siehe bei Home Th. II. Kap. 19.

§. 199.

Darstellung unter einem sinnlichen Bilde.

Das Gleichnis befördert die Lebhaftigkeit der Darstellung, aber noch mehr leistet dies die Metapher, oder die Darstellung eines Begriffes unter einem ähnlichen anschaulichen Bilde. In dem Gleichnisse werden beide, der verglichene Begriff, und der, mit welchem er verglichen wird, nacheinander der Seele vorgestellt; dies gewährt ihr zwar einiges Vergnügen, und erwärmt die Einbildungskraft; aber in der Metapher schweben ihr beide, das Bild, und das Vorgebildete, auf einmal vor: sie betrachtet beide ohne die geringste Anstrengung: sie findet in dem Gefühle ihrer Kraft und Fertigkeit ein süßes Vergnügen. Wenn ich von einem großen Minister sage, auf ihm ruhe der Staat, wie auf einer Stütze; so vergleiche ich; wenn ich ihn aber geradezu eine Stütze des Staates nenne; so ist das mehr, als Gleichnis: das Bild und das Abgebildete erscheinen in einem und demselben Worte; die Deutlichkeit der Vorstellung verliert nichts dabei, und die Lebhaftigkeit gewinnt. Man sieht leicht, wie viel es auf den schicklichen Gebrauch dieser Figur ankomme: sie ist ganz für die Einbildungskraft gemacht: ohne sie würde das Feld der schönen Wissenschaften öde liegen.

Die vorzüglichſten Regeln, welche man bei dem Gebrauche der Metapher beobachten muß, ſind folgende:

a) Brauche die Metapher nicht zur Unzeit, nicht am unrechten Orte. Redeſt du zum Verſtande, ſo drücke dich beſtimmt und eigentlich aus: ſprichſt du in der Leidenſchaft, ſo wähle keine künſtliche Bilder, ſondern die Sprache der Natur. Einige Metaphern ſchicken ſich wohl in Gedichten, aber nicht in Proſa: einige thun im erhabenen Stil gute Wirkung, im mittlern werden ſie ſteif und gezwungen. Beherzige alſo wohl, was Cicero ſagt: Is enim eſt eloquens, qui et humilia ſubtiliter, et magna grauiter, et mediocria temperate poteſt dicere. Nam qui nihil poteſt tranquille, nihil leniter, nihil definite, diſtincte dicere, is cum non praeparatis auribus inflammare rem coepit, furere apud ſanos, et quaſi inter ſobrios bacchari temulentus videtur.

b) Nimm dein ſinnliches Bild von ſolchen Gegenſtänden, welche keine unangenehme, ekelhafte Nebenideen erwecken. Die ganze Schöpfung bietet dem Schriftſteller ihren Reichthum dar; aber dieſer

wird,

wird, wenn er seinen Vortheil kennt, nur solche Bilder von ihr entlehnen, welche den Anstand, die Sittlichkeit, und überhaupt die Würde nicht beleidigen. Er wird sich nicht zu einem schmuzigen Gemälde reizen lassen, um derb zu sein; er wird den stärkern, aber unedlen Ausdruck fahren lassen, und den schwächern vorziehen, wenn dieser nur die Würde nicht verletzt. Ein Senator hatte, zu Cicero's Zeit, seinen Gegner das stercus curiae genannt. Der Geschmack des großen Redners konnte diese unedle Benennung nicht billigen. Quamvis sit simile, sagt er, tamen est deformis cogitatio similitudinis.

c) Die Metapher muß verständlich sein. Ohne diese Eigenschaft wird sie die Einbildungskraft verwirren, nicht erleuchten. Wider diese Regel sündigen die Schriftsteller, welche sich's zum Geschäfte machen, ihre Bilder von unbekannten Gegenständen herzuholen. Zwang ist das zuverläßigste Kennzeichen eines unberufenen Schreibers. Zwar dürfen unsere Bilder nicht zu gemein, nicht durch täglichen Gebrauch abgenutzt sein; sie müssen immer eine Art von Neuheit haben; aber Neuheit und Dunkelheit sind nicht einerlei.

d) **Gieb deinen Metaphern Einheit.** Wider dieſe wird auf eine dreifache Weiſe verſtoſſen, 1) wenn metaphoriſche und eigenthümliche Sprache miteinander vermiſcht werden, 2) wenn heterogene, und 3) wenn gar entgegengeſetzte Metaphern über denſelben Gedanken in einem Aufſatze vorkommen. Das Verbrechen iſt um ſo größer, je dichter jene heterogene oder entgegengeſetzte Wörter aneinander ſtehen. Wie ſchön wäre folgende Stelle aus Oſſians Fingal, wenn die Metapher ganz durchgeführt wäre!

Trothal wogte heran mit dem Strome ſeines Volkes, aber ſie ſtießen auf einen Felſen; denn Fingal ſtand unbeweglich. Gebrochen rollten ſie zurücke von der Seite des Felſen. Aber ſie rollten nicht ſicher zurück; des Königs Speer verfolgte ſie.

Warum doch hier der Fels einen Speer nehmen mußte! Selbſt die beſten Schriftſteller hüteten ſich nicht ſorgfältig genug vor dieſem Fehler.

Ut enim fulgore ſuo, qui praegraudet aures
Infra ſe poſitas. Horaz.

Ah! quanta laboras in charybdi,
Digne puer meliore flamma!
Ebendorf.

There is not a single view of human nature, which is not sufficient to extinguish the seads of pride. Addison.

e) Verfolge eine Metapher nicht zu lange. Laß dem Zuhörer oder Leser auch etwas zu denken; spinne deinen Gedanken nicht zu fein aus, setze den Leser in Stand, auch etwas von dem seinigen hinzuzudenken. Es giebt Schriftsteller, welche, wenn sie einmal ein schönes Bild erhascht haben, sich nicht mehr von ihm trennen können. Unter den Kirchenvätern hatte vorzüglich Chrysostomus diese Schwachheit. — Auch Young war nicht frei davon in seinen Nachtgedanken. Er redet dem Alter zu, sich mit dem Gedanken des Todes zu beschäftigen.

Walk thoughtfull on the silent solemn shore
Of that vast ocean, it must sail so soon.

Wie schön, wenn er nicht hinzugesetzt hätte:

And put good works on board; and wait the wind,
That shortly blows us into worlds unknown.

Eine fortgeführte Metapher, in welcher der eigentliche Sinn nicht ausdrücklich angezeiget, sondern von dem Leser hinzugedacht wird, nennt man Allegorie. Diese

unterſcheidet ſich alſo von der Metapher 1) durch ihre größere Ausdehnung, 2) dadurch, daß in jener der Sinn ausdrücklich beſtimmt, in dieſer nur durch Bilder angegeben wird. Ein Beiſpiel wird die Sache am beſten aufklären. „Achilles war tapfer, wie ein Löwe", das iſt ein Gleichnis. „Achilles war ein Löwe", das iſt eine Metapher. „Der Löwe, vor deſſen Gebrülle Nazionen zitterten, ward endlich erlegt". Sage ich dies von Achilles, ohne ihn zu nennen, ſo ſage ich eine, aber nicht gar ſchöne Allegorie.

In den ältern Zeiten war die Allegorie das gewöhnliche Vehikel, die Moral zu verbreiten. Die Sinnbilder der Aegyptier, und die Parabeln der Hebräer waren nichts anders, als große Allegorien. Die heilige Schrift enthält eine Menge derſelben, von denen ſich viele durch edle Einfalt und Fruchtbarkeit der Gedanken auszeichnen. Ich führe eine einzige an, welche gewiß zu den ſchönſten gehöret.

Du haſt einen Weinſtock aus Aegypten gehelt: du haſt die Heiden verbannt, um ihn zu pflanzen. Du machteſt ihm Luft, und ließeſt ihn tief wurzeln. Bald verbreitete er ſich über das Land. Die Hügel wurden mit ſeinem Schatten bedeckt: ſeine Reben ſchoſſen auf, wie

wie Zedern. Bis in die See ſtreckten ſich ſeine Reben aus, bis in den Fluß ſeine Zweige. Warum haſt du den Zaun niedergeriſſen, daß jeder, der vorüber geht, deinen Weinſtock ausreiſſen kann? Der Eber des Waldes verſtöret ihn: wilde Thiere freſſen ihn auf. Komm zurücke, o Gott der Heerſcharen, ſieh herab vom Himmel, und rette deinen Weinſtock! Pſalm LXXX. 9—16.

Mit der Metapher ſind noch jene uneigentliche, aber nicht bildliche Arten des Ausdrucks verwandt, welche wir unter dem Namen der Metonymie, und der Synekdoche kennen. Jene iſt eine Figur, durch welche ſtatt des eigenthümlichen Begriffes ein ſolcher geſetzt wird, der mit ihm in einem Zuſammenhange ſteht. Dieſe verwechſelt Begriffe von größerer Ausdehnung mit Begriffen von geringerer Ausdehnung, oder umgekehrt. Es verſteht ſich, daß beide nur alsdenn für wahre Hülfsmittel der Lebhaftigkeit gelten können, wenn ſie wirklich die Anſchaulichkeit der Begriffe befördern. Die weitere Erklärung findet man in jedem Lehrbuche der Schreibart.

Die ältern Rhetoriker haben der Metapher, der Synekdoche, und Metonymie, nebſt noch einigen ähnlichen Figuren die Benennung der Tropen gegeben, um ſie von den übrigen Figuren zu unterſcheiden. Es

lohnet der Mühe nicht, darüber ein Wort zu verlieren. Nützlicher sind vielleicht einige Bemerkungen über den Ursprung der sogenannten Tropen. Das Bedürfnis erzeugte sie, und der luxus vermehrte sie. Die Armuth an eigenthümlichen Zeichen nöthigte die noch rohen Menschen, sich der uneigenthümlichen zu bedienen. Auch die Gemächlichkeit bestimmte sie zu dem Gebrauche derselben. Sie wollten ihre Worte nicht ins unendliche vervielfältigen: daher suchten sie Mittel, mit einem und demselben Worte mehrere Ideen zu bezeichnen. Bald fanden sie ein Vergnügen daran: die Tropen, besonders die Metapher, gaben ihrer Einbildungskraft eine angenehme Beschäftigung, und man wählte nun auch in Fällen, wo es nicht an eigenthümlichen Ausdrücken fehlte, doch lieber uneigenthümliche. Modus transferendi verba late patet; quem necessitas primum genuit, coacta inopia et angustiis, post autem delectatio jucunditasque celebravit. Nam vt vestis, frigoris depeliendi causa reperta primo, post adhiberi cœpta est ad ornatum etiam corporis et dignitatem, sic verbi translatio instituta est inopiae causa, frequentata, delectationis. Cicero de Oratore.

° Sieh Blair B. I. S. 317. folgg. der Basler Ausgabe.

§. 200.

Vergegenwärtigung.

Zu den wirkſamſten Mitteln, die Einbildungskraft zu täuſchen, gehöret die Vergegenwärtigung abweſender Dinge. Die Figuren, wodurch ſie bewirkt wird, ſind: das hiſtoriſche Tempus, die Perſonification, die Viſion, und die Apoſtrophe.

Das hiſtoriſche Tempus erzählt längſtgeſchehene Dinge, als gegenwärtig: es wird ſo wohl in der niedern, als erhabenen, und pathetiſchen Schreibart gebraucht. Um ſchön zu ſein, muß es a) nicht unvorbereitet, b) angemeſſen, c) nicht zu lange anhaltend ſein.

Die Perſonification iſt tief in der menſchlichen Natur gegründet, und die ganze Sprache iſt darauf gebauet. Sie befördert die Lebhaftigkeit ungemein, indem ſie todte Gegenſtände nicht allein belebt, ſondern auch unſerer eigenen Natur näher bringet, und dadurch für uns intereſſanter macht. Sie hat verſchiedene Grade. Sieh Adelung.

Die Viſion kann nicht anders, als im ſtärkſten Enthuſiasmus gebraucht werden.

Sie setzet voraus, daß der Redner oder Dichter ganz von seinem Gegenstande erfüllet sei, und ihn wirklich mit Augen zu sehen glaube. Merket der Zuhörer, daß sie nicht Werk der höchsten (doch immer regelmäßigen) Imagination, sondern Werk der Kunst sei; *so geht alle Täuschung verloren.*

Die Apostrophe, oder Anrede wird entweder an gegenwärtige, oder an abwesende, oder gar an leblose Wesen gerichtet. Im letzten Falle verbindet sie sich mit der Personification, und fodert desto mehr Vorbereitung, bewirkt aber auch, wenn sie am rechten Orte steht, die höchste Täuschung.

Die Figuren, von welchen hier gehandelt wird, gehören zu den stärksten, müssen also nur sparsam, und mit vieler Behutsamkeit gebraucht werden, besonders vor unserm pflegmatischen Publikum. Nichts reizet mehr zum lachen, als ein öffentlicher Redner, der Flammen sprühet, indeß seine Zuhörer gähnen.

§. 201.

Figuren für die Leidenschaften.

Die vorzüglichsten sind: Der Aufruf, die Vergrößerung, die Ironie, mit den übrigen Figuren des Spottes, der

der Wunſch, die Betheurung, die Beſchwörung, und die Verwünſchung. Die Erklärung derſelben liegt ſchon in ihren Namen, und Beiſpiele finden ſich allenthalben. Vorſchriften darüber zu geben, wäre überflüſſig; ſie entſtehen von ſelbſt, ſo bald wahre Empfindung da iſt. Ohne dieſe machen ſie den Schriftſteller nur lächerlich.

§. 202.

Figuren des Witzes und des Scharfſinnes.

Adelung rechnet hieher die Vergleichung, das Antitheton, oder den Contraſt, den Gegenſatz mit ſeinen beiden Hauptarten: der Paronomaſie und Antitheſe, das Unerwartete, das Paradoxe, das Naive, und endlich die Sentenz, oder den Denkſpruch. Wir können uns, der Kürze wegen, auf das beziehen, was in der allgemeinen Aeſthetik §§. 93, 95, 96, 97. folgg. geſagt worden. Die Anwendung der allgemeinen Grundſätze, welche dort aufgeſtellt wurden, auf die Schreibart iſt ſo leicht, daß es unnütz wäre, uns hier länger aufzuhalten. Nur von der Vergleichung iſt zu merken, daß ſie mit dem Gleichniſſe nicht ganz einerlei ſei. Dieſes hat vorzüglich Anſchaulichkeit, jene Vergnügen zum Zwe-

cke.

cke. Das Gleichnis bezieht sich aufs Ganze, die Vergleichung verbreitet sich mehr über einzelne Theile. Jenes ist kurz: diese weitläufiger und umständlicher. — Die Eigenschaften eines guten Denkspruches sind Schicklichkeit, Fruchtbarkeit, und vor allem Wahrheit. Die Figuren des Witzes müssen im ernsthaften Stile selten, im leidenschaftlichen nie gebraucht werden. Ihre Hauptrolle spielen sie im Komischen und Niedrigkomischen.

§. 203.

Unächte Mittel, die Lebhaftigkeit zu befördern.

Als solche werden mit Recht betrachtet 1) die Onomatopäie, 2) biblische Parodien und Anspielungen, 3) das Echo, 4) das Anagramm, 5) Sprüchwörter, 6) das Sinnbild, 7) das Räthsel.

Ueber die Onomatopäie haben wir uns schon an einem andern Orte erklärt. S. §. 195. Was für ein Vergnügen gewähret wohl der rohe Naturlaut einem ästhetischen Ohr?

Die Bibel enthält die geheiligten Wahrheiten unserer Religion: komische Anspielungen

lungen auf ihre Ausſprüche und Redensarten verrathen oft Gottloſigkeit, allemal leichtſinn, nie Beſcheidenheit und Achtung gegen ſeine Mitmenſchen.

Ueber das Echo wird es nicht nöthig ſein mehr zu ſagen, als daß es ein weiland ſeltſames Wortſpiel ſei.

Das Anagramm verſetzt die Buchſtaben eines Wortes, um ein anderes herauszubringen. Als Spielwerk mag es zuweilen in der Geſellſchaft ein lächeln erregen: aber als Mittel der Lebhaftigkeit in der Schreibart taugt es nichts.

Unter den Sprüchwörtern muß man einen Unterſchied machen. Einige ſind ganz unedel, und ſolche müſſen aus jedem guten Aufſatze, ſelbſt aus dem Munde eines guten Geſellſchafters auch immer verbannt bleiben. Andere ſind zwar gemein, aber nicht unedel: ſolche können nicht ſo ſchlechterdings verworfen werden. Wohl taugen ſie nicht in der erhabenen Schreibart, aber in populären Aufſätzen und Vorträgen mögen ſie mit gutem Nutzen gebraucht werden.

Das Sinnbild im ängern Verſtande des Wortes bedeutet ein Bild, welches einen unſinn-

unsinnlichen Verstand hat, und dem ein kurzer Ausspruch (Devise) als Schlüssel angehängt wird. Man hat endlich aufgehört, dieses Steckenpferd zu reiten.

Das Räthsel ist eine, gemeiniglich in eine Frage eingekleidete Allegorie, wo die angegebenen Merkmale sich zu widersprechen scheinen. Es hat gewisse Regeln, mit welchen wir uns hier nicht abgeben können. In gesellschaftlichen Unterhaltungen mag es zuweilen gute Dienste thun; nur verdient es nicht, als Verschönerungsmittel der Schreibart betrachtet zu werden.

§. 204.

Allgemeine Hülfsmittel, den Stil zu bilden.

Das Erste, was zu einem Schriftsteller erfodert wird, ist das Genie. Wir haben davon in der allgemeinen Aesthetik gehandelt, und können dahin zurücke weisen.

Der Geschmack ist der Mentor des Genies, und die zweite Eigenschaft des Mannes, welcher die Laufbahn eines Schriftstellers betreten will. Auch darüber brauchen wir nichts weiter hier zu sagen.

Daß

Daß drittens einem Schriftsteller gründliche Kenntnis der Aesthetik, und der Regeln eines guten Stils unentbehrlich sei, bedarf doch wohl keines Beweises mehr; da diese ganze Arbeit es beweiset.

Die Lektüre der klassischen Schriftsteller gehöret viertens unter die nothwendigsten Hülfsmittel, zu einem guten Stil zu gelangen. Klassische Schriftsteller sind diejenigen, welchen ihre pünktliche Beobachtung der Regeln des Schönen das Zutrauen und den allgemeinen Beifall der Kenner erworben haben. Ein vertrauter und anhaltender Umgang mit ihnen verfeinert das Gefühl, erweitert die Kenntnisse, berichtiget die Begriffe, befestiget den Geschmack, und veredelt selbst das Herz. Doch muß sich der Jüngling vor Abgötterei hüten. Auch die größten Männer hatten ihre Schwachheiten. „Ihr müsset nicht „glauben, sagt Quintilian, Alles sei „vollkommen, was große Redner je gesagt „haben. Auch sie fehlen zuweilen, auch „sie erliegen unter der Bürde, oder folgen „allzusehr dem Hange ihres Temperaments. „Nicht immer arbeiten sie mit Anstrengung: manchmal ermüden sie. Deshalb „scheint dem Cicero bisweilen ein Demosthen, und dem Horaz selbst ein „Homer

„Homer einzuschläfen. Sie waren große „Männer, aber sie waren Menschen. „Wenn junge Leute Alles, was sie bei ihs„nen finden, für Regel ansehen; so wers„den sie leicht versucht, ihre Fehler nach„zuahmen — und glauben dann, den großen „Männern zu gleichen, weil sie ihre Feh„ler angenommen haben". L. X, 1.

Das letzte, und nothwendigste Hülfsmittel endlich ist die Uebung, unter der Aufsicht eines verständigen und geschmacksvollen Lehrers. Fehlet es an einem solchen; so läßt sich der Mangel dadurch ersetzen, daß man oft eine Stelle aus einem klassischen Buche liest, selbst über den Gegenstand nachdenkt, und dann es versucht, ihn auch mit seinen eigenen Worten darzustellen. Ist die Arbeit gethan; so läßt man sie einige Zeit liegen, alsdenn übersieht man sie mit kaltem Blute, hält sie gegen jene des Klassikers, und bemerkt die Abweichungen von derselben.

Collektaneen, und Phrasesbücher verderben allen Geschmack, und machen jenes Horazianische wahr:

Purpureus latet, qui splendeat, unus et alter
Assuitur pannus.

Eben

Eben ſo wenig taugt die ſklaviſche Nachahmung klaſſiſcher Schriftſteller. Jeder Menſch hat ſeine eigene Art zu denken und zu empfinden: dieſe muß in ſeinen Schriften ſichtbar bleiben.

Das Ueberſetzen wird oft als ein Mittel angeſehen, den Stil zu bilden. Das iſt es aber gewiß nicht; vielmehr dienet es, ihn ſchleppend und ſteif zu machen. Wer zu bald anfängt zu überſetzen, wird es gewiß in der Schreibart nicht weit bringen. Der größte Vortheil, den Ueberſetzungen für junge Leute haben, beſteht wohl darinn, daß dieſe mit den Schwierigkeiten, und Eigenthümlichkeiten beider Sprachen bekannt werden.

§. 205.

Beſchluß des zweiten Haupttheiles.

So viel von den allgemeinen Eigenſchaften, und Beförderungsmitteln eines guten Stils. Nun werden wir vom Allgemeinen zum Beſondern fortſchreiten können. In der Theorie der Poeſie und Beredſamkeit werden wir gebahnte Straſſe finden. Und dies iſt wohl auch das einzige Verdienſt, welches ich mir durch meinen Plan erworben zu haben glaube.

Ende des zweiten Theils.